



ORDEN POUR LE MÉRITE  
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

REDEN UND GEDENKWORTE

SIEBENUNDDREISSIGSTER BAND  
2008 – 2009

WALLSTEIN VERLAG



# INHALT

## ERSTER TEIL

### ÖFFENTLICHE SITZUNG DES ORDENS AM 8. JUNI 2009 IN BERLIN

<i>Ordenskanzler Horst Albach</i>	
Begrüßung . . . . .	13
Festvortrag	
<i>Gerhard Casper</i>	
Ein junger Mann aus »ultima Thule« zu Besuch bei Jefferson: Alexander von Humboldt in Washington . . .	19
Gedenkworte	
<i>Eberhard Jüngel</i>	
Sir Henry Chadwick . . . . .	41
<i>Fritz Stern</i>	
Bronisław Geremek . . . . .	49
Aufnahme neuer Mitglieder: Laudationes und Dankesworte	
<i>Erwin Neher</i>	
Svante Pääbo . . . . .	61
<i>Anton Zeilinger</i>	
Theodor W. Hänsch . . . . .	63

<i>Hans Magnus Enzensberger</i>	
Durs Grünbein . . . . .	67

Besuch der Gandhara-Ausstellung

<i>Bernard Andreae</i>	
Neues zum Alexandermosaik . . . . .	75

Reden bei der Verleihung  
des Großen Bundesverdienstkreuzes mit Stern  
an die ausländischen Mitglieder des Ordens

<i>Bundespräsident Horst Köhler</i>	
»Eine weltbürgerliche Gemeinschaft der Wissenschaft« . . .	85

<i>Ordenskanzler Horst Albach</i>	
Die Ausbildung Alexander von Humboldts zum Betriebswirt	89

Tischreden beim Mittagessen  
auf Einladung des Staatsministers

<i>Horst Albach</i>	
Deutsch als Ordenssprache . . . . .	97

<i>Bernd Neumann</i>	
»Im Bund mit der Kultur« – Rückblick und Ausblick . . . .	101

ZWEITER TEIL

DIE HERBSTTAGUNG IN BONN

VORTRÄGE

<i>James Sheehan</i>	
Deutsche und Amerikaner auf dem Petersberg . . . . .	109

<i>Umberto Eco</i>	
Il Miracolo di San Baudolino . . . . .	119
<i>Burkhard Kroeber</i>	
Übersetzung: Das Wunder von San Baudolino . . . . .	130
<i>Horst Albach</i>	
Die Ausstellung »Space to Experience« von Magdalena Abakanowicz . . . . .	143
<i>Peter Busmann</i>	
Magdalena Abakanowicz: Mitglied des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste . . . . .	145
<i>Dirk Elbers</i>	
Wenn Riesen zu tanzen sich trauen . . . . .	149

DRITTER TEIL  
PROJEKTE DES ORDENS

I. BESTÄNDIGKEIT UND VERGÄNGLICHKEIT VON RUHM

1. Wissenschaftler

<i>Hermann Haken</i>	
Der Physiker und Mathematiker Hendrik Antoon Lorentz	157
<i>Wolfgang Gerok</i>	
Ernst-Heinrich Weber 1795-1878 . . . . .	163

2. Maler und Architekten

<i>Hubertus von Pilgrim</i>	
Ernst Rietschel – 150 Jahre . . . . .	187

II. DIE MITGLIEDER DES ORDENS  
IM DRITTEN REICH

*Christian Tomuschat*  
Erich Kaufmann. . . . . 219

*Friedrich Hirzebruch*  
Der Mathematiker David Hilbert . . . . . 237

*Ludwig Finscher*  
Zwei Komponisten und ein Dirigent  
im Nationalsozialismus: Strauss, Pfitzner und Furtwängler 253

III. WISSENSCHAFTLICHE POLITIKBERATUNG

*Stig Strömholm*  
Akademien und Forschungspolitik –  
schwedische Erfahrungen . . . . . 267

*Christian Tomuschat*  
Politikberatung durch den Menschenrechtsausschuß  
der Vereinten Nationen? . . . . . 275

IV. BEGEGNUNGEN MIT DER JUGEND

Mitglieder des Ordens Pour le mérite  
treffen Göttinger Gymnasiasten . . . . . 287

Ordensmitglieder im Gespräch mit Studierenden. . . . . 293

VIERTER TEIL  
BILDER

*Ingo Bulla*  
Herbsttagung 2008 in Bonn . . . . . 297  
Jahrestagung 2009 in Berlin . . . . . 311

ANHANG I

Satzung des Ordens . . . . . 331  
  
Verzeichnis der derzeitigen Mitglieder  
des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste . . . 339

ANHANG II

BESTÄNDIGKEIT UND VERGÄNGLICHKEIT VON RUHM:  
DIE KOMPONISTEN DES ORDENS  
(AUF DER BEIGEFÜGTEN CD)

Das Bläser-Ensemble Berlin unter der Leitung  
von Professor Christian-Friedrich Dallmann

*Paul Hindemith*

Zwei Sätze aus dem Septett 1952

*Felix Mendelssohn-Bartholdy*

Nocturne C-Dur op. 24

Das Chur Cölnische Kammerorchester Bonn der Klassischen Philharmonie Bonn unter der Leitung von Professor Heribert Beissel

*Richard Strauss*

Vorspiel aus der Oper »Capriccio« op. 85

*Gioacchino Rossini*

Streichersonate Nr. 1 G-Dur

Moderato

Andantino

Allegro

*Paul Hindemith*

Aus »Acht Stücke für Streicher« op. 44 Nr. 3

Nr. 2 Schnell

Nr. 3 Mäßig schnell

Nr. 7 Lebhaft

Nr. 5 Schnell

*Niels Wilhelm Gade*

Novellette F-Dur aus op. 53

Auf der CD finden sich außerdem zwei Werke von

*Wolfgang Amadeus Mozart*

Divertimento D-Dur KV 136

Allegro

Andante

Presto

Divertimento C-Dur KV 157

Allegro

Andante

Presto

ERSTER TEIL

ÖFFENTLICHE SITZUNG DES ORDENS  
AM 8. JUNI 2009  
IN BERLIN



# ORDENSKANZLER HORST ALBACH

## BEGRÜSSUNG

---

Hochverehrter Herr Bundespräsident, lieber Protektor des Ordens, verehrte, liebe Frau Köhler, Exzellenzen und Eminenzen, hochgeschätzte Mitglieder des Bundestages, des Bundesrates und des Abgeordnetenhauses, Ew. Königliche Hoheit, liebe Frau Berggreen-Merkel, liebe Gäste, liebe Schüler der beiden Berliner Alexander-von-Humboldt-Gymnasien, meine Damen und Herren!

### I.

Gestatten Sie, Herr Bundespräsident, daß ich Sie sehr herzlich beglückwünsche zu Ihrer Wiederwahl. Der 23. Mai war ein Tag des Glücks, des Jubels und der Freude! Es war ein Tag der rationalen Erwartungen und der Emotionen! Wie Sie Ihrer Frau dankten! Liebe Frau Köhler, ich möchte Sie in meine Freude und meinen Dank einschließen. Sie haben uns ein großes Geschenk gemacht mit Ihrer Einwilligung zu einer zweiten Amtszeit. Danken möchte ich Ihnen für Ihr Interesse am Orden, besonders für Ihre Teilnahme an den Öffentlichen Sitzungen.

Lieber Herr Bundespräsident! Lassen Sie mich mit diesem Glückwunsch auch meinen Dank verbinden für die Begleitung des Ordens in den vier Jahren meiner nun zu Ende gehenden Amtszeit. Ich hoffe, wir haben etwas beitragen können zu der Identifikation der Menschen in diesem Land mit der »Kulturnation Deutschland«, die Sie zum Leitthema Ihrer Rede beim Festakt zum Tag der Deutschen Einheit am 3. Oktober 2008 in Hamburg gemacht haben. Wir sind Ihnen sehr dankbar dafür, daß Sie nun als Protektor des Ordens weiter wirken können.

Ich möchte an dieser Stelle auch den beiden Vizekanzlern, Herrn Professor Neher und Herrn Dr. Hans Magnus Enzensberger, deren Amtszeit ebenfalls abläuft, für die sehr erfreuliche Zusammenarbeit danken.

Herr Bundespräsident, ich weiß, daß Sie unseren Nachfolgern die gleiche Anteilnahme an den Aktivitäten des Ordens entgegenbringen werden wie uns, und ich möchte unsere Nachfolger, Herrn Professor Jüngel, Herrn Professor v. Pilgrim und Frau Professor Nüsslein-Volhard, dazu beglückwünschen.

## II.

Meine Damen und Herren! Der Orden feiert in diesem Jahre seine Mitglieder Alexander von Humboldt und Charles Darwin. Alexander von Humboldt starb vor einhundertfünfzig Jahren. Charles Darwin wurde vor zweihundert Jahren geboren. Alexander von Humboldt war der erste Kanzler der Friedensklasse des Ordens Pour le mérite, den König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen bereits zwei Jahre nach seinem Regierungsantritt dem Orden Pour le mérite Friedrichs des Großen »hinzufügte«. Alexander von Humboldt war Demokrat, und das hieß zu seiner Zeit: Er war ein »politischer Revolutionär«. Charles Darwin revolutionierte das Verständnis der Naturwissenschaftler von der Evolution und der Menschen von der Schöpfung des Menschen. Das gestrige öffentliche Symposium war

dem Gedenken an diese beiden großen Mitglieder des Ordens gewidmet. Die Festrede in der heutigen Öffentlichen Sitzung ist Alexander von Humboldt gewidmet.

### III.

Meine Damen und Herren! Es ist mehr als eine gute Tradition des Ordens, ihrer in diesem Jahr verstorbenen Mitglieder zu gedenken. In unserem Gedenken mischen sich Trauer um den Verlust eines bedeutenden Mitglieds und Freundes mit dem Stolz darauf, daß er diesem Orden angehört und sein Leben bereichert hat. Ich möchte Lady Chadwick und die Mitglieder ihrer Familie sehr herzlich begrüßen.

Ich erteile nun Herrn Casper das Wort zu seinem Festvortrag über Alexander von Humboldt in Washington.



# FESTVORTRAG



GERHARD CASPER

EIN JUNGER MANN AUS »ULTIMA THULE«  
ZU BESUCH BEI JEFFERSON:  
ALEXANDER VON HUMBOLDT IN WASHINGTON

---

Sehr geehrter Herr Bundespräsident, sehr geehrter Herr Ordenskanzler, meine sehr geehrten Damen und Herren,

Die Humboldt-Literatur ist so immens, daß ein frischer Beitrag zur Forschung kaum zu leisten ist. Im folgenden möchte ich, vor dem Hintergrund meiner Kenntnisse Jeffersons und seiner Zeit, eine Vignette bieten, die, vor allem Briefe, Tagebücher und ähnliche Dokumente benutzend, so lebendig wie möglich einen Einblick gibt in einige der Fragen, die Humboldt und Jefferson am Anfang des 19. Jahrhunderts beschäftigt haben. Die Fragen sind groß und vielfältig. Sie reichen von der Rolle und Expansion der Vereinigten Staaten bis zur Naturforschung und Sklaverei. Die Liste der möglichen Gegenstände ist zwar nicht unbegrenzt, aber lang. Der Kanzler hat mir, in Ihrem Interesse, nur dreißig Minuten zugebilligt.

Am 4. Juni 1804 gab Präsident Jefferson ein Essen im President's House<sup>1</sup> für Alexander von Humboldt, seine Reisegefährten Bonpland und Montúfar und für Humboldts neuerworbene Bekannte aus Philadelphia, unter ihnen der Portraitmaler und Gründer eines Naturkundekabinetts, Charles Willson Peale.

Peale berichtet in seinem Tagebuch, daß das Essen sehr elegant gewesen sei und daß weder getoastet noch von Politik geredet wurde. Statt dessen beschäftigte sich das für die gesamte Tischgesellschaft anregende Gespräch mit Naturgeschichte, Verbesserungen des täglichen Lebens und den Sitten anderer Länder.

Man denkt an ein berühmtes Bonmot John F. Kennedys, der bei einem Essen für Nobelpreisträger im Jahre 1962 seine Gäste mit den Worten begrüßte, daß es sich bei dieser Veranstaltung um die bemerkenswerteste Versammlung von Talent und Wissen handle, die es jemals im Weißen Haus gegeben habe, es sei denn, wenn Thomas Jefferson allein speiste. Präsident Kennedys Anspielung reflektiert Jeffersons Ruf unter Zeitgenossen und in der Nachwelt für weitreichende und lebenslang verfolgte wissenschaftliche, technische und architektonische Interessen.<sup>2</sup> In einem Brief an seine Tochter Martha hat er von sich gesagt: »Es gibt keinen aufschießenden Grashalm, nichts, das sich bewegt, was mich nicht interessiert.«

In den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts hatte Jefferson eine detaillierte geographisch-landeskundliche Abhandlung über Virginia, die *Notes on Virginia*, verfaßt. Als Humboldt sich 1804 um eine Einladung nach Washington bemühte, war er mit ihr und mit Jeffersons Ruf wohlvertraut. Jefferson seinerseits hatte keinen Grund, den jungen Preußen aus Paris zu kennen.

Er wolle ihm von Mammutzähnen berichten, die er in den Anden auf über 3000 Meter Höhe gefunden habe, schrieb der 34jährige Alexander von Humboldt am 24. Mai aus Philadelphia an den fast dreißig Jahre älteren Präsidenten der Vereinigten Staaten. Jefferson selbst habe diesen Gegenstand, die Mammut, auf scharfsinnige Weise in seinem Werk über Virginia behandelt.<sup>5</sup>

Der Brief enthielt auch andere Hinweise, die beim Präsidenten Interesse an Humboldt erregen sollten: Humboldts große Bewunderung für Jefferson (die er seit seiner frühen Jugend gehegt habe), seine Bewunderung für die amerikanische Republik, seine Kenntnisse Südamerikas und Neuspaniens, seine abenteuerlichen Reiseerlebnisse –, die Erlebnisse »eines jungen Mannes« aus »ultima



Alexander von Humboldt  
1769-1859  
von Charles Willson Peale

Thule« (Humboldts ironische Bezeichnung für Preußen). Er hoffe auf die Erlaubnis, persönlich seiner Hochachtung Ausdruck geben und in Jefferson einen »Magistrat philosophie« aus der Nähe bewundern zu dürfen, der den Beifall zweier Kontinente auf sich vereine. Welcher Briefempfänger könnte der Versuchung widerstehen, einen »jungen Mann« dieser schmeichelhaften Art zu sich zu bitten? Die Einladung nach Washington erfolgte denn auch prompt. Der amerikanische Konsul in Havanna hatte Jefferson und seinen Außenminister James Madison bereits vorbereitend darauf hingewiesen, daß der Reisende viele nützliche Informationen über das benachbarte Königreich Neuspanien, d.h. Mexiko, besitze.

Humboldt war am 23. Mai, aus Havanna kommend, in Philadelphia eingetroffen. Während der Seereise wurde sein Schiff, die »Concepción«, von einem Sturm so schwer gebeutelt, daß Humboldt um sein und seiner zwei Reisegeossen Überleben sowie um seine 40 Kisten an Manuskripten und Sammlungen, »alle Früchte meiner Arbeit«, fürchtete.

Philadelphia, zu diesem Zeitpunkt, nach New York, die zweitgrößte Stadt der Vereinigten Staaten, hatte zwischen 40- und 50tausend Einwohner, Washington, zum Vergleich, nur etwa fünftausend. Bis zum Herbst 1800 war Philadelphia die provisorische Hauptstadt gewesen. Zu seinen prominentesten Einrichtungen gehörte damals – und gehört auch heute – die American Philosophical Society, zu deren Veranstaltungen Humboldt sofort nach seiner Ankunft in Philadelphia eingeladen und zu deren Mitglied er zwei Wochen nach seiner Abreise gewählt wurde. Humboldts Umgang während seines sechswöchigen Aufenthalts in Philadelphia und Washington bezog sich vor allem auf Mitglieder der Society.<sup>4</sup>

Warum hatte sich Humboldt entschieden, nach Philadelphia zu reisen, statt von Havanna nach Europa zurückzukehren? Er hat sich zu der Frage widersprüchlich geäußert. Es ist natürlich möglich, daß verschiedene Motive zusammengetroffen sind.

In seinem Tagebuch schreibt er während des schon erwähnten Orkans auf dem Wege nach Philadelphia: »Ich fühle mich sehr erregt. Mich untergehen zu sehen am Vorabend so vieler Freuden, mit mir

alle Früchte meiner Arbeit zugrundegehen zu sehen, die Ursache für den Tod zweier Menschen zu sein, die mich begleiten, unterzugehen auf einer Reise nach Philadelphia, die überhaupt nicht notwendig erschien (obgleich sie unternommen wurde, um unsere Manuskripte und Sammlungen vor der perfiden spanischen Politik zu retten).«

Humboldts lateinamerikanische Expedition war von der spanischen Krone genehmigt und mit Pässen unterstützt worden. Es könnte sein, daß er sich fürchtete, zum Opfer politischer Ansprüche in Spanien zu werden, wenn er von Kuba aus die Europareise (nach Spanien?) antreten würde. Er mag das Beispiel seiner Vorgänger, Lorenzo Boturini und Alessandro Malaspina, vor Augen gehabt haben, die beide nach ihren lateinamerikanischen Expeditionen in schwere Konflikte mit der spanischen Regierung gerieten. Von Philadelphia schiffte sich Humboldt direkt nach Frankreich ein.

Es ist auch möglich, daß Vincent Gray, der amerikanische Konsul in Havanna, den Abstecher angeregt hatte, weil ihm klar war, daß Humboldt eine wichtige Quelle von Informationen über Mexiko sein könnte.

Gegenüber Jefferson erklärte Humboldt seine Reise folgendermaßen: »Trotz meines heftigen Wunsches, Paris wiederzusehen ... konnte ich nicht der moralischen Neigung widerstehen, die Vereinigten Staaten zu besuchen und den tröstenden Anblick eines Volkes zu genießen, das das kostbare Geschenk der Freiheit zu schätzen weiß.«

An James Madison, den Außenminister, schrieb er noch überschwenglicher: »[N]achdem ich die großen Erscheinungen sah, die die majestätische Natur der Kordillere der Anden darbietet, und nachdem ich sah, was in der physischen Welt groß ist, kann ich ein geistiges Schauspiel genießen, das ein freies und seinem günstigen Schicksal würdiges Volk bietet.«

Als die Französische Revolution dabei war, den Republikanismus aufzugeben (Napoleon wurde im Mai 1804 zum Kaiser der Franzosen ausgerufen), müssen die Vereinigten Staaten für den grundsätzlich republikanisch gesinnten Befürworter der Menschenrechte das repräsentiert haben, was zu diesem Zeitpunkt in einem »unmora-

lischen und trübsinnigen« Europa (so Humboldt) nicht mehr zu finden war.

Die große Ausnahme zu seiner Idealisierung der Vereinigten Staaten war die Sklaverei. In einem kurz vor seiner Abreise aus Philadelphia geschriebenen Brief an einen ihrer Gegner, William Thornton, den ihm aus Washington bekannten Architekten des Kapitols, benutzte Humboldt Charakterisierungen wie »Schande« und »scheußlich«. Gegenüber dem patriarchalischen Sklavenhalter Jefferson scheint Humboldt allerdings geschwiegen zu haben – als ob ihm Jeffersons generelle Verteidigung der Menschenrechte, der Freiheit und der Demokratie wichtiger war als seine persönliche Inkonsequenz. Humboldts Einstellung war im übrigen ähnlich der von Madame de Staël, die 1816 in einem Brief an Jefferson selbst schrieb, daß, wenn es gelänge, die Sklaverei im Süden abzuschaffen, es *einen* Staat (»gouvernement«) in der Welt geben würde, der, soweit die menschliche Vernunft dies erreichen kann, perfekt wäre.

Zu den Motiven, die Humboldt nach Washington brachten, gehörte sicherlich auch der Wunsch des »jungen Mannes aus ultima Thule«, in Thomas Jefferson ein Staatsoberhaupt kennenzulernen, dessen Schriften, Ideen und Taten ihn, wie er schrieb, seit vielen Jahren angeregt hatten. Er konnte in Präsident Jefferson sozusagen einen »Kollegen« sehen, anders als etwa in Napoleon. Als Humboldt nach seiner Rückkehr in Paris bei Hof präsentiert wurde, soll Napoleons einzige Reaktion gewesen sein: »Sie sind Botaniker. Die Kaiserin beschäftigt sich auch mit Botanik.«

Wir wissen, aber vergessen häufig, wie vernetzt die Wissenschaften am Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts bereits waren. Was die Reise in die Vereinigten Staaten Humboldt ebenfalls bescherte, waren neue wissenschaftliche Kontakte und Anregungen. Er engagierte sich so sehr, daß er in seinen Abschiedsbriefen die Hoffnung ausdrückte, eines Tages zurückzukommen: »Dieses Land, das sich bis zu den Gebirgen im Westen ausdehnt, bietet ein weites Feld, das für die Wissenschaften zu erobern ist.«

Geographie, Kartographie, Pflanzen, Fossilien waren alles Themen, die er im Kreis der American Philosophical Society diskutieren

konnte. Die Gründung der Society war 1743 von Benjamin Franklin angeregt worden. Das Adjektiv »philosophical« bedeutet hier, dem englischen Sprachgebrauch des 18. Jahrhunderts folgend, sich dem Erwerb von Wissen, unter Einschluß der Naturwissenschaften, zu widmen. Franklin lag daran, wissenschaftlich gebildete und erfinderrische Menschen aus den britischen Kolonien in Amerika zu vereinen. Der Zweck war »the promotion of useful knowledge«.

Franklin zielte vor allem auf Ärzte, Botaniker, Mathematiker, Chemiker, Mechaniker, Geographen und Naturphilosophen als Mitglieder ab. Aber auch Juristen, Pfarrer, Kaufleute konnten gewählt werden. Die Society war die erste gelehrte Gesellschaft Nordamerikas und erfüllte für viele Jahrzehnte die Rolle einer wissenschaftlichen Akademie. Ihr erster Präsident war Franklin selbst, ihm folgte der Astronom David Rittenhouse und dann, von 1797 bis 1814, Thomas Jefferson. Nach seiner Wahl zum amerikanischen Präsidenten *blieb* Jefferson Präsident der American Philosophical Society. Humboldts Mitgliedsurkunde trägt Jeffersons Unterschrift.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts gehörte zu den Interessen der American Philosophical Society und Jeffersons, wenn nicht die Vermessung der Welt, so doch die Vermessung und Erforschung Nordamerikas westlich des Mississippi bis zur Pazifikküste.<sup>5</sup> Im Spätsommer 1803 waren Meriwether Lewis und William Clark mit ihrem *Corps of Discovery* aufgebrochen, um die Pazifikküste auf dem Landweg zu erreichen.<sup>6</sup> Das dreijährige Unternehmen war bei Humboldts Ankunft in Philadelphia bereits in Richtung Westen unterwegs.

Die Lewis-und-Clark-Expedition hatte eine unmittelbare Beziehung zu einem der zukunftssträchigsten Ereignisse der amerikanischen Geschichte: Napoleons Verkauf des sogenannten Louisiana Territory an die Vereinigten Staaten. Der Louisiana Purchase verdoppelte deren Gebiet sozusagen über Nacht.

Louisiana war 1800, in dem Geheimvertrag von San Ildefonso, aus spanischem in *französischen* Besitz zurückgewechselt. Da Jefferson eine französische Präsenz in Nordamerika als für amerikanische Interessen an der Schifffahrt auf dem Mississippi und für seine zwar vagen, aber ehrgeizigen Expansionspläne als unwillkommen be-

trachtete, setzte er alles daran, Napoleon jedenfalls zu einem Teilverkauf zu veranlassen. Daß er schließlich das gesamte Louisiana, über 2 Millionen Quadratkilometer, zum Preis von rund \$ 7 pro Quadratkilometer erwerben konnte, hatte nicht zu Jeffersons Erwartungen gehört.<sup>7</sup> Zur Zeit der Vertragsunterzeichnung in Paris Ende April 1803 hatten weder Frankreich noch die Vereinigten Staaten eine genaue Vorstellung von den Grenzen Louisianas und von dem, was sich innerhalb dieser Grenzen befand.

Jeffersons Instruktionen für Lewis und dessen Expedition waren sehr detailliert und reichten von der Kartographie zu den Beziehungen mit indianischen Stämmen, von geologischen und meteorologischen Bedingungen zur Pflanzen- und Tierwelt, einschließlich der Fossilien unbekannter Arten. Obendrein sandte der Präsident Lewis nach Philadelphia für den Ankauf der notwendigen Instrumente und um dort von Mitgliedern der American Philosophical Society in relevanten wissenschaftlichen Disziplinen instruiert zu werden. Lewis' Kontakte in Philadelphia bestanden im wesentlichen aus denselben Männern, die dann Monate später Humboldt aufs wärmste begrüßten – unter ihnen, außer dem schon erwähnten multidisziplinären Peale, zwei spätere Präsidenten der American Philosophical Society, der Anatom und Mediziner Caspar Wistar<sup>8</sup> und der Mathematiker Robert Patterson, sowie ein anderer Mediziner und Botaniker, Benjamin Smith Barton, und John Vaughan, der Schatzmeister und Bibliothekar der Society, ein Weinhändler.

Peale, Wistar und Jefferson hatten eine Leidenschaft gemeinsam, die Paläontologie. Als Jefferson 1797 zur Eidablegung als Vizepräsident der Vereinigten Staaten nach Philadelphia kam, berichtete er der American Philosophical Society über das später nach ihm benannte, in Virginia gefundene Riesenfaultier, *Megalonyx Jeffersoni*. Seine Abhandlung war betitelt »A memoir of the discovery of certain bones of a quadruped of the clawed kind in the western parts of Virginia«. Skelettknochen brachte der Vizepräsident gleich mit. Sie wurden Peale zur Bearbeitung übergeben.<sup>9</sup>

Jeffersons paläontologisches Hauptinteresse galt dem vor etwa zehntausend Jahren ausgestorbenen Mastodon, einem Rüsseltier, das sich

nach den neuesten DNA-Untersuchungen vor 24 bis 28 Millionen Jahren von dem Stammbaum abgespalten hat, der später (vor 6 bis 8 Millionen Jahren) zu den afrikanischen und asiatischen Elefanten und dem *mammuthus primigenius*, dem Wollhaarmammut, führte.<sup>10</sup> Die Bezeichnung Mammut (»mammoth«) wurde häufig auf das Mastodon angewandt (so etwa von Jefferson, Humboldt und Peale). Mastodon und Mammut unterschieden sich vor allem in ihren Zähnen. Das 18. Jahrhundert war von den weitverbreiteten Mammut- und Mastodonfunden fasziniert.

In seinen *Notes on Virginia* hatte Jefferson spekuliert, daß das Mastodon auf nördliche Gebiete Amerikas und auf Flachland beschränkt war. Er zitierte auch Indianer, die behaupteten, das Tier existiere noch. 1801 hatte Peale im Tal des Hudson in New York komplette Skelette gefunden und ein Mastodon für sein Museum in der Philosophical Hall der American Philosophical Society mit Hilfe von Caspar Wistar rekonstruiert. Im Herbst 1803, noch vor Beginn seiner großen Expedition, begab sich Meriwether Lewis in Jeffersons Auftrag nach Big Bone Lick in Kentucky, um dem Präsidenten über die dort außerordentlich reichlichen Fossilien zu berichten und ihm ausgewählte Exemplare zu schicken.<sup>11</sup>

In seinem ersten Brief an Jefferson hatte Humboldt demnach richtig erraten, daß seine eigenen Mastodonfunde südlich des Äquators auf 3000 Meter Höhe Jeffersons Neugier erwecken würden. Humboldt und Jefferson hatten das gleiche Interesse an Erkundung durch Beobachtung, am Messen der Natur, an der Bewertung von Bodenschätzen, an der Sammlung von Daten, an Klassifizierung.<sup>12</sup> In seinen *Notes on Virginia* hatte Jefferson höchst detailliert Buffons Behauptung angegriffen, daß die Tiere der Neuen Welt, im Vergleich zu Europa, weniger zahlreich, kleiner, degenerierter seien. In dieser Kontroverse stand Humboldt natürlich auf der Seite Jeffersons.

Ein Vergleich allein der Inhaltsverzeichnisse für die *Notes on Virginia* und Humboldts *Essai politique sur le royaume de la Nouvelle-Espagne* demonstriert im übrigen eine ihnen gemeinsame Reichweite der Interessen, der nichts fremd war und die sich auf Natur, Demographie, Wirtschaft, Gesellschaft und politische Einrichtung

gen erstreckte. Der Berliner Humboldt-Forscher Ingo Schwarz sieht Jeffersons *Notes on Virginia* als Vorbild für Humboldts Arbeiten über Lateinamerika an.

Am 1. Juni erreichten Humboldt und Begleitung Washington, und am nächsten Vormittag machte Humboldt Jefferson seine erste Aufwartung.

Humboldt verbrachte zehn volle Tage in Washington. Während dieser zehn Tage hatte er häufig Gelegenheit, Jefferson zu sprechen – die Tür des Präsidentenhauses stand ihm offen.<sup>15</sup> Er hatte auch wiederholten Umgang mit Secretary of State Madison, mit Albert Gallatin, dem außerordentlich einflußreichen und fähigen Finanzminister, und dem bereits erwähnten Architekten und Mediziner William Thornton.<sup>14</sup>

Im übrigen war Humboldt, wie man auf englisch sagen würde, »the toast of the town«. Eine der führenden Figuren der Washingtoner Gesellschaft, Margaret Bayard Smith, sah in Humboldt einen »Weltbürger«, »freundlich, freimütig, herzlich in seiner Einstellung, aus sich herausgehend und aufgeklärt in seinen Ansichten.« William Burwell, Jeffersons Privatsekretär, pries ihn als unaffektiert, bemerkenswert lebhaft, geradezu vehement im Gespräch. Andere fanden es amüsant, wenn auch etwas ermüdend, wie Humboldt Englisch, Französisch, Spanisch und Deutsch rapide durcheinander sprach. John Bachman erinnerte sich, daß Humboldt in jeder Gesellschaft der Mittelpunkt war, »bereit jede ihm gestellte Frage zu beantworten, und sein Wesen strahlte Sanftmut, Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit aus.«<sup>15</sup> Jefferson schließlich, in einem Brief an Caspar Wistar, gab seiner höchsten Befriedigung über Humboldts unermeßlichen Schatz an Information Ausdruck, seinerseits ungeduldig dies alles in Druck zu sehen.

Das Hauptinteresse des politischen Washington galt dem, was Humboldt über Mexiko zu berichten hatte. Am 9. Juni – Humboldt war noch in Washington – machte Jefferson ihn schriftlich darauf aufmerksam, daß Spanien den Sabine-Fluß als die Westgrenze Louisianas ansähe (er ist heute der Grenzfluß zwischen den Staaten Louisiana und Texas), während Jefferson das gesamte Gebiet bis zum Rio

Bravo del Norte (heutzutage »Rio Grande« im Amerikanischen) in Anspruch nehmen wollte – ein Ergebnis, das offiziell erst nach dem amerikanisch-mexikanischen Krieg im Vertrag von Guadalupe Hidalgo 1848 von den Vereinigten Staaten erreicht wurde. »Kann der Baron mir mitteilen, welche Bevölkerung von weißer, roter oder schwarzer Hautfarbe zwischen diesen Grenzen lebt? Ob und welche Bergwerke dort vorhanden sind?«

In seiner Antwort wies Humboldt darauf hin, daß, wenn der Rio Bravo del Norte die Westgrenze wäre, Spanien zusätzlich ein Gebiet abgetreten hätte, das der Fläche von zwei Dritteln Frankreichs entspräche. »Aber der politische Wert dieses Gebietes, vor der Vereinigung von Louisiana mit den Vereinigten Staaten betrachtet, ist fast gleich null. Diese 11 756 Quadratmeilen sind der ödeste Teil einer fast menschenleeren Intendencia. Sie haben höchstens 42 000 Einwohner, die meisten sind weiße Abkömmlinge von spanischen Europäern, die von der Weidewirtschaft und von dem Mais leben, den sie auf kleinen vereinzelt Pachtgütern anbauen.« Humboldt bezeichnet das Gebiet als »nicht überwältigend«, ein »jungfräuliches und unbewohntes Land.«

Das Interesse Jeffersons, Gallatins und Madisons beschränkte sich aber nicht etwa auf Mexiko und auf Humboldts Landkarten, die er dem Finanzminister freizügig zum Kopieren überließ, sondern erstreckte sich auf die Masse von Daten und Einsichten, die Humboldt während seiner fünfjährigen Expedition in Lateinamerika gesammelt und verarbeitet hatte.<sup>16</sup> Wahrscheinlich bekam Jefferson von Humboldt ein tieferes Verständnis dafür vermittelt, wie fragil das spanische Imperium in Amerika war. Albert Gallatin glaubte, daß Humboldts geplante Publikationen alle Veröffentlichungen dieser Art übertreffen würden. »Wir werden über Lateinamerika mehr wissen als über die meisten europäischen Länder«, schrieb Gallatin an seine Frau. Nachdem Humboldt nach Europa zurückgekehrt war, blieb er im engen wissenschaftlichen Kontakt und versorgte seine neuen amerikanischen Freunde regelmäßig mit seinen Studien. In seinem Abschiedsbrief an Präsident Jefferson gab Humboldt seiner außerordentlich positiven Grundeinstellung zu den Vereinigten

Staaten Ausdruck: »Ich hatte das Glück, das Oberhaupt dieser großen Republik in der Einfachheit eines philosophischen Zeitalters leben zu sehen<sup>17</sup> und mit der wohlwollenden Güte aufgenommen worden zu sein, die für immer bindet. Ich reise ab, weil es meine Lage erfordert, aber ich nehme den Trost mit mir, daß, während Europa ein umoralisches und trübsinniges Schauspiel bietet, das Volk dieses Kontinents mit großen Schritten auf die Vervollkommnung des gesellschaftlichen Zustandes zugeht.«

Diese Vervollkommnung ließ freilich auf sich warten. Sowohl 1804 wie über die vielen Jahrzehnte, in denen Humboldt ein lebhaftes Interesse an der amerikanischen Politik durch Lektüre und seinen häufigen Umgang mit Amerikanern in Paris und Berlin wachhielt, blieb er vor allem ein intensiver und unversöhnlicher Kritiker der Sklaverei.

Gegenüber William Thornton gab er schon 1804 dem Wunsch Ausdruck, daß der Einfuhr von Sklaven noch vor dem verfassungsrechtlichen Termin von 1808 ein Ende gesetzt würde: »Dieses scheußliche Gesetz, das die Einfuhr von Negern in South Carolina gestattet, ist eine Schande für einen Staat, von dem ich weiß, daß es hier hervorragend gebildete Menschen gibt. Indem man dem einzigen Weg folgt, den die Menschlichkeit vorschreibt, wird man anfangs zweifellos weniger Baumwolle ausführen. Aber ach, wie ich diese Politik verabscheue, die das allgemeine Wohl einfach nach dem Wert der Exporte berechnet und abschätzt! Es ist mit dem Reichtum der Nationen wie mit dem der einzelnen Personen. Er ist nur die Nebensache unseres Glücks. Bevor man frei ist, muß man gerecht sein, und ohne Gerechtigkeit gibt es kein dauerhaftes Wohlergehen.«

Einige Tage nach Humboldts Tod, am 6. Mai 1859, veröffentlichte die *New York Times* den Bericht eines amerikanischen Studenten, der den 89jährigen noch im Januar hatte besuchen können. Er zitierte Humboldt: »Ich bin halb Amerikaner, d.h. mein Verlangen und meine Sehnsüchte sind ganz auf Ihrer Seite.<sup>18</sup> Ihre gegenwärtige Politik schätze ich aber nicht. Ich fürchte, daß der Einfluß der Sklaverei nicht nachläßt.«<sup>19</sup> Die Wahl Lincolns und den Ausbruch des Bürgerkrieges nur zwei Jahre später hat Humboldt nicht vorhersehen können.

Humboldts Einstellung zu Amerika war in den letzten Jahren seines Lebens, vom Thema Sklaverei ganz abgesehen, kritischer geworden. So schrieb er etwa 1854 an Varnhagen von Ense: »In den Vereinigten Staaten ist allerdings viel Liebe für mich erwacht, aber das Ganze gewährt mir dort den traurigen Anblick, daß die Freiheit nur ein Mechanismus im Element der Nützlichkeit ist . . . . Daher Gleichgültigkeit gegen Sklaverei. Aber die V.St. (die Vereinigten Staaten von Amerika) sind ein Cartesianischer Wirbel, alles fortreibend, langweilig nivellierend.«

Im Unterschied zu anderen Amerikakritikern dieser Jahre, dem beißenden Schopenhauer etwa, blieb Humboldt allerdings ausgewogen, und er ging persönlich nicht auf Distanz. Allein in seinem letzten Lebensjahr hat er sowohl am amerikanischen Unabhängigkeitstag eine Rede gehalten als auch, zwei Monate vor seinem Tode, auf einer Veranstaltung des amerikanischen Gesandten in Preußen zu George Washingtons Geburtstag, noch einmal die Formulierung »Ich bin ein halber Amerikaner« benutzt.

Mehr als fünfzig Jahre nachdem der »junge Mann aus ultima Thule« die Gründergeneration Amerikas kennengelernt hatte, blieb er – wie Joseph Wright, der amerikanische Gesandte, auf einer Gedenkfeier der Geographischen Gesellschaft zu Berlin, am Tage nach Humboldts Tod, betonte – zutiefst interessiert an dem Erfolg des amerikanischen Modells.<sup>20</sup>

Wenn auch, über 200 Jahre nach Humboldts Besuch in Washington, die Vervollkommnung des gesellschaftlichen Zustands weder in Amerika noch in vielen anderen Ländern erreicht ist und, was Humboldt das »kostbare Geschenk der Freiheit« nannte, ebenso immer neu erstrebt werden muß wie die Gerechtigkeit als Voraussetzung des dauerhaften Wohlergehens, so ist es dennoch der Fall, daß das, was dem Weltbürger Alexander von Humboldt politisch am Herzen lag, Freiheit und Gerechtigkeit *weltweit*, heute, jedenfalls im großen und ganzen, ernsthafter verfolgt wird, als es Humboldt je hätte erwarten können.

Die Welt Humboldts und Jeffersons war eine sich ständig erweiternde Welt. Beide waren bereit, diese Welt zu beobachten, zu mes-

sen, zu klassifizieren, zu beschreiben, und zu allen Erscheinungen ein abgewogenes Urteil zu haben. Sie waren auch bereit, ihre Welt zu beeinflussen. Humboldt war ein bedeutender Naturforscher, was natürlich von Jefferson nicht gesagt werden kann. Aber sie hatten gemeinsam, aufgeklärte und aufklärende »Gelehrte« im kantischen Sinne von Aufklärung zu sein, das heißt, sie hatten sich der allen zustehenden Freiheit verschrieben, von ihrer Vernunft in allen Stücken öffentlich Gebrauch zu machen.

### *Anmerkungen*

- 1 »Weißes Haus« wurde es erst später genannt.
- 2 Der französische Chemiker und napoleonische Innenminister Jean Antoine Chaptal hat sich gegenüber Napoleon folgendermaßen über *Humboldt* geäußert: »M. de Humboldt beherrscht alle Wissenschaften, und wenn er reist, ist es die ganze Akademie der Wissenschaften, die unterwegs ist.«
- 3 Dies war der erste von acht uns bekannten Briefen Humboldts an Thomas Jefferson, dem sechs uns überlieferte, von Jefferson an Humboldt gerichtete Briefe gegenüberstehen. Humboldt schrieb auf französisch, Jefferson auf englisch. Humboldts letzter Brief an Jefferson datiert aus dem Jahre 1825, also kurz vor Jeffersons Tod im folgenden Jahr. Woher Humboldt die *Notes on Virginia* kannte, sagt er uns nicht. Eine mögliche Erklärung wäre die Tatsache, daß Humboldt 1790 in Hamburg studiert und dort Zugang zu Christoph Daniel Ebelings Sammlung von Americana hatte. Ebeling war ein Befürworter der amerikanischen Unabhängigkeit und des Handels mit Amerika. Er ist der Autor einer siebenbändigen Beschreibung und Geschichte der Vereinigten Staaten auf deutsch. Ein aus dem Jahre 1795 datierter Brief Ebelings an Thomas Jefferson beweist, daß Ebeling die Londoner Ausgabe der *Notes* von 1787 besaß. *Jefferson Papers*, vol. 28, 424.
- 4 Von den gegenwärtigen Mitgliedern der American Philosophical Society gehören 14 auch Humboldts Orden Pour le mérite an.
- 5 1793 unternahm die Society, per Subskription, die Finanzierung einer Expedition, mit der der französische Botaniker André Michaux betraut werden sollte. Das Hauptziel war die Entdeckung der kürzesten und bequemsten Verbindung zwischen dem oberen Missouri und dem Pazifik. Nach Jeffersons Instruktionen sollte Michaux seine Aufmerksamkeit auch auf Kartographie und Vermessungen, Einwohner und deren Kultur, Bodenbeschaffenheit,

- Pflanzen, Tiere, Mineralien und Paläontologie, insbesondere das Mammut, richten. Zur Ausführung dieses Unterfangens ist es nicht gekommen.
- 6 Jefferson stellte im Januar 1803, unter dem Decktitel »Erweiterung des Außenhandels«, einen Geheimantrag an den Kongreß auf eine Bewilligung von \$2500. Dieses Geld war für die Expedition gedacht, mit der Jefferson dann seinen Sekretär Meriwether Lewis beauftragte. Als Motive für den Antrag nannte Jefferson die Vorbereitung der amerikanischen Expansion und die Vergrößerung »der geographischen Kenntnisse unseres eigenen Kontinents«.
  - 7 Das Territorium von Louisiana war größer als Großbritannien, Frankreich, Deutschland, Italien, Spanien und Portugal zusammengenommen.
  - 8 Caspar Wistar war ein Enkel des aus dem kurpfälzischen Hilsbach 1717 ausgewanderten berühmten Glasmachers gleichen Namens.
  - 9 Heute werden sie in der Philadelphia Academy of Sciences aufbewahrt, wo ich sie und Mastodonfossilien im Dezember 2008 besichtigen konnte.
  - 10 <http://biology.plosjournals.org/perlserv/?request=getdocument&doi=10.1371/journal.pbio.0050207>. Ich beziehe mich hier auf neueste Forschungsergebnisse, für die das Max-Planck-Institut für evolutionäre Anthropologie in Leipzig federführend war, dem unser neues Mitglied Svante Pääbo angehört.
  - 11 Gegen Ende des Jahrzehnts erhielt Jefferson den Spitznamen »Mr. Mammoth«.
  - 12 Jefferson gehört zu den ersten Benutzern des Linnéschen Systems in Amerika.
  - 13 Bei einem seiner Besuche soll Humboldt auf einem Tisch eine oppositionelle Zeitung bemerkt haben, die voll von politischen und persönlichen Anschuldigungen gegen Jefferson war. Auf Humboldts Frage, warum die Zeitung nicht unterdrückt würde, soll Jefferson, nach Margaret Bayard Smith, geantwortet haben: »Put that paper in your pocket Baron, and should you hear the reality of our liberty, the freedom of our press, questioned, show this paper and tell where you found it.« In Wirklichkeit war Jeffersons Einstellung zur Pressefreiheit sehr viel komplizierter. Er verneinte jede Kompetenz des Bundes, gegen die Presse vorzugehen, bejahte aber eine solche Kompetenz seitens der Einzelstaaten.
  - 14 Außer zum Kapitol, Patentamt und anderen der wenigen Sehenswürdigkeiten Washingtons brachte ihn sein »sightseeing« auch nach Mount Vernon, George Washingtons ehemaligem Wohnsitz.
  - 15 Peale fertigte unmittelbar vor Humboldts Abreise ein Portrait an, das heute dem College of Physicians of Philadelphia gehört und das in der Tat Sanftmut und Freundlichkeit ausstrahlt.

- 16 Den ersten authentischen, wenn auch kursorischen Überblick seiner latein-amerikanischen Expedition hat Humboldt noch am Tage seiner Abreise aus Amerika, am 30. Juni 1804, zur Übersetzung und Veröffentlichung an John Vaughan, den Schatzmeister der American Philosophical Society, geschickt.
- 17 In einem Brief an Varnhagen von Ense vom 24.10.1834 spricht Humboldt von seiner eigenen »ernsten Einfachheit«.
- 18 In einem Brief an Fürst Metternich aus dem Jahr 1836 charakterisierte Humboldt sich als »presque Américain«.
- 19 Der erste Präsidentschaftskandidat der Republikanischen Partei im Jahre 1856 war John Frémont, der von Humboldt sehr geschätzte Geograph und »Pfadfinder des Westens« (Frémont wurde nach Humboldts Tod in den Orden Pour le mérite gewählt). Er war Gegner der Sklaverei und auch aus diesem Grunde von Humboldt bewundert. Humboldts Ansichten zur Sklaverei waren Frémonts Anhängern, unter ihnen viele deutschstämmige Wähler, vor Augen und sehr willkommen. In einem Dreikampf wurde Frémont allerdings von James Buchanan auf den zweiten Platz verwiesen.
- 20 Ich verdanke den Verweis auf den Brief an von Ense einem in den bibliographischen Hinweisen erwähnten Aufsatz von Ingo Schwarz. Die beiden »amerikanischen« Auftritte in Humboldts letztem Lebensjahr sind in der *New York Times* und in dem Schwarz-Aufsatz zu finden. Letzterer hat mich auch zu Joseph Albert Wrights Gedenkrede geführt.

### *Bibliographische Hinweise*

Humboldts Briefwechsel und andere Humboldt-Texte zum Thema Vereinigte Staaten sind in der Originalsprache (vor allem Französisch) und mit detaillierten Einführungen und Anmerkungen in bewundernswerter Weise und mit großer Sorgfalt von Ingo Schwarz für die Alexander-von-Humboldt-Forschungsstelle der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben worden. Humboldts »amerikanische Briefe« sind im übrigen in deutscher Übersetzung von Ulrike Moheit veröffentlicht worden. Soweit ich aus diesen Briefen zitiere, benutze ich vor allem Moheit. Die Sekundärliteratur betreffend, ist dem Nichtexperten das Leben vereinfacht worden durch Nicolaas Rupkes »Metabiographie«, die

mir in ihrer englischen Übersetzung zugänglich war. Zum 100. Todestag Humboldts vor fünfzig Jahren wurde das mir gestellte Thema ausführlich von Herrman R. Friis, hier in Berlin, und Helmut de Terra, in Philadelphia, behandelt. Außer von diesen Autoren und von Ingo Schwarz ist der Besuch Humboldts in den Vereinigten Staaten und Humboldts Einfluß auf Amerika vor einigen Jahren von Aaron Sachs in *The Humboldt Current* aufgegriffen worden.

Ich erklärte mich gegenüber dem Ordenskanzler, Herrn Professor Horst Albach, bereit, über Humboldts Besuch bei Jefferson zu berichten, weil ich (von der amerikanischen Verfassungsgeschichte herkommend) über Thomas Jefferson gearbeitet habe. Mit Jefferson und der Sekundärliteratur über ihn, die ebenfalls immens ist, bin ich sehr viel vertrauter, ebenfalls mit der Literatur zu solchen Themen wie dem Louisiana Purchase. Für diesen Vortrag habe ich mich wiederum vor allem an Originalquellen gehalten, besonders natürlich an *Jefferson's Notes on the State of Virginia*, die ich in einer Ausgabe aus dem Jahre 1800 besitze. Insgesamt habe ich *The Papers of Thomas Jefferson* in der vielbändigen Ausgabe der Princeton University Press herangezogen, die allerdings das Jahr 1804 noch nicht erreicht hat. Auf Quellenzitate habe ich verzichtet. Die wichtigste von mir benutzte Literatur wird im folgenden aufgeführt.

Assing, Ludmilla (Hrsg.), 1860: *Briefe von Alexander von Humboldt an Varnhagen von Ense aus den Jahren 1827 bis 1858*. F. A. Brockhaus.

Botting, Douglas, 1973: *Humboldt and the Cosmos*. Michael Joseph.  
deConde, Alexander, 1976: *This Affair of Louisiana*. Charles Scribner's Sons.

Faak, Margot, 1986: *Alexander von Humboldt. Reise auf dem Rio Magdalena durch die Anden und Mexico*. Teil I: Texte. Akademie-Verlag.

Faak, Margot, 1990: *Alexander von Humboldt. Reise auf dem Rio Magdalena durch die Anden und Mexico*. Teil II: Übersetzung, Anmerkungen, Register. Akademie-Verlag.

Friis, Herman R., 1959: Alexander von Humboldts Besuch in den

- Vereinigten Staaten. Vom 20. Mai bis zum 30. Juni 1804. In: Schulze, Joachim H. (Hrsg.): *Alexander von Humboldt. Studien zu seiner universalen Geisteshaltung*. Walter de Gruyter & Co.
- Friis, Herman R., 1960: Baron Alexander von Humboldt's Visit to Washington, D.C., June 1 through June 13, 1804. In: *Records of the Columbia Historical Society*.
- Herring, George C., 2008: *From Colony to Superpower*. Oxford University Press.
- Jefferson, Thomas, seit 1950: *The Papers of Thomas Jefferson*. Princeton University Press.
- Jefferson, Thomas, 1800: *Jefferson's Notes on the State of Virginia; with the Appendixes – complete*. W. Pechin.
- Miller, Lillian B. (Hrsg.), 1983: *The Selected Papers of Charles Willson Peale and His Family*. Volume 2, Part 2. Yale University Press.
- Moheit, Ulrike (Hrsg.), 1993: *Alexander von Humboldt. Briefe aus Amerika 1799-1804*. Akademie Verlag.
- Moheit, Ulrike (Hrsg.), 1999: *Das Gute und Große wollen. Alexander von Humboldts Amerikanische Briefe*. Rohrwall Verlag.
- Ross, Thomasina (Hrsg.), 1907-08: *Personal Narrative of Travels to the Equinoctial Regions of America, During the Years 1799-1804*, by Alexander von Humboldt and Aimé Bonpland. G. Bell & Sons.
- Rupke, Nicolaas A., 2008: *Alexander von Humboldt. A Metabiography*. University of Chicago Press.
- Sachs, Aaron, 2006: *The Humboldt Current: Nineteenth-Century Exploration and the Roots of American Environmentalism*. Viking Adult.
- Schultze, Joachim H. (Hrsg.), 1959: *Alexander von Humboldt. Studien zu seiner universalen Geisteshaltung*. Walter de Gruyter & Co.
- Schwarz, Ingo, 2001: Alexander von Humboldt's visit to Washington and Philadelphia, his friendship with Jefferson, and his fascination with the United States. In: *Northeastern Naturalist*. [http://findarticles.com/p/articles/mi\\_qa3845/is\\_200101/ai\\_n8935662/](http://findarticles.com/p/articles/mi_qa3845/is_200101/ai_n8935662/)
- Schwarz, Ingo (Hrsg.), 2004: *Alexander von Humboldt und die Vereinigten Staaten von Amerika. Briefwechsel*. Akademie Verlag.
- Terra, Helmut de, 1958: *Studies of the Documentation of Alexander*

- von Humboldt. In: *Proceedings of the American Philosophical Society*, Vol. 102, No. 2.
- Terra, Helmut de, 1958: Studies of the Documentation of Alexander von Humboldt: The Philadelphia Abstract of Humboldt's American Travels, Humboldt Portraits and Sculpture in the United States. In: *Proceedings of the American Philosophical Society*, Vol. 102, No. 6.
- Terra, Helmut de, 1959: Alexander von Humboldt's Correspondence with Jefferson, Madison, and Gallatin. In: *Proceedings of the American Philosophical Society*, Vol. 103, No. 6.
- Terra, Helmut de, 1960: Gespräche Alexander von Humboldts by Hanno Beck. In: *Geographical Review*, Vol. 50, No. 4. American Geographical Society.
- Terra, Helmut de, 1960: Motives and Consequences of Alexander von Humboldt's Visit to the United States (1804). In: *Proceedings of the American Philosophical Society*, Vol. 104, No. 3.
- La Correspondance de Madame de Staël avec Jefferson, *Revue de Littérature Comparée* 1922, 621.
- The New York Times*, 9. Juni 1859.
- Zeitschrift für allgemeine Erdkunde*. N. F. Bd. VI, 3. 1859.

### *Webpage*

- Baron, Frank, and Hare, Chris (Hrsg. und Designer), Alexander von Humboldt in Washington (1804).  
<http://www2.ku.edu/~maxkade/humboldt/main.htm>



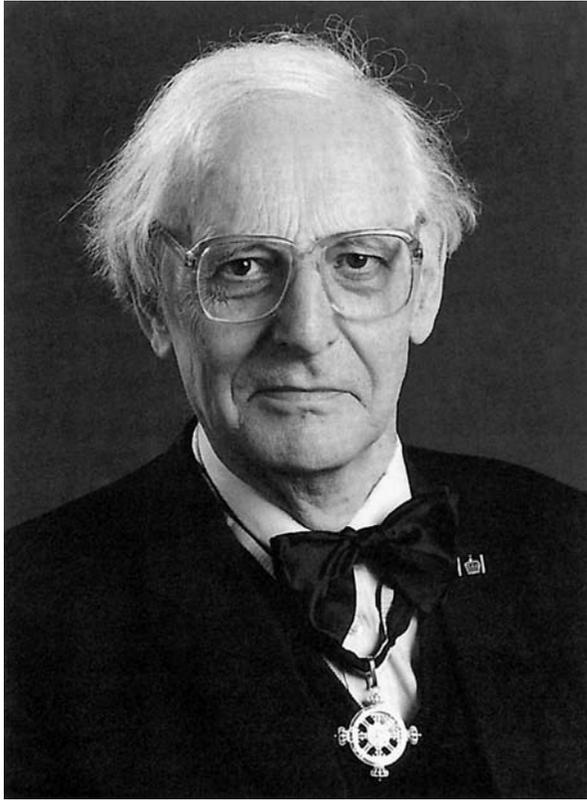
## GEDENKWORTE



SIR HENRY CHADWICK

23. JUNI 1920 – 17. JUNI 2008





Henry Chadwick



Gedenkworte für  
SIR HENRY CHADWICK

von  
Eberhard Jünger

---

Herr Bundespräsident, Herr Ordenskanzler! Sehr und von Herzen verehrte Lady Chadwick, die Sie in Begleitung Ihrer Familie zu uns gekommen sind! Meine Damen und Herren!

Der Orden Pour le mérite nimmt Abschied von Sir Henry Chadwick, the Knight of the British Empire. Wir nehmen Abschied von einem Zeitgenossen, der als gelehrter Historiker jedem Kundigen höchste Achtung, der als ökumenischer Theologe und theologischer Diplomat allen theologischen Irenikern Bewunderung und den kontroverstheologisch orientierten Polemikern zumindest ein wohlwollendes Schmunzeln und der als musischer Mitmensch allen, die ihn näher kennenlernen durften, herzliche Zuneigung abzugewinnen vermochte.

Der 1920 in Bromley/Kent Geborene, in Eton Erzogene studierte zunächst Musikwissenschaft in Cambridge und erwarb zugleich, wenn auch eher nebenher, die notwendigen theologischen Kenntnisse, die es ihm ermöglichten, als college chaplain tätig zu werden. Zunächst also »auch Theologie«! Aber Fausts Behauptung »und leider auch Theologie«, diese schon fast mephistophelische Glosse aus

Goethes Faust, kam für Henry Chadwick schlechterdings nicht in Betracht. Ganz im Gegenteil: Chadwicks Leben wurde je länger, je intensiver eine genuin theologische Existenz. Wobei diese seine theologische Existenz von der geliebten Musik wie von einem basso continuo begleitet wurde.

Man hat den Theologen Henry Chadwick einen Grenzgänger genannt, der zwischen sonst einigermaßen streng getrennten Welten nicht nur hin und her zu gehen, sondern der zwischen diesen Welten auch für seine Zeitgenossen gangbare Brücken zu schlagen verstand. Ja, ein pontifex war diese unbestreitbar große Persönlichkeit in der Tat. Chadwick baute als Historiker Brücken zwischen Athen und Jerusalem, also zwischen denen, die den »Gott der Philosophen« zu begreifen versuchen, und denen, die dem »Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs« nachzudenken versuchen. Und dabei leitete ihn ein existentielles Interesse an einem gründlichen Einverständnis zwischen dem christlichen Glauben und dem, was man »Humanismus« zu nennen pflegt. Wohl auch deshalb wußte er Erasmus und Melancthon mehr noch zu schätzen als Luther. Zu seinen wissenschaftlich bedeutenden Werken gehören denn auch Monographien über den christlichen Platoniker Origenes, über den auf die Zusammengehörigkeit von Glauben und Verstehen bedachten Augustinus und über den theologisch scharfsinnigen Boethius, der, als er seine Hinrichtung erwartete, nun eben doch den »Trost der Philosophie« beschwor.

Doch wichtiger, weil existentieller: Chadwick vermochte Brücken zwischen der Vergangenheit der alten Kirche und unserer eigenen Gegenwart zu schlagen, so daß wir in dem, was er war, Potentiale dessen entdecken können, was wir jetzt und in der Zukunft zu sein vermögen. »Ganz vergeßener Völker Müdigkeit« konnte er zu gegenwärtigem Leben erwecken, so daß man plötzlich erfährt: »mein Teil ist mehr als dieses Lebens schlanke Flamme oder schmale Leier«. Henry Chadwick vermochte das gegenwärtige Leben durch die nicht vergehenden Potentiale vergangenen Lebens zu bereichern. Er schlug Brücken auch zu bisher unbekanntem neuen Ufern.

Fürwahr ein pontifex! Und das war er auch im Dienste theologischer Diplomatie. Als anglikanischer Kleriker versuchte er sogar zum

römischen pontifex maximus Brücken zu schlagen. Man hat ihn dafür bewundert, während er selber von dem »Erfolglosen« seiner ökumenischen Brückenschläge wohl eher enttäuscht war. Bei allem Widerwillen gegen die konfessionelle bornierte rabies theologorum war ökumenische Schummelei nun einmal seine Sache nicht.

Ein Grenzgänger und pontifex war er auch – und das zählt mehr als alles andere – zwischen den Universitäten Cambridge und Oxford. Wo sonst in der Welt klafft zwischen zwei überaus renommierten akademischen Institutionen ein derart »garstiger breiter Graben« – um den von Chadwick besonders geschätzten Lessing zu zitieren, dessen theologische Schriften er ins Englische übersetzte und kommentierte, weil nach seinem Urteil der Anschluß an Lessings kritisches Bibelstudium für einen wachen Kopf unerläßlich ist. Kritikresistente Fakultäten im Blick, bemerkte er mit einiger Schärfe: »Wo Kritik unterdrückt wird, schlafen die Universitäten weiter.« Ob er dabei mehr Oxford oder Cambridge vor Augen hatte, bleibe dahingestellt. Chadwick selbst hat jedenfalls den garstigen breiten Graben zwischen Oxford und Chambridge gleich mehrfach, ja soll man nun sagen: »überbrückt«, oder muß man doch eher sagen: »übersprungen«? Er war seit der Reformation der einzige Gelehrte, dem es gelang nacheinander die königliche Professur für Theologie in Oxford und die königliche Professur für Theologie in Cambridge zu bekleiden und an beiden Universitäten ein College zu leiten. Doch der allzu scharfen Oxforder Lust am akademischen Streit zog Henry Chadwick zweifellos die etwas lebenswürdigere akademische Streitkultur Cambridges vor, wo er denn auch, im hohen Alter Master of Peterhouse, noch einmal seine Fähigkeiten als Wissenschafts- und Kirchendiplomat entfalten konnte.

Dem kam der Stil entgegen, der der Person Henry Chadwicks – wie ein Charakter indelebilis – eigentümlich war und in dem sich ebenso wie in seinen Texten zeigte, wer er selber war. »Le style est l'homme même« – für Henry Chadwick trifft das uneingeschränkt zu.

Zu diesem seine Person kennzeichnenden Stil gehörte der niemals schielende Blick eines unbestechlichen Analytikers und die strenge, beinahe liturgische Form des gesellschaftlichen Verkehrs, die aller-

dings menschliche Nähe nicht verhinderte, sondern vielmehr begünstigte. Und mitunter gewann man sogar den Eindruck, daß »in, mit und unter« dieser strengen Form eine – zumeist äußerst charmante – Ironie funkelte, die freilich den einen Kollegen mehr, den anderen hingegen weniger beglückte. Auch in seinen wissenschaftlichen Texten funkelte es nicht selten. So behauptete der brillante Augustin-Interpret, von dem viel schreibenden Kirchenvater müßte man eigentlich nur zehn Seiten kennen. Das Problem sei nur, welche ... Und als Chadwick den von ihm nicht gerade geliebten Theologen Hippolyt als einen Wissenschaftler charakterisierte, »dessen Geist eine kuriose Mixtur aus Gelehrsamkeit und Verrücktheit (foolishness)« war, hat der Historiker wohl mit der ihm eigenen charmanten Ironie zugleich auch an den einen oder anderen der heutigen Kollegen, also auch an den einen oder anderen von uns gedacht. Daß der Ironiker ihm selbst geltende Bonmots tapfer zu ertragen wußte, verstand sich folglich von selbst. Und so dürfte Henry Chadwick wohl selber geschmunzelt haben, als ihm jenes Bonmot zu Ohren kam, mit dem der derzeitige Erzbischof von Canterbury seinen Nachruf auf den Verstorbenen begann: »The Anglican Church may not have a pope, but it does have Henry Chadwick.«

Auch der Orden Pour le mérite hatte ihn in seiner Mitte. Die Mitglieder des Ordens sind dankbar dafür und bezeugen Ihnen, verehrte Lady Chadwick, diesen Dank, indem wir unseren herzlichen Respekt vor Ihrer Trauer zum Ausdruck bringen.

BRONISŁAW GEREMEK

6. MÄRZ 1932 – 13. JULI 2008





W. Fernández



Gedenkworte für  
BRONISŁAW GEREMEK

von  
Fritz Stern

---

Bundespräsident, Exzellenzen, meine sehr verehrten Damen und Herren,

Bronisław Geremek starb am 13. Juli letzten Jahres durch einen Autounfall. Im Jahre 2002 wurde er von seinem Kollegen Horst Fuhrmann in vollendeter Form in den Orden eingeführt. Geremek war nur eine kurze Zeit unter uns, doch wie hat er uns bereichert: mit seinem Vortrag in Görlitz, in vielen Gesprächen und einfach mit seiner Anwesenheit. Es ist mir anvertraut worden, Gedenkworte zum Abschied von diesem großen Historiker, Staatsmann, polnischen Patrioten und überzeugten Europäer zu übermitteln.

In einer seiner Meisterstudien über die lang währende Diskriminierung der Aussätzigen im Mittelalter hielt Geremek plötzlich inne und bemerkte: »Dennoch erstaunt – und hier berufe ich mich auf das Recht und bisweilen die Pflicht des Historikers zu staunen –, wie jäh sich die Einstellung des mittelalterlichen Menschen gegenüber den Aussätzigen änderte.« Ja, auch wir haben das Recht zu staunen und die Pflicht, das wirklich Außergewöhnliche darzustellen. Pan Geremek war die verkörperte Außergewöhnlichkeit, und ich staune über seinen Lebenslauf – staune und bewundere.

Er hat Geschichte erlebt, erlitten, erforscht und am Ende entscheidend mitgestaltet. Geremek wurde 1932 als Kind jüdischer Eltern in Warschau geboren und ist mit sieben Jahren in die Hölle des Warschauer Ghettos verschleppt worden. Von dort wurden seine Mutter und er in letzter Stunde gerettet, und der christliche Retter wurde dann Bronisławs Stiefvater. Sein leiblicher Vater wurde in Auschwitz ermordet.

Danach wuchs Geremek in einem katholischen Milieu auf und entschied sich für das Geschichtsstudium. Als Achtzehnjähriger trat er der Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei bei – in der Hoffnung, die marxistische Partei würde ein Bollwerk gegen den Faschismus sein. Mitte der 1950er Jahre konnte er sein Studium des Mittelalters und der frühen Neuzeit in Paris fortsetzen. »Am Ufer der Seine bin ich Historiker geworden.« In Paris, wo die Vergangenheit noch so lebendig ist, beendete er nicht nur sein Studium, sondern entwickelte sein Wissen über und seine Liebe zu Frankreich – eine Liebe, oft enttäuscht und nie erloschen. Er fand seinen Platz unter den so vielversprechenden neuen französischen Historikern, kurz genannt die Annales-Schule, dort fand er Freunde wie Jacques Le Goff. Geremek widmete sein Studium den »Armen« und den »Ausgeschlossenen«, den »Bettlern« und den »Vagabunden«, um ihnen – wie er oft betonte – »das Recht auf Geschichte« zu gewähren. Also Historie als Mittel der Gerechtigkeit! Wie weit ihn seine eigene Erfahrung getrieben hat, blieb wohl in seinem Unterbewußtsein verschlossen. Einfühlung in das Leben anderer und gerade der Armen und Vergessenen begleitete sein Leben. In seinen historischen Werken hat er von Karl Marx gelernt, hat seine Augen auf die soziale Wirklichkeit gerichtet, und wie Marx fand er Inspiration bei Dichtern und Schriftstellern, bei François Villon, Joseph Conrad, Solschenizyn und Albert Camus.

Zurück in Polen, konnte er sich nicht dem Politischen entziehen. Im August 1968, im Augenblick des sowjetischen Angriffs auf die Tschechoslowakei, gab er sein Parteibuch zurück. Es war dies ein Akt des mutigen Gewissens, und er war sich selber über die damit entstandenen Risiken im klaren. In den späten 1970er Jahren gehörte er zu

dem eindrucksvollen Kreis von Dissidenten. Als im August 1980 der Werftarbeiterstreik in Gdansk begann, wurden Geremek und sein Freund und ihm gleichgesinnter Dissident Tadeusz Mazowiecki zu Lech Wałęsa gesandt, um ihm eine Solidaritätserklärung von 69 polnischen Intellektuellen zu übergeben. Wałęsa behielt Geremek an seiner Seite, und in den darauffolgenden 18 Monaten entdeckte Geremek in täglicher Praxis seine Fähigkeiten als Politiker und als Diplomat, er setzte sein Leben für die Freiheit seines Landes ein. Solidarność war geboren, eine politische Gemeinschaft, der Millionen von Polen angehörten und die schließlich die Welt veränderte. Und Geremek wußte, wie eng sein Geschichtsbewußtsein und seine politische Tätigkeit miteinander verbunden waren.

Geremek und ich haben uns zum ersten Mal im Sommer 1979 getroffen: Er war ein Mann, der mir seine Freundschaft geschenkt hat und der mir erlaubte, mich mit ihm verbunden zu fühlen. Unvergeßlich, diese erste Begegnung in der polnischen Akademie der Wissenschaften, wo er Direktor der Mittelalterlichen Abteilung war. Wir gingen vom Büro ins Café und sprachen von gemeinsamen Freunden und Interessen, aber auch in großer Offenheit über die verheerende wirtschaftliche Lage Polens. War mir die »fliegende Universität« ein Begriff? Kurz erklärt: eine Tradition der unterdrückten Polen schon aus dem 19. Jahrhundert, geheime Treffen, wo Lehrer und Studenten in Kellern und Kirchen die vorgeschriebene Orthodoxie über die Vergangenheit und Gegenwart gemeinsam korrigierten. Wäre ich bereit, fragte er, dort einen Vortrag zu halten? Eine größere Ehre konnte ich mir kaum vorstellen, und Geremek bemerkte schlicht: Gut, ich bin nämlich der Programmdirektor. So lebte er bereits damals in zwei Welten, in der offiziellen Akademie und im geheimen Untergrund.

Mein erster Eindruck von Geremek – seine außergewöhnliche Intelligenz und seine menschlichen Qualitäten – vertiefte sich in den vielen folgenden Begegnungen, gerade auch in seiner von Büchern vollgestopften Wohnung in dem alten Stadtteil von Warschau – jenem Teil der völlig zerstörten Stadt, der zuerst Stein für Stein wiederaufgebaut wurde, in Treue zur nationalen Vergangenheit. Dies blieb

seine Heimat, seine Arbeitsstelle, bis er vor ein paar Jahren etwas unwillig in eine größere, moderne Wohnung zog.

Er war prädestiniert für seine führende Rolle in Solidarność. Zum ersten Mal in der bolschewistischen Welt wurde eine freie Gewerkschaft anerkannt und somit die Zivilgesellschaft. Das Regime versuchte sie zu unterdrücken. Im Dezember 1981 wurde das Kriegsrecht verhängt, Bronek – sein Freundschaftsname – wurde festgenommen, und eine wüste antisemitische Kampagne zur sogenannten Entlarvung des ehemaligen Juden begann. Geremek wurde 1983 erneut verhaftet, und wieder haben seine ausländischen Kollegen und besonders seine bundesrepublikanischen Kollegen öffentlich protestiert. Schließlich kam es zu Verhandlungen zwischen kommunistischer Herrschaft und Opposition – ein einzigartiger Vorgang. Geremek war Miterfinder des »runden Tisches«, jenes Symbols des Brechens mit »Freund-Feind-Denken« in der Hoffnung auf Kompromiss und Verständigung. Im Sommer 1989 nach der ersten freien Wahl im sowjetischen Block wurde Tadeusz Mazowiecki zum Ministerpräsidenten ernannt, Geremek war an seiner Seite; bereits im September 1989 erklärte er, daß Deutschlands Vereinigung im Interesse Polens liege. Wenn wir uns heute an 1989 erinnern – dem glücklichsten Jahr in Europas fürchterlichstem Jahrhundert –, dann sollte man der Solidarność gedenken, den polnischen Papst würdigen und sich bewußt sein, wie gerade der Fall der Berliner Mauer mit polnischen Verdiensten verbunden war.

Geremeks Leben war gekennzeichnet von seinem Wunsch nach »Versöhnung« und »Verständigung«. Und wieviel Unterschiedliches er in sich selber verbunden hat: mehrere Kulturen, Religionen und Nationen, Berufe, Hoffnungen und Sorgen – Verschiedenheiten, getragen in der stillen Stärke seines Wesens, mit Mut und menschlicher Souveränität. Vielleicht war in ihm selbst so etwas verborgen wie ein »runder Tisch« für seine eigenen Gefühle, der ihm ein ausgeglichenes Leben ermöglichte.

Im Zuge der friedlichen Revolution in Polen wurde Geremek zum Außenminister seines Landes – er, der, wie er oft sagte, von Europa geträumt hatte, konnte Polens Mitgliedschaft in der NATO unter-

zeichnen, ein Akt von großer symbolischer Bedeutung für sein Land, die Aufnahme in einem erhofften neuen Europa. Geremek war der erste große Historiker nach Alexis de Tocqueville, der zum Außenminister seines Landes berufen wurde. In Temperament und Tiefe, in der liberalen Grundgesinnung, als Moralisten, gab es ohnehin Gemeinsamkeiten mit Tocqueville.

Er war sich der besonderen Aufgaben des Historikers bewußt: als Diener der Freiheit und der Wahrheit, auch – wie er oft betonte – der schmerzhaften Wahrheit, denn nur Wahrheit ermöglicht Versöhnung.

Als Historiker und Citoyen hatte er ein großes Vorbild in Marc Bloch, dem französischen Mediävisten, bei dem – wie er heraus hob – Einheit von Leben und Werk so eindrucksvoll und prägend war wie übrigens auch bei Geremek. Bloch wurde selbst Mitarbeiter der Résistance und von der Gestapo gefoltert und ermordet. Geremek's Hommage an Bloch aus dem Jahre 1986 endete mit den Worten: »on peut mourir pour Danzig«. Das war ein Gegenruf auf jene Franzosen, die 1938-39 bereit waren, Polen zu opfern, um ihren eigenen Frieden und Wohlstand zu erhalten. Aber es war gleichzeitig ein Bekenntnis, daß Geremek und seine Mitstreiter bereit waren, ihr Leben für die Arbeiter von Gdansk, für die Freiheit Polens einzusetzen.

Geremek betrachtete die Teilnahme am politischen Leben als einen selbstverständlichen Schritt für den Historiker. Er erzählte einst von einem fünfstündigen Verhör, bei dem er nur schweigend dagesessen hätte. Am Ende sagte sein Peiniger: »Ach, Sie wissen ja, daß Politik ein schmutziges Geschäft ist.« Von dem Moment an war Geremek entschlossen, das Gegenteil zu beweisen – daß Politik auch mit Anstand und Friedfertigkeit zu verbinden sei. Und man darf behaupten, sein ganzes Leben stellte ein Beispiel von unbeugsamer Zivilcourage und Anstand dar.

Es ist mir nicht möglich, sein Wirken in den letzten Jahren auch nur anzudeuten. Mit Recht hat er den Karls-Preis in Aachen erhalten. Er war – wie Mazowiecki bei der großen Trauerfeier in Warschau sagte – »ein Pole unter Europäern« und »ein Europäer unter Polen«. Er hat sich stets für die Gestaltung eines neuen Europa eingesetzt,

eines Europa, das den neuen Mitgliedern aus dem ehemaligen Sowjetblock mit Verständnis und Hilfe entgegenkommen würde. Er hatte Erfolge, aber erlitt auch viele Enttäuschungen, besonders in seinem eigenen Land, wo Ressentiment mit antisemitischer Couleur ihm entgegenschlug.

Bis zum letzten Tage blieb er geschätztes Mitglied des Europäischen Parlaments, als Verteidiger der Werte der Aufklärung, als Meister der Geschichte und ihrer Lektionen. Er lebte im Geist von 1989, der zu verblassen drohte. In sich vereinigte er die widerstrebenden Strömungen Europas; er war ein Mann, der die Kraft der Emotionen wie auch die Macht der Interessen verstand. Er wußte, daß er Wunsch und Wirklichkeit nicht verwechseln durfte, er blieb ein visionärer Realist. Die Leidenschaft für ein neues Europa, das sich seiner Verbrechen und seiner guten Traditionen bewußt sein würde, blieb ihm bis zuletzt.

Europa hätte mehr auf ihn hören sollen. Er wirkte belebend in so vielen Welten, und seine Stimme der praktischen Vernunft hätte mehr Gehör verdient. Aber vielleicht ist es das menschliche Schicksal gerade der Besten und der Bescheidensten, daß die wirkliche Größe eines Menschen erst nach dem Tode erkannt wird. Sein Verlust belehrt uns.

Der Orden darf dankbar seiner gedenken. Ich trauere um einen einzigartigen Freund.

AUFNAHME NEUER MITGLIEDER  
LAUDATIONES UND DANKESWORTE



Aushändigung der Ordenszeichen durch den Ordenskanzler  
HORST ALBACH an

SVANTE PÄÄBO, THEODOR W. HÄNSCH UND DURS GRÜNBEIN

bei der Öffentlichen Sitzung im Großen Saal des Konzerthauses,  
Berlin, am 8. Juni 2009

ERWIN NEHER sprach die Laudatio auf SVANTE PÄÄBO:

Sehr geehrter Herr Bundespräsident,  
meine Damen und Herren!

Was macht den Menschen zum Menschen? Wenn ich Ihnen, verehrte Ordensmitglieder und Gäste, diese Frage stellen würde, so erhielte ich wohl die unterschiedlichsten Antworten, abhängig vom jeweiligen Fachgebiet und Blickwinkel des Befragten. Herr Svante Pääbo, den wir heute in den Orden aufnehmen, hat durch seine Arbeiten in den letzten 20 Jahren eine neue Sichtweise auf diese Frage geschaffen, wie sie erst durch die moderne Molekulargenetik, seine wissenschaftliche Leistung, möglich wurde.

Aufgrund eines in seine frühe Jugend zurückreichenden Interesses an der Ägyptologie begann er schon während seiner Doktorarbeit, in heimlicher Nacharbeit, Gewebe von Mumien nach Überresten genetischen Materials zu untersuchen. Es gelang ihm, erstmalig menschliche DNA in den Proben nachzuweisen, zu klonieren und mit derjenigen moderner Menschen zu vergleichen. Dies sollte seine

weitere wissenschaftliche Laufbahn bestimmen. In mühevollen, methodischen Arbeiten entwickelte er die Techniken, die es heute erlauben, fossile Überreste von DNA trotz der Kontamination durch andere DNA, trotz chemischer Veränderungen und trotz zahlreicher Defekte, die sich in den Jahrtausenden ansammelten, verlässlich zu sequenzieren. Er benutzte seine Expertise und seinen methodischen Vorsprung in vielfältiger Weise, um Aufschlüsse über die Stammesgeschichte ausgestorbener tierischer Spezies zu erhalten, und schließlich, um das Genom des modernen Menschen mit dem des Neanderthalers zu vergleichen.

Die molekulare Paläontologie, die Herr Pääbo ins Leben gerufen hat, ergänzte er durch vergleichende Genomforschung innerhalb der menschlichen Population und zwischen Mensch und Primaten. Dabei und in seinen gegenwärtigen Arbeiten stehen wiederum seine Grundfragen – welche Gene und welche Unterschiede machen den Menschen zum Menschen – im Vordergrund. Es ist unbestreitbar, daß Herr Pääbo in dieser Hinsicht weltweite Anerkennung gefunden hat. Ich begrüße mit Herrn Pääbo ein Ordensmitglied, von dem ich mir einzigartige Impulse für unsere Diskussionen erwarte.

SVANTE PÄÄBO dankte mit folgenden Worten:

Herr Bundespräsident, Herr Ordenskanzler, Herr Neher, meine Damen und Herren,

ich bin geehrt und gerührt, in den Orden *Pour le mérite* aufgenommen zu werden.

Daß ich jetzt Mitglied eines Ordens bin, den Alexander von Humboldt mitbegründet hat und wo Wöhler, Lyell und Darwin alle Mitglieder waren, ist für mich schwer zu fassen, sehr bewegend; und ein bißchen einschüchternd.

Ich dachte eigentlich, daß einem so eine Ehre zukommt als Krönung einer Karriere, nachdem man das, was man erzielen wollte, schon

erreicht hat. Ich aber stehe, so kommt es mir mindestens vor, immer noch mitten in meiner wissenschaftlichen Laufbahn. Ich bilde mir zumindest ein, daß das, was ich gerade mache, viel wichtiger und toller ist als alles, was ich zuvor gemacht habe. Um so bewegend ist es für mich, daß man mich jetzt schon für würdig befunden hat, in den Orden aufgenommen zu werden.

Es ist auch bewegend für mich, daß ich als inländisches Mitglied in den Orden aufgenommen werde. Ich bin vor 19 Jahren nach Deutschland gekommen, eher durch einen Zufall. Ich hatte in München eine Freundin, und eine Professur war gerade frei, so habe ich mich beworben. Da aber die Universitäten, wie wir alle wissen, eher langsam arbeiten, hatte ich diese Freundin gar nicht mehr, als ich endlich den Ruf bekam. Ich wußte dann nicht richtig, was ich tun sollte. Meine Meinung über Deutschland war eher durch viele negative Vorurteile geprägt. Ich habe mich aber entschlossen, es trotzdem für einige Jahre in München zu versuchen, um mich dann anderswo niederzulassen. Deutschland gefiel mir dann aber mehr und mehr, nicht nur wegen der hervorragenden Arbeitsbedingungen, sondern vor allem wegen der Menschen hier. Langsam ist Deutschland im allgemeinen und seit zehn Jahren Leipzig im besonderen zu meiner Heimat geworden. Dies ist mir schlagartig bewußt geworden, als ich von dieser unerwarteten Ehre erfuhr.

Ich bedanke mich für die Aufnahme in den Orden. Ich hoffe, daß meine zukünftige Tätigkeit Ihre Erwartungen erfüllen wird, und ich freue mich auf viele Begegnungen mit den anderen Mitgliedern, die mein Leben jetzt bereichern werden.

ANTON ZEILINGER sprach die Laudatio auf THEODOR W. HÄNSCH:

»Messen, was meßbar ist, meßbar machen, was noch nicht meßbar ist.« Diese Worte von Galileo Galilei gelten als Begründung der Experimentalphysik. Er soll schon als ganz junger Student im Dom zu Pisa die Bewegungen der Luster beobachtet und dabei die Pendel-

gesetze entdeckt haben. Dies beruht auf dem allgemeinen Prinzip, daß Zeitmessung dann am genauesten ist, wenn sie auf einer Frequenzmessung aufgebaut werden kann. Zur Zeit von Galilei und seinem Zeitgenossen Huygens hatten Pendeluhrer maximal eine Genauigkeit von 10 Sekunden pro Tag. Daß moderne Atomuhren heute Ungenauigkeiten von 10–15 Sekunden pro Tag oder noch weniger besitzen, geht im wesentlichen auf Arbeiten von Theodor W. Hänsch zurück.

Ted Hänsch, wie er in der Scientific Community genannt wird, wurde 1941 in Heidelberg geboren, wohin seine Familie vorher aus Breslau gezogen war. Die Familie wohnte in der Bunsenstrasse Nummer 10, und der kleine Ted fragte seinen Vater, was Bunsen denn geleistet hätte, daß eine Straße nach ihm benannt wurde. Der Vater brachte daraufhin einen Bunsenbrenner nach Hause, streute Salzkörner in die Flamme, woraufhin man das berühmte Natriumgelb sieht, das Urexperiment der atomaren Spektroskopie – ein Gebiet, das Ted Hänsch sein Leben lang nicht mehr losgelassen hat.

Hänsch war dann Diplomand und Doktorand in Heidelberg bei Töschek und wurde damit wissenschaftlicher Urenkel von Wolfgang Paul, einem Kanzler des Ordens Pour le mérite. 1970 ging Hänsch nach Stanford zu Art Schawlow, einem Miterfinder des Lasers. Er verglich die deutsche Forschung mit wohlgeplanter Landwirtschaft, während die Wissenschaft in Stanford eher erinnert an den Jäger auf der Pirsch nach unerwartetem Wild, das überall sein kann. Bei dieser seiner Abneigung gegen Planungen ist Ted Hänsch zeit seines Lebens geblieben. Die Zeit in Stanford war außerordentlich fruchtbar, fiel sie doch durch die Entwicklungen neuer Laser und ihrer Anwendungen, insbesondere in der Spektroskopie, in eine sehr produktive Phase der modernen Physik.

In diese Zeit fiel auch die erste Entwicklung der Laserkühlung, eine zentrale Methode der modernen Experimentalphysik, die Hänsch auch in den Atomuhren anwendet. Schon 1972 wurde Ted Hänsch gemeinsam mit Art Schawlow als California Scientist of the Year ausgezeichnet. 1986 ging es zurück nach Deutschland, an die Ludwig-Maximilians-Universität in München und an das Max-Planck-Insti-

tut für Quantenoptik in Garching. Aus dieser Zeit ist besonders der von Hänsch entwickelte kontinuierliche Atomlaser zu erwähnen.

Ein entscheidender Durchbruch war dann die Entwicklung des sogenannten Frequenzkammes, der hochpräzise Atomuhren ermöglichte. Dies geht auf eine berühmte Notiz von Ted Hänsch vom 30. März 1997 zurück. Dazu sei angemerkt, daß zu diesem Zeitpunkt Hänsch bereits im 56. Lebensjahr stand, was sicherlich viele Behauptungen, daß wissenschaftliche Kreativität nur in jungen Jahren möglich ist, widerlegt. Zwischen Idee und Verwirklichung lag übrigens nur ein Jahr. Die Grundidee beim Frequenzkamm ist es, die Genauigkeit der Wiederholungszeiten von kurzen Laserpulsen mit der Frequenzmessung von Präzisionslasern zu verbinden.

Die Entwicklung des Frequenzkamms hat zu einer Revolution in Präzisionsspektroskopie und Zeitmessung geführt. Ted Hänsch erhielt dafür zahlreiche Auszeichnungen, darunter auch 2005 den Nobelpreis für Physik. Dies war ein Jahr vor seiner Pensionierung und ermöglichte ihm im Rahmen eines Carl-von-Siemens-Preises und einer Forschungsprofessur in Deutschland weiterzuarbeiten. Er mußte nicht, wie schon befürchtet wurde, in die USA auswandern, da es dort ja ohne weiteres möglich ist, im Alter weiter als Forscher tätig zu sein. Hier hat Europa sicherlich einen signifikanten Nachteil im weltweiten Wettbewerb um die besten Wissenschaftler.

Von den vielen Anwendungen des Frequenzkamms seien einige wenige erwähnt. Er führte zu einer Präzisionsmessung der Drehung der Erde, zu Methoden der Geodäsie mit Submillimeter-Genauigkeit, zu ultrapräziser Telekom-Netzwerk-Synchronisierung, zu hochgenauer astronomischer Interferometrie, zu neuen Tests der Relativitätstheorien, in denen die Natur von Raum und Zeit untersucht wird, und zu Messungen der Konstanz von Naturkonstanten, ein zentrales Konzept in unserem physikalischen Weltbild.

In der Forschung gibt es zwei grundsätzliche Vorgehensweisen. Die eine ist eine zielorientierte Forschung, die andere die neugiergetriebene Forschung um des Wissensgewinns willen. Ted Hänsch hat sich selbst immer zur zweiten Kategorie gezählt und sich mit einem neugierigen Küken verglichen, das einfach überall sucht, wo es die be-

sten Körner finden könnte. Dadurch, wie sein wissenschaftliches Leben zeigt, werden erst die wirklich großen wissenschaftlichen Durchbrüche möglich. Dies sei Wissenschaftspolitikern ins Stammbuch geschrieben.

THEODOR W. HÄNSCH dankte mit folgenden Worten:

Verehrter Herr Bundespräsident, verehrter Herr Ordenskanzler, liebe Ordensmitglieder, Exzellenzen und Ehrengäste, meine Damen und Herren,

die Verleihung des Ordens Pour le mérite ist eine sehr hohe Ehrung, und ich danke Ihnen, den Mitgliedern des Ordens, für die Aufnahme in Ihren erlesenen Kreis. Ihnen, lieber Herr Zeilinger, danke ich für Ihre humorvollen und schmeichelhaften Vorstellungsworte. Die Liste der vergangenen Mitglieder des 1842 von König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen gestifteten Ordens hat mir fast den Atem verschlagen. Als Physikstudent an der Universität Heidelberg hätte ich nie zu träumen gewagt, daß ich einmal der gleichen Ordensgemeinschaft angehören würde wie der damals von mir sehr bewunderte Pionier der theoretischen Laserphysik, Professor Hermann Haken, oder der triumphal gefeierte Nobelpreisträger des Jahres 1961, Professor Rudolf Mössbauer. Unter den legendären Ordensmitgliedern aus Wissenschaft und Kunst findet man Ikonen der Physik wie Herrmann von Helmholtz, Max Planck oder Albert Einstein. Zu den heutigen Mitgliedern des Ordens zählen viele weitere bedeutende Köpfe unserer Kulturgemeinschaft. Inzwischen konnte ich an meiner ersten Sitzung des Ordens teilnehmen, und ich freue mich schon auf den zukünftigen lebendigen Gedankenaustausch mit so herausragenden Köpfen aus Kunst und Wissenschaft. Schließlich betrachte ich die Aufnahme in den Orden auch als eine Auszeichnung für meine Studenten und Mitarbeiter, die meine Forschungsarbeit über viele Jahre maßgeblich mitgetragen haben. Auch ihnen danke ich an dieser Stelle sehr herzlich.

HANS MAGNUS ENZENSBERGER sprach die Laudatio auf DURS GRÜNBEIN:

Daß Künstler etwas können müßten, ist keineswegs ausgemacht. Eine derartige Forderung gilt seit Jahrzehnten als Zumutung; im besten Fall wird sie mit einer Nachsicht betrachtet, wie sie altfränkischen Vorstellungen gebührt. Es wäre nicht nur blauäugig, sondern auch kontraproduktiv, diesen Zustand zu beklagen, da jeder Widerspruch unverzüglich als willkommenes Lebenszeichen begrüßt wird.

Der Kunstmarkt ist, wie man weiß, unermüdlich damit beschäftigt, unsere Sehgewohnheiten zu brechen, und damit überhaupt noch jemand hinschaut, hoffen seine Protagonisten inbrünstig, die Außenwelt zu einem matten Protest zu provozieren. In dieser Lage empfiehlt sich deshalb eine eiserne Gemütsruhe, die diese Tricks einfach ignoriert und jedem Glück wünscht, der in Kunstderivate investiert. Die historischen Avantgarden waren zwar jahrzehntelang damit beschäftigt, jede Spur von Metier zu entsorgen, aber den Erfolg, den sie damit erzielt haben, hätten sie sich nicht träumen lassen. Vom Tachismus bis zur Graffitikunst, von der Concept bis zur Earth, Body, Appropriation, Eat und Zero Art hat der Dilettantismus immer neue Triumphe gefeiert.

Nur in der Literatur, einem seltsam resistenten Medium, ist der vollständige Durchbruch bisher ausgeblieben. Heroische Versuche wie der Lettrismus haben sich bald von selbst erledigt. Das liegt vermutlich daran, daß die Sprache dem, der sich ihr anvertraut, mehr Widerstand entgegensetzt als ein Lineal, ein Kopiergerät, eine Neonröhre oder eine Spraydose. Altertümliche Kriterien wie Können und Metier sind der Dichtung offenbar schwer auszutreiben.

Damit komme ich zum Anlaß dieser Betrachtung. Der Autor, den wir heute in unserem Orden begrüßen dürfen, hat schon manchen Rezensenten dadurch verärgert, daß er nicht nur über ein außerordentliches Talent, sondern auch über ein Können verfügt, um das er zu beneiden ist. Solchen Kritikern ist die Bewunderung, von der Descartes sagt, sie sei die nobelste aller Seelenregungen, naturgemäß

fremd. Und siehe da, obwohl Grünbein alle Lobredner der Kunstlosigkeit stört, hat sich in wenigen Jahren ein zahlreiches Publikum gefunden, das seine Arbeit zu schätzen weiß, und dies nicht nur im eigenen Land, sondern auf den meisten Kontinenten, die von Lesern bewohnt sind. Damit erfüllt er nicht nur die Kriterien, an die unser kleiner Club sich seit seiner Gründung zu halten hat, sondern er ist ein lebendes Beispiel dafür, daß es möglich ist, zwischen guter und schlechter Dichtung zu unterscheiden, und daß es nach wie vor viele Leute gibt, die imstande sind, diesen Unterschied zu bemerken.

Weit entfernt von der Absicht, etwas noch nie Dagewesenes zu tun, schreibt Durs Grünbein eine mehr als zweitausendjährige Tradition fort, mit der er wie wenige seiner Mitbrüder in Apoll vertraut ist und deren Formen er souverän beherrscht.

Das hat ihn an keiner Kühnheit gehindert; es hat ihn ganz im Gegenteil beflügelt. Die Moderne ist in seinen Augen – ich zitiere – ein »Phänomen des Ungleichzeitigen«, eine Sphäre, in der »Leute wie Archimedes und Einstein oder, um in den Breitengraden der Künste zu bleiben, Dichter wie Ovid und Apollinaire, Künstler wie Vermeer und Kandinsky Zeitgenossen sind. In der Regel ist Moderne die große Glocke, an die man Errungenschaften hängt, die es lange schon gab«.

Erschwerend kommt hinzu, daß Grünbein der Ignoranz und der Dummheit in der Poesie keinen Platz einräumt. Jemand, der es riskiert, ein Versepos zu schreiben, das Descartes zum Helden hat, und in dessen Werk die Wissenschaften eine große Rolle spielen, setzt sich natürlich dem Verdacht aus, er sei schwierig. Diesen gravierenden Vorwurf zu entkräften fällt Durs Grünbein leicht; denn zur allgemeinen Überraschung ist es ein Vergnügen, ihn zu lesen. Wer seine Verse schwerfüßig fände, hätte kein Ohr.

Ebenso souverän wie in der Dichtung bewegt dieser Autor sich in der Prosa. Er ist ein Essayist von hohen Graden, der jedesmal schon mit dem ersten Satz ausgeschlafen wirkt und seine gründlichen Kenntnisse federleicht zu tragen weiß. Daß man es mit einem vorzüglichen Übersetzer zu tun hat, gehört zum Habitus eines solchen Dichters; denn diese Form der Aneignung trainiert die Beweg-

lichkeit, so wie eine gute Beinarbeit die Chancen eines Boxers optimiert.

Damit will ich es genug sein lassen. Ohnehin kann eine kurze Rede der ausschweifenden Produktivität Grünbeins nicht Genüge tun, und so möchte ich, um Sie, meine Damen und Herren, zu überzeugen, lieber den Dichter selber sprechen lassen. Dies sind zwei Strophen aus »Porzellan«, Durs Grünbeins Poem vom Untergang Dresdens:

Wozu klagen, Spätgeborner? Lang verschwunden war  
Die Geburtsstadt, Freund, als deine Wenigkeit erschien.  
Feuchte Augen sind was anderes als graues Haar.  
Wie der Name sagt: du bist zu flink dafür, zu grün.  
Siebzehn Jahr genügten, kaum ein Jugendalter,  
Auszulöschen, was da war. Ein strenges Einheitsgrau  
Schloß die Wunden, und vom Zauber blieb – Verwaltung.  
Nicht aus Not geschlachtet haben sie ihn, Sachsens Pfau.  
Flechten wuchsen, unverwüstlich, über Sandsteinblüten.  
Elegie, das kehrt wie Schluckauf wieder. Wozu brüten?

Ist ein Wunderding, kaum daumennagelgroß, ein Kern,  
Ausgespuckt von einem Kirschendieb – mehr nicht.  
Hab als Kind ihn lang betrachtet im Museumslicht,  
Unterm Lupenglas, ein Kleinplanet, auratisch fern.  
Großtat eines Juweliers. Ins harte Holz geschnitzt:  
Augen schreckgeweitet, lauter schreiende Gesichter,  
Ein Inferno auf der Nadelspritze, Tröpfchen, glitzernd.  
Kaum zu fassen, da – in nuce – war verdichtet,  
Was der Stadt bevorstand demnächst – zum Emblem.  
Dresden selbst war jener Kirschkern, aus dem All gesehn.

Lieber Durs, willkommen in unserer Runde.

DURS GRÜNBEIN dankte mit folgenden Worten:

Einer meiner namhaften Vorgänger hier, der Dichter T. S. Eliot, ein Grande in unserem Fach, hat einst die Behauptung aufgestellt: »Poetry doesn't matter.« Es hat ein Weilchen gebraucht, aber heute würde ich dem widersprechen. Privat und in aller Bescheidenheit, nicht gerade mit der donnernden Gegen-Behauptung: »Ein Volk, das keinen Dichter mehr hat, ist am Ende schon tot und leer ...« Das mag schockierend klingen, aber solche Aussagen hat es gegeben. Ein anderer sprach so, Gottfried Benn, einer, dem die Tore zu diesem liberalen Orden sicher auf lange verschlossen geblieben wären, aus naheliegenden Gründen. Das war im vorigen Jahrhundert, als es hoch herging und vieles noch absolut und endgültig gemeint war. Nun sind wir in einem Zeitalter angelangt, das von sich glaubt, ganz andere Sorgen zu haben als die Lehren der Poesie. Ökonomische Sorgen, Religionszugehörigkeitssorgen, Sorgen um den Zusammenhalt der Gesellschaft, um die staatliche Fürsorge oder ganz allgemein Zukunftssorgen. Bekanntlich ist die Sorge jene Erscheinung, die als letzte den rauschenden Ballsaal des Kapitalismus betritt. In Goethes »Faust – Der Tragödie Zweiter Teil« schleicht sie als einziges der vier grauen Weiber sich im fünften Akt durchs Schlüsselloch ein, um Mitternacht, wenn der große Unternehmer am Ende seiner Projekte angelangt ist. Dann kommt sie und bläst ihm das Augenlicht aus. »Die Menschen sind im ganzen Leben blind, / Nun, Fauste, werde dus am Ende!« Das ist ein Satz, den nur Dichtung so punktgenau hat setzen können. Solche brutale Erkenntnis, tröstlich allein durch ihre sprachliche Höchstform: Das ist es, was ich mir unter Poesie immer vorgestellt habe. Sie scheint also doch eine gewisse Rolle zu spielen und mehr als nur eine Rolle, wenn man ihr scharf genug zuhört.

Was immer der alte Fuchs Eliot mit seinem Spruch also sagen wollte, ich habe genügend Gegenbeweise gesammelt. Denn Poesie hat buchstäblich mein Leben verändert. Sie hat mich gerettet aus ideologischem Wirrwarr und moralischem Stumpfsinn. Sie hat mich gleichzeitig immun und neugierig gemacht. Immun gegen jedes

Heilsversprechen auf Kosten des zerbrechlichen Menschen, neugierig auf alle Wissensformen und die verschlungenen Wege der Empfindsamkeit, die dieser rastlose Mensch sich erfindet. Die Poesie hat mich die Hochachtung gelehrt vor den wahren Errungenschaften der Wissenschaft, und sie hat mich zuletzt auch wieder in die Nähe der Philosophie gebracht. Ich verdanke ihr alles, was ich bin, und das meiste, was ich liebe – und wenn ich es mir recht überlege, sogar meine Frau. Ich möchte nicht wissen, wie anders alles gekommen wäre ohne die Liebe zur Literatur. Und nun hat die alte Wünschelrute mich zu meiner großen Überraschung auch noch hierher gebracht, in Ihre Mitte, liebe Ordensmitglieder.

Ich bin noch nie einem Orden beigetreten. Insofern beschert mir der heutige Tag eine Premiere. Und wie in jede neue Erfahrung stürze ich mich nun auch in diese Hals über Kopf, mit einem Gefühl von Verschwörertum und Geheimlogenzauber. Wer weiß, wie mir geschieht, wenn ich mich erst mit einigen der hier Anwesenden ins Gespräch vertiefe. Ich rechne doch sehr mit dem Austausch von Betriebsgeheimnissen, die einem normalerweise verschlossen bleiben. Ich darf bei dieser Gelegenheit auch andeuten, wie arbeitsnotwendig mir immer das Wissen der Naturwissenschaftler war, wie viel ich den Ansichten der Historiker, Archäologen und Philologen verdanke, wie beschränkt bloße Wortkunst bliebe, würden dem Autor nicht in den Museen, Galerien und Kinos die Augen geöffnet und im Konzertsaal die Ohren.

Man hält hier, höre ich, immer nur kurze Reden und macht überhaupt nicht viel unnütze Worte. Eine preußische Tugend ist das, der Herkunft des Ordens gemäß. Dies aber mußte vorausgeschickt werden, bevor ich mich mit dem einen, nackten Wort »Danke« vor Ihnen allen verbeuge und diese Ehrung entgegennehme.



## BESUCH DER GANDHARA-AUSSTELLUNG



BERNARD ANDREAE

NEUES ZUM ALEXANDERMOSAIK

---

Die Ausstellung »Gandhara. Das Buddhistische Erbe Pakistans« in Bonn, Berlin und Zürich 2009-2010, welche die Teilnehmer der Jahrestagung des Ordens Pour le mérite am 6. Juni 2009 im Martin-Gropius-Bau zu Berlin besichtigt haben, wird mit einer fotografischen Wiedergabe des berühmten Alexandermosaiks im Maßstab 1:1 eröffnet (Abb. 1). Eine neue Interpretation findet darin die beiden für die Frühgeschichte der Satrapie Gandhara entscheidenden Persönlichkeiten in einer bisher nicht als solche erkannten, dramatischen Episode dargestellt.

Alexander der Große (356-323) hatte die zwischen dem Reich der Perser und dem des indischen Königs Poros liegende Provinz Gandhara im Quellgebiet des Indus zu beiden Seiten des vom Kabulfluß durchströmten Kyberpasses 325 v. Chr. erobert. Sein Nachfolger, der Diadoche Seleukos I., hatte sie 303 wieder an die Inder unter ihrem König Chandragupta aus der Maurya-Dynastie zurückgegeben, und zwar gegen die Bereitstellung von fünfhundert Kriegselefanten, mit deren Hilfe er die Entscheidungsschlacht von Ipsus 301 gewann. Er wurde dadurch zum Herrscher über das ganze von Alexander in Kleinasien und Syrien errungene Gebiet. Unter Alexander war der

358 geborene, also zwei Jahre ältere Seleukos im makedonischen Heer zum General der Elitetruppe der Infanterie, der Pezhetairen, aufgestiegen.

Wie konnte so lange unentdeckt bleiben, daß er der Auftraggeber des Gemäldes war, welches in Pompeji gegen Ende des 2. Jahrhunderts v. Chr. im Alexandermosaik kopiert wurde?

Dieses große Mosaikbild wurde seit seiner Auffindung im vornehmsten Haus von Pompeji im Jahr 1831 als die dramatische Darstellung des entscheidenden Sieges von Alexander dem Großen über den Perserkönig Dareios III. Kodomannos (380-330) angesehen. Man erkennt den von links mit seinen Gefährten heransprengenden Makedonenkönig an seinem barhäuptigen Porträt (Abb. 2) und rechts den bereits zur Flucht gewendeten vierspännigen Kampfswagen des Persers. Der an der hohen Biberfellmütze, der Tiara, kenntliche bärtige Großkönig mit den erschrocken aufgerissenen Augen und sprachlos halb geöffneten Lippen hat schon seinen letzten Pfeil verschossen und streckt den rechten Arm in Richtung seiner Getreuen aus, die sich zwischen die Reiterattacke Alexanders und ihn geschoben haben. Tatsächlich können sie den Angriff, wenn schon nicht stoppen, so doch aufhalten, so daß die Flucht des Perserkönigs gelingt, wobei der hochräderige Streitwagen die eigenen Leute überrollt.

Bisher wurde in den zahlreichen Beschreibungen des Verlaufs dieser epochalen Schlacht, wie sie in dem ungemein detaillierten Mosaik dargestellt ist, noch nicht hervorgehoben, daß Alexander der Große in eine äußerst prekäre Situation geraten ist. Voranpreschend auf seinem stierköpfig genannten Streitroß Boukephalos bildet er die Spitze eines Keils von Reitern, welche ins Zentrum des feindlichen Heeres vorgedrungen sind. Sie stoßen mit ihren langen Lanzen, den makedonischen Sarissen, die Perser vom Pferd, die sich ihnen in den Weg geworfen haben. Doch die Perser tun das Ihre, um den Angriff zu parieren. Unmittelbar vor Alexander hat ein persischer Reiter in gelbem Obergewand und mit kostbar bestickten Beinkleidern Alexanders gegen den Großkönig gerichtete Lanze in der Luft hinter der Spitze ergriffen und nach unten gedrückt. Da im gleichen Augen-

blick sein Rappe von einer Lanze ins Herz getroffen wird und in die Vorderhand niederbricht, so daß der Kopf, aus dessen Maul sich das Blut ergießt, am Boden aufschlägt, wirft der Reiter beim Abspringen das linke Bein über den Rücken des Pferdes. Dabei fährt ihm die Sarisse Alexanders, die er mit der Rechten herabzog, durch die Hand. Ob er will oder nicht, er lenkt die furchtbare Spitze in den eigenen Leib. Sie durchsticht ihn und dringt auf der anderen Seite der Hüfte wieder heraus. Im nächsten Moment wird der Schaft unter dem Gewicht des nach vorn stürzenden Körpers in Stücke zerbrechen. Als Waffe ist Alexanders Lanze, deren Ende er noch umklammert, wertlos. Er kann das Schwert so schnell nicht ziehen, wie es notwendig wäre. Seine Lage scheint verzweifelt. Der Helm wurde ihm schon vom Kopf geschlagen und liegt, zu Boden gefallen, neben dem rechten Hinterhuf seines vor dem plötzlichen Hindernis steigenden Pferdes. Ein Perser zu Pferde rechts daneben hält das Schwert in der Hand, um Alexander den Schädel zu spalten. Doch der Reiter muß das sich bäumende Pferd herumreißen, weil eine Lanze gegen ihn gezückt ist, die ihn trotz seiner Parade im nächsten Augenblick vom Pferd stoßen wird. Alexander ist gerettet.

Doch wer führt die rettende Sarisse? Zum Glück ist in einem 13 cm breiten Streifen hinter der rechten Hand Alexanders das Profil des Mannes noch erhalten (Abb. 3). Man sieht ihn neben seinem König, bei dessen gesenkter Rechten, welche den Lanzenschaft umgreift. Offenbar schreitet der Mann aus, mit den Beinen auf dem Boden. Da er nicht Schritt halten könnte mit den voraussprengenden Reitern, nannte man ihn einen demontierten Kavalleristen und verbaute sich damit das richtige Verständnis. Es ist undenkbar, daß ein Reiter von seinem stürzenden Pferd abspringt und dabei die fünf Meter lange Lanze in den Händen behält. Dieser Mann ist ein Kämpfer zu Fuß, ein Infanterist. Das zeigt völlig unmißverständlich auch sein charakteristisches Profil. Man kennt es von zahlreichen Münzprägungen und von einer Bronzestatue aus Herkulanum im Archäologischen Nationalmuseum von Neapel (Abb. 4). Es ist Seleukos Nikator, der als erster seines Namens und seiner Dynastie Herrscher des asiatischen Teils des Alexanderreiches werden sollte, aber zu

Lebzeiten Alexanders Anführer der Pezhetairen war und deshalb auch selbst zu Fuß kämpfte.

Damit ergibt sich allerdings ein neues Problem. In der wirklichen Schlacht von Gaugamela am 28. Mai 331 konnte Seleukos mit der voraussprengenden Reitertruppe der Hetairen, der adligen Gefährten Alexanders, nicht gleichauf sein. Die Episode der Rettung des Königs, von der auch bei keinem Historiker die Rede ist, dürfte sich so, wie sie im Alexandermosaik dargestellt ist, nicht abgespielt haben. Man erkennt die Absicht, den Retter Alexanders hervorzuheben. Es gab nur einen, der den Maler, wahrscheinlich Eutyichides von Sikyon, beauftragt haben kann, ihn als Pezhetairos, als Lanzenkämpfer zu Fuß, neben dem reitenden Alexander darzustellen: Seleukos selbst. Er wollte in dem Bild der Welt zeigen, wie er seinem König in einer anscheinend ausweglosen Lage zu Hilfe kommt, indem er mit einem gekonnten Lanzenstich den Perser vom Pferd stößt, der schon zum tödlichen Schwerthieb bereit ist.

Der günstigste Zeitpunkt für eine solche Manipulation der Geschichte, bei der Seleukos – zumindest im Bilde – der eigentliche Gewinner der Entscheidungsschlacht wird, war sein Sieg als König von Syrien über die beiden anderen Diadochen, Antigonos Monophthalmos und dessen Sohn Demetrios, im Jahr 301 bei der in Zentralkleinasien gelegenen Stadt Ipsos. Seleukos I. kam damit auf die Höhe seiner Macht und herrschte als Nachfolger Alexanders mit immer noch wachsendem Erfolg bis zu seiner Ermordung im Jahr 281.

Bei dieser neuen Interpretation des Alexandermosaiks kommt einem die Aussage Goethes in den Sinn, der unter dem 10. März 1832 an den deutschen Archäologen Wilhelm Zahn geschrieben hatte: »Mittelwelt und Nachwelt werden nicht hinreichen, solches Wunder der Kunst würdig zu commentieren, und wird genötigt sein, nach aufklärender Betrachtung und Untersuchung immer wieder zur einfachen reinen Bewunderung zurückzukehren.«

Die neue Interpretation bringt einen dreifachen Gewinn. Sie zeigt auf, was im Bilde tatsächlich geschieht: Die kühne Rettung Alexanders des Großen in einer geradezu hoffnungslosen Situation der dargestellten Schlacht durch den General seiner Infanterie, Seleukos.

Das Treffen endet somit siegreich. Infolge dieser Interpretation wird der Auftraggeber des Gemäldes bekannt, das im Mosaik kopiert ist: eben der Diadoche Seleukos I., der sich als Retter Alexanders bewährt. Damit ist auch die wahrscheinliche Zeit der Entstehung des Bildes um 300 v. Chr. bestimmt. Es wird zu einem Fixpunkt der Epochenwende von der klassischen zur hellenistischen Kunst.



Abb. 1: Alexandermosaik aus Pompeji VI, 12,2 Exedra X, Casa del Fauno, Museo Archeologico Nazionale, Neapel Inv. 10020, 313 × 582 cm



Abb. 2: Alexander der Große, Detail aus dem Alexandermosaik Abb. 1



Abb. 3: Profil des Seleukos I. als Fußkämpfer,  
Detail aus dem Alexandermosaik Abb. 1



Abb. 4: Profilaufnahme der bronzenen Bildnisbüste des Seleukos I.  
Nikator mit Königsdiadem, aus der Villa der Pisonen bei Herkulanum,  
um 305 v. Chr., H 0,56 m, Museo Archeologico Nazionale,  
Neapel Inv. 5590



REDEN BEI DER  
VERLEIHUNG DES GROSSEN  
BUNDESVERDIENSTKREUZES MIT STERN  
AN DIE AUSLÄNDISCHEN MITGLIEDER  
DES ORDENS



## BUNDESPRÄSIDENT HORST KÖHLER

### »EINE WELTBÜRGERLICHE GEMEINSCHAFT DER WISSENSCHAFT«

---

Verehrte Mitglieder des Ordens Pour le mérite, liebe Lady Chatwick, meine Damen und Herren, seien Sie einmal mehr herzlich willkommen in Schloß Bellevue! Besonders herzlich möchte ich die neuen Ordensmitglieder begrüßen: Lieber Herr Grünbein, lieber Herr Professor Hänsch, lieber Herr Professor Pääbo: Es ist schön, Sie in unserer Mitte zu haben.

Abweichend vom üblichen Protokoll haben wir uns heute zunächst hier im Langhanssaal versammelt. Ich will Ihnen gleich erklären, warum:

Dazu muß ich ein wenig ausholen – genauer gesagt bis zum 27. Dezember des Jahres 1831. An diesem Tag ging Charles Darwin an Bord der »Beagle« – im Gepäck Alexander von Humboldts Beschreibung der »Reise in die Aequinoctial-Gegenden des neuen Continents«, im Kopf Bilder von gewaltigen Strömen, tiefgrünen Dschungelkathedralen und mächtigen, schneebedeckten Kordilleren.

Ähnliche Bilder sind vielleicht auch Ihnen, lieber Herr Grünbein, beim Anflug auf Venezuela in den Sinn gekommen. Ihre Dichter-

Reise in die Neue Welt freilich galt den »Amazonen von Caracas« – den dort so beliebten Miss-Wahlen und damit der Suche nach menschlicher, menschengemachter Schönheit. Ich vermute, Humboldts »Hoheslied von der fremden Natur« konnte Ihnen bei dieser Unternehmung allenfalls als tröstendes Kontrastmittel dienen.

Aber zurück zu Darwin. Für den nämlich wurde Humboldt zum wichtigen unsichtbaren Reisebegleiter durch die Tropen; und mehr noch – zum Erkenntnisleiter: »Er ist wie eine andere Sonne, die alles erleuchtet, was ich sehe«, schrieb Darwin in sein Tagebuch.

Begegnet sind sich die beiden größten Naturforscher des 19. Jahrhunderts nur ein einziges Mal. Aber aus ihrer Korrespondenz wissen wir, wie sehr sie einander geschätzt haben – wohl auch, weil sie soviel gemeinsam hatten: den Forscherdrang; die Reiselust; den Willen, bedingungslos den Wissenschaften zu dienen; die (finanzielle wie geistige) Unabhängigkeit und das Vermögen, die Sicht der Menschen auf die Welt und sich selbst grundlegend zu verändern. Und noch etwas verbindet die beiden: die Mitgliedschaft im Orden *Pour le mérite*.

Zwar war Humboldt – der erste Ordenskanzler – schon ein knappes Jahrzehnt tot, als der Brite 1868 aufgenommen wurde. Aber ich bin sicher, Humboldt hätte diese Entscheidung sehr begrüßt. Denn von Beginn an war der Orden – entgegen manchen Strömungen der Zeit – nicht als nationales Projekt gedacht, sondern als eine weltbürgerliche Gemeinschaft großer Wissenschaftler und Künstler, als ein Ort des lebendigen Austausches über die Grenzen zwischen Ländern und Disziplinen hinweg.

Sehr bewußt hat Theodor Heuss bei der Wiederbegründung des Ordens 1952 an diese internationale Tradition angeknüpft – aus Begeisterung für das Ideal ebenso wie aus sicherem politischem Gespür. Heuss wußte, daß das geistige Leben in Deutschland nach Jahren der Abschottung, der Unterdrückung und des furchtbaren Aderlasses nicht zuletzt Weltoffenheit brauchte. Und er wußte, daß der Weg der Deutschen zurück in die Gemeinschaft der Völker unbedingt auch über die Wissenschaften und die Künste führte.

Die Wiederbelebung des Ordens *Pour le mérite* war auf doppelte

Weise ein Geschenk für die junge Bundesrepublik: Sie erinnerte uns Deutsche und die Welt an unsere guten Traditionen. Zugleich entstand mit dem Orden in unserem Land wieder ein internationaler Austausch der Gedanken, mehr noch: eine Quelle für Verständigung und für Versöhnung. Wissenschaftler und Künstler aus dem Ausland und unter ihnen besonders jene, die während der Nazi-Herrschaft aus Deutschland vertrieben worden waren, bewiesen mit ihrer Mitgliedschaft im Orden vor allem eins: Vertrauen in den deutschen Neuanfang, Vertrauen in die guten geistigen und kulturellen Kräfte unseres Landes, Vertrauen in seine Menschen.

Wir Deutsche sind dankbar dafür. Und wir sollten froh und auch ein bißchen stolz darauf sein, daß wir den Orden Pour le mérite haben. Der Orden leuchtet in Deutschland, und er leuchtet für Deutschland in der Welt. Seinen Glanz verdanken wir Ihnen, seinen Mitgliedern, und Ihrer Exzellenz in den Wissenschaften und Künsten.

Um solcher Dankbarkeit und Anerkennung staatlicherseits besonderen Ausdruck zu verleihen, hat Theodor Heuss den Verdienstorden der Bundesrepublik Deutschland gestiftet. Dessen Stern wird seit langem allen Deutschen verliehen, die neu in den Orden Pour le mérite aufgenommen werden. Bei den ausländischen Mitgliedern des Ordens gibt es diese durch Tradition gewachsene Regel noch nicht.

Professor Albach und ich haben uns gefragt: Warum eigentlich? Und wir haben keine überzeugenden Gründe für die Ungleichbehandlung gefunden. Darum rücke ich sie heute ein für allemal zurecht: Ich zeichne alle ausländischen Mitglieder mit dem Großen Verdienstkreuz mit Stern aus, die dieser Ehrung noch nicht teilhaftig geworden sind. Und ich freue mich darauf, künftig bei den neuen Mitgliedern des Ordens Pour le mérite keinen Unterschied mehr zu machen, was die Auszeichnung mit dem Stern anbelangt.

Die Anregung zu dieser Neuerung ging wie angedeutet auch von Ihnen aus, lieber Herr Professor Albach. Ihre Zeit als Ordenskanzler endet nun bald. Als hervorragender Wirtschaftswissenschaftler sind Sie mir natürlich seit Jahrzehnten ein Begriff. Nun habe ich mit großer Sympathie und Anerkennung verfolgt, wie intensiv und innova-

tiv Sie sich auch jenseits der Ökonomie, als Ordenskanzler, engagiert haben. Herzlichen Dank dafür!

Sie haben dabei auch behutsam und nachdrücklich eine Reihe von Änderungen vorangebracht, die die internationale Dimension des Ordens noch stärker zur Geltung bringen und die seinen Dialog mit der interessierten Öffentlichkeit intensivieren sollen. Als Protektor des Ordens begrüße ich beide Ziele, denn im Zeichen der internationalen Vernetzung der Welt kommt es auf beides an: auf den lebendigen Austausch über alle Grenzen von Staaten, Kontinenten und Kulturen hinweg und auf die Besinnung, welche Stärken wir Deutsche pflegen sollten und welche Fragen vertiefen und wo wir von anderen lernen können.

Kurz: Je mehr wir uns gegenseitig neue Perspektiven eröffnen, je mehr wir uns bemühen, einander zu verstehen und gemeinsam neu zu denken, desto besser wird uns das Zusammenleben in dieser einen Welt des 21. Jahrhunderts gelingen.

Und deshalb die nachdrückliche Bitte: Lassen Sie nicht nach in Ihren Bemühungen, den Orden noch weiter zu öffnen. Mich würde es besonders freuen, wenn Sie dabei auch an einen Kontinent dächten, den Humboldt und Darwin nur in Gedanken besuchten: Afrika.

Ich will Ihnen meinerseits versprechen, auch künftig die Internationalität des Ordens *Pour le mérite* mit meinen Mitteln zu beleuchten – und zu den schönsten dieser Mittel gehört der Stern des Verdienstkreuzes der Bundesrepublik Deutschland. Und den wollen wir nun gleich elfmal strahlen lassen.

## ORDENSKANZLER HORST ALBACH

### DIE AUSBILDUNG VON ALEXANDER VON HUMBOLDT ZUM BETRIEBSWIRT

---

Hochverehrter Herr Bundespräsident,  
sehr verehrte, liebe Frau Köhler,

Wes das Herz voll ist, des läuft der Mund über, heißt es im Sprichwort. Wenn das Herz noch voller ist, findet man keine Worte, heißt es auch. Ich finde keine Worte des Dankes für den Empfang mit der Verleihung des Großen Bundesverdienstkreuzes mit Stern an unsere ausländischen Mitglieder. Sie haben damit dem scheidenden Kanzler einen Wunsch erfüllt, den ich seit dem Beginn meiner Amtszeit als einen Herzenswunsch hegte.

Im vergangenen Jahr erwähnten Sie, daß Sie gerne Staatsbesuche in Lateinamerika auf den Spuren Alexander von Humboldts gemacht hätten. Ich möchte Ihnen herzlich dafür danken, daß Sie in Ihrer Begrüßung eine Art virtuelle Reise mit Alexander von Humboldt gemacht haben.

Gestatten Sie mir, daß ich vor der Tischrede, die unser Vizekanzler Enzensberger gleich halten wird, kurz erwähne, daß Alexander von Humboldt nicht nur der erste Kanzler des Ordens, sondern auch der erste Betriebswirt im Orden war.

Am 7. September 1790 schrieb Alexander von Humboldt an Ludwig Gustav Karsten<sup>1</sup> in Hamburg, er »gehe morgen von hier (Berlin) nach Hamburg«, er sei »beim Prof. Büsch« zu erreichen.<sup>2</sup> Auf Wunsch seiner Mutter Caroline sollte ihr Sohn Alexander an der von Johann Georg Büsch im Jahre 1767 gegründeten privaten Handelsakademie, heute würde man sie wohl »International Business School« nennen, ein Semester Betriebswirtschaftslehre studieren. Nach Scurla genoß die Handelsakademie Weltruf,<sup>3</sup> nach Bloech war sie »eine der bedeutendsten«,<sup>4</sup> Humboldt meinte, sie »sei im Sinken«.<sup>5</sup> Die Vorlesungen über Kameralwissenschaften sollten ihn auf den Staatsdienst vorbereiten.<sup>6</sup> Er studierte »den Geldumlauf, Buchhaltung und (Warenkunde) Kolonialwaren«,<sup>7</sup> er sah »nichts als Zahlen und Contoirbücher« vor sich,<sup>8</sup> er erwarb juristisch-kameralistische Kenntnisse und setzte sich mit dem Merkantilismus auseinander.<sup>9</sup> Ob Humboldt wirklich das Buch von Johann Georg Büsch »Abhandlung von dem Geldsumlauf in anhaltender Rücksicht auf die Staatswirtschaft und Handlung«<sup>10</sup> gelesen hat, wird man bezweifeln dürfen, da dieses Buch wohl ebenso wie sein Werk »Theoretisch-Praktische Darstellung der Handlung in deren mannigfaltigen Geschäften«<sup>11</sup> zwar in 14 Auflagen erschien, aber Büsch häufig vom Thema abwich<sup>12</sup> und »nur durch seine Stoffanhäufung beeindruckte«.<sup>13</sup> Humboldt empfand ein Semester als »wenig hinreichend«, meinte aber: »Ich hoffe, da es mir an gutem Willen nicht fehlt, mit männlichem Eifer zu arbeiten und auch in 6 Monathen viel, recht vieles zu lernen.«<sup>14</sup>

Das Studium in Hamburg hat Alexander von Humboldt nicht zu einem guten Geschäftsmann gemacht.<sup>15</sup> Am 17. April 1835 mußte er sich an Friedrich Wilhelm III. wenden, weil er bankrott war.<sup>16</sup> Er legte dem König einen Sanierungsplan vor. Der König rettete ihn, ohne das Cabinet zu fragen.

## *Anmerkungen*

- 1 Dietrich Ludwig Gustav Karsten war seit 1789 Assessor der Provinzialadministration in Berlin. Vgl. Jugendbriefe, S. 113.
- 2 Jahn, Ilse; Lange, Fritz G. (Hrsg.): Die Jugendbriefe Alexander von Humboldts, Berlin 1973.
- 3 Scurla, S. 57.
- 4 Vgl. Fußnote 5.
- 5 Brief an Wilhelm Wegener vom 23.9.1790, Jugendbriefe, S. 107.
- 6 Scurla, S. 57. Jürgen Bloech bezeichnet die Handlungsakademie von Hamburg als »eine der bedeutendsten«. Vgl. Bloech, Jürgen; Bogaschewsky, Ronald; Schulze, Marion: Vom Kaufmann zum Betriebswirt, Göttingen 1987.
- 7 Scurla, S. 58.
- 8 Brief an Wilhelm Gabriel Wegener vom 23.9.1790, Jugendbriefe, S. 106.
- 9 Brief an Abraham Gottlob Werner vom 13.12.1790, Jugendbriefe, S. 112.
- 10 Büsch, Johann Georg: Abhandlung von dem Geldsumlauf in anhaltender Rücksicht auf die Staatswirtschaft und Handlung, Erster Teil, Hamburg und Kiel 1780; zitiert nach Bloech, S. 107.
- 11 Hamburg 1792, Bloech, S. 107.
- 12 Bloech, S. 106.
- 13 Sundhoff, Edmund: Dreihundert Jahre Handelswissenschaft, Beiträge zur Geschichte der Betriebswirtschaftslehre, Göttingen 1979, S. 157.
- 14 Brief an Abraham Gottlob Werner vom 13.12.1790, Jugendbriefe, S. 112.
- 15 Er war »ein recht schlechter Geschäftsmann«, Bottig, S. 261.
- 16 S. 95-96 der Akte »Undatierte Briefe Humboldts an den Kronprinzen« GStA PK I. HA Rep 50 A (?) 500.

Anlage: Eingabe Alexander von Humboldts an Friedrich Wilhelm von Preußen wegen seiner prekären finanziellen Lage

Ew. Königl. Hoheit

haben in dieser, für mich so unaussprechlich traurigen Zeit mir gnädigst so oft erlaubt, Ihnen von meinem Schmerze zu reden, daß es mir eine doppelte Pflicht ist, Ihnen ein gestriges Ereignis, einen ungemein freundlichen Beweis der Kön. Gnade und väterlichen Sorgfalt für meine innere Ruhe unterthänigst zu melden. Es ist Ew. Königlicher Hoheit längst bekannt, wie durch vierjährige Reisen, Herausgabe meiner Werke, die mehrere Buchhändler erdrückt haben, und durch einen größeren Capital Verlust (15.000 M) in Pohlen, ich mein väterliches Vermögen aufgeopfert habe. Durch die reichliche Stellung welche mir seit einigen Jahren zuteil geworden ist, hat sich meine Lage sehr gebessert. Ich habe seit 12 Jahren von meinen Schulden, die an 20.000 M betragen, alles bis auf etwa 3.400 M abbezahlt. Diese Summe ist kaum der Werth eines einzigen Folio-Exemplars meines großen Reisewerkes, aber ich bin nie wohlhabend genug gewesen, mein Buch zu besitzen, was glücklicherweise meine Heiterkeit nie gestöhrt hat. Der Tod meines Bruders, mit dem ich von jeher auf das Zärtlichste verbunden war, hat mich natürlich zu ernsthaften Betrachtungen geführt. Wenn ich die Herausgabe meiner Vorlesungen, deren Druck jetzt beginnt, und welche Cotta mit ein tausend Louis d'or, also sehr ansehnlich bezahlt, nicht vollends erlebe, so verliere ich jenes Honorar und muß im Sterben von dem Staate noch die Zahlung meiner Pension auf  $\frac{3}{4}$  Jahr aufteilen, um meinen Leuten etwas von meiner gänzlichen häuslichen Habe hinterlassen zu können. Sehr zufällig und absichtslos hatte ich dies dem F. Wittgenstein erzählt, der jetzt in mich drang, Ihnen von meiner eigenen Lage etwas zu sagen und der (ich würde sehr undankbar sein, wenn ich es nicht erkennen möchte) trotz seiner früheren politischen Abneigung gegen meinen verewigten Bruder, mich (seit der Zeit in der ich ihn, zum ersten Male im Congreß zu Aachen sah) ununterbrochen auf das freundlichste behandelt hat. F. Wittgenstein kam vorgestern zu mir, um mir zu sagen »der König haben geglaubt, durch ein früheres von Allerhöchstderoselben, unerbetenes, ausgehendes Versprechen mir mehr Ruhe in meinen wissenschaftlichen Arbeiten zu

geben, Er thue es mit ganz besonderem Vergnügen in dieser Zeit; eine solche Sache müsse aber nicht durch den Umweg des Cabinetts gehen«. Gestern erhielt ich auch schon von Graf Lottum einen eigenhändigen Brief mit den Worten beginnend:

Ew... verfehle ich nicht zu benachrichtigen, daß ich von Sr. Majestät beauftragt worden bin, Ihnen anzuzeigen, wie Allerhöchstdieselben gestatten wollen, daß Sie über die Einnahmen, welche Sie aus der königlichen Casse beziehen, auch noch Ein Jahr nach Ihrem dereinstigen Ableben disponieren können. Da dieser Zeitpunkt hoffentlich noch recht lange hinausgeschoben sein wird, so habe ich geglaubt, Ew. ... von dem wohlwollenden Entschluß Sr. Maj. des Königs schriftlich Anzeige machen zu müssen, um sich bei Ihren Dispositionen auf dieselben beziehen zu können ...

Ew. Königliche Hoheit beglücken mich mit einem so menschlichen Antheil von allem was auf meine heurige Existenz und auf meine geistige Thätigkeit einwirkt, daß ich mich nicht gescheut habe, Sie nochmals zu belästigen. Ich werde mich jetzt bemühen, nicht zu sterben, Herrn v. Cotta, den Infanten, statt der Staatskasse zahlen zu lassen, mich unter dem gnädigen Schutz Ew. Königlicher Hoheit, des Hügels von Sanssouci zu erfreuen und vielleicht gegen den Herbst, während des schlesisch russischen manœuvres, wegen Vollendung meines Französischen Werks, auf ein paar Monate nach Paris zu gehen, wo ich seit vier Jahren nicht war und manches Wissenschaftliche einsammeln muß. Ich wage diese unterthänigste Bitte an Ew. Königliche Hoheit, dieses Blatt in einigen Nebel zu verhüllen, damit die Humboldtschen Fonds nicht von der Börse weichen oder Saldierung fordern.

Mit der ehrfurchtsvollsten Dankbarkeit

Ew. Königlicher Hoheit

Berlin

den 17. April

1835

unterthänigster

Alexander Humboldt

Quelle: GStA PK, BPH Rep 50 J, Nr. 500, S. 95-96 (drei Seiten)



TISCHREDEN BEIM MITTAGESSEN  
AUF EINLADUNG DES STAATSMINISTERS



HORST ALBACH

DEUTSCH ALS ORDENSSPRACHE

---

Sehr geehrter Herr Staatsminister Neumann,

ich danke Ihnen herzlich für die Einladung zum Mittagessen mit Ihnen und Ihren Gästen. Das Essen in dieser Form ist inzwischen Tradition im Orden geworden – keine leidige, sondern eine fruchtbare. Das ausführliche Gespräch mit Frau Bias-Engels vor wenigen Monaten hat mir gezeigt, daß Sie an der Arbeit der Ordensmitglieder und den Formen, in denen diese Arbeit bei den Ordenssitzungen zum Ausdruck gebracht wird, regen Anteil nehmen. Ich bedauere es sehr, daß Sie an der morgigen Öffentlichen Sitzung nicht teilnehmen können.

Ich möchte heute ein Problem ansprechen, das mich in den letzten vier Jahren sehr beschäftigt hat. Es ist das Problem der Ersatzwahl für ausländische Mitglieder des Ordens. Sie erfolgt natürlich nach den Kriterien des Paragraphen 2 der Ordenssatzung. Darüber hinaus wird jedoch erwartet, daß auch die ausländischen Mitglieder der deutschen Sprache so weit mächtig sind, daß sie das Ordensleben aktiv mitgestalten können. Inzwischen ist aber die deutsche Sprache in vielen Fächern nicht mehr Fachsprache. Fachzeitschriften, die

Aufsätze in deutscher Sprache publizieren, gelten international bestenfalls nur noch als sogenannte »B-Journals«. Deutsch ist auch nicht Umgangssprache. Die Lingua franca in den Wissenschaften und im internationalen Verkehr untereinander ist heute das Englische. Mit Recht stellt der Vizepräsident des Deutschen Akademischen Austausch-Dienstes, Herr Professor Max Huber, dem ich für seine Auskünfte herzlich danke, in seinem Brief fest: »Aber der Sog einer lingua franca (das heißt des Englischen) ist unwiderstehlich und nicht leicht zu konterkarieren.« Die Kenntnis der deutschen Sprache im Ausland hat in den letzten zwanzig Jahren rapide abgenommen. Sogar in Mittel- und Osteuropa, wo das Deutsche immer, selbst zu sozialistischen Zeiten, einen guten Stand hatte, ist jetzt Englisch fast überall die erste Fremdsprache. Während es im Jahre 2000 noch 430.000 Germanistik-Studenten gab, sind es inzwischen nur noch 150.000. In einer Anhörung des Unterausschusses des Deutschen Bundestags am 26. Januar 2009 zeigte Professor Ammon ein Schaubild, aus dem hervorgeht, daß der Anteil deutschsprachiger Publikationen an allen Veröffentlichungen in den Naturwissenschaften im Jahre 1920 45 % betrug, im Jahre 2005 dagegen bei 0 % lag.

Für den Orden ergibt sich daraus die Frage, ob es in einigen Fächern in der näheren, in anderen Fächern in der weiteren Zukunft zu Problemen bei den Ersatzwahlen für ausländische Mitglieder kommen wird.

Die deutsche Sprache steht im Ausland in Wettbewerb mit vielen anderen Fremdsprachen. Wenn z.B. in Japan der Erwerb eines Zertifikats über Kenntnisse der deutschen Sprache (oberste Stufe) 15.000 € kostet, der Erwerb eines Zeugnisses über die Beherrschung der englischen Sprache gleicher Stufe nichts kostet, dann ist der Wettbewerb schon entschieden – zumal die Japaner glauben, sie kämen in Deutschland mit Englisch »durch«.

Es ist hier nicht der Ort, auf Einzelheiten einzugehen, auch nicht auf die jüngste PASCH-Initiative des Bundesaußenministers. Ich möchte auch keine Antwort zu geben versuchen auf die Frage, ob das Zauberwort »Mehrsprachigkeit« eine Lösung für den Orden wäre. Ich möchte Sie, lieber Herr Staatsminister, nur auf das Pro-

blem aufmerksam machen, das der Orden in Zukunft haben wird, wenn sich der Trend fortsetzt.

Das Sprachen-Problem ist den Kulturpolitikern nicht unbekannt. Ob es das richtige Gewicht in der Kulturpolitik hat, ist eine Frage an Sie, Herr Minister. Mir ist berichtet worden, daß es einen Bundesaußenminister gab, der meinte, »Deutschtum im Ausland« sei völlig überholt. Die deutschen Schulen im Ausland erfreuen sich in denjenigen Ländern großen Zulaufs, in denen sie bessere Qualität anbieten als ihre Konkurrenten, nicht so sehr wegen des Unterrichts in Deutsch. Gleiches gilt wohl für die deutschen Universitäten.

Ich habe, Herr Staatsminister, auf ein langfristiges Problem des Ordens hingewiesen. Das kurzfristige Problem einer zyklischen Anpassung der Kulturpolitik an die Finanzkrise kann aber eine Verstärkung der langfristigen Probleme herbeiführen. Deshalb müssen die langfristigen Auswirkungen einer drastischen Sparpolitik in der Finanzkrise im Blick bleiben.

Natürlich gibt es eine andere Lösung des Problems für den Orden. Wir könnten auf Englisch als Ordenssprache übergehen. Das wäre vielleicht auch kein Bruch mit der Tradition. Friedrich der Große sprach mit den Mitgliedern des Ordens, in den bis zum Siebenjährigen Krieg auch Zivilisten aufgenommen wurden, französisch. Sein Briefwechsel mit dem Ordensmitglied Voltaire fand auf Französisch statt. Sein glühender Verehrer Friedrich Wilhelm IV. schrieb die Briefe, in denen er den ausländischen Mitgliedern die Aufnahme in den Orden mitteilte, auf französisch und fügte die Urkunden und Statuten des Ordens in französischer Sprache bei. Aber die Tradition, die sich auf Bundespräsident Theodor Heuss und das Jahr 1952 beruft, empfiehlt die deutsche Sprache in der internationalen Gemeinschaft der Ordensmitglieder. Das Selbstverständnis des Ordens, das der von Bundespräsident Horst Köhler beschworenen »Kulturnation« entspricht, pflegt in sehr flexibler Weise die deutsche Sprache.

Ich würde mich freuen, wenn Sie, Herr Staatsminister, dieses Problem des Ordens zu Ihrem eigenen machen könnten.



BERND NEUMANN

»IM BUND MIT DER KULTUR« –  
RÜCKBLICK UND AUSBLICK

---

Sehr geehrter Herr Ordenskanzler,  
verehrte Frau Dr. Albach,  
sehr geehrte Ordensmitglieder,  
meine sehr verehrten Damen und Herren,

ich heiße Sie sehr herzlich in Berlin willkommen! Besonders be-  
gree ich die neuen Mitglieder des Ordens, Herrn Professor Pbo,  
Herrn Professor Hänsch und Herrn Professor Grünbein.

Es ist dies nun das vierte Mal innerhalb meiner Amtszeit, daß ich  
anlässlich des Jahrestreffens des Ordens »Pour le mérite« die Mit-  
glieder zu einem Mittagessen einlade, gleichzeitig dem letzten in die-  
ser Legislaturperiode des Deutschen Bundestages. Was lge in diesem  
Jahr 2009, das von Gedenktagen und Jubiläen geprägt ist, näher, als  
selbst einen Rückblick auf die Geschichte des Amtes des »Beauftrag-  
ten der Bundesregierung für Kultur und Medien« zu wagen?

Immerhin begingen auch wir ein Jubiläum, als wir im vergangenen  
Herbst zusammen mit der Bundeskanzlerin und meinen drei Amts-  
vorgängern im Martin-Gropius-Bau den 10. Geburtstag dieses noch  
jungen Bundesressorts feierten.

Angesichts der historisch gewachsenen kulturellen Vielfalt in Deutschland war es vor genau sechzig Jahren eine weise Entscheidung der Mütter und Väter des Grundgesetzes, die Kulturhoheit den Bundesländern zu übertragen. Ohne die Verantwortung und das Engagement der Länder für die Kultur gäbe es nicht die weltweit einzigartige kulturelle Vielfalt in Deutschland. Doch es war 1998, rund zehn Jahre nach dem Mauerfall, ein ebenso kluger Entschluß, ein völlig neues Ressort zu schaffen, das so in unserem föderalen System bis dahin nicht vorgesehen war.

Lang ist die Liste der einzelnen Ministerien, die damals die Zuständigkeiten an den Beauftragen abgeben mußten, fast gewagt schien das Unterfangen, im Kulturföderalismus einen Kulturstaatsminister im direkten Umfeld des Bundeskanzlers zu installieren. Deutliche Kritik aus einigen Ländern war nicht zu überhören. Aber das Experiment hatte Erfolg. Die Kultur hat dadurch auf nationaler Ebene einen eigenen Stellenwert und einen eigenen Repräsentanten im Kabinett.

Durch die Wiedervereinigung und den Umzug der Regierung nach Berlin hat sich unser Land auch in kultureller Hinsicht grundlegend verändert. Deutschland hat mit Berlin eine kulturell außerordentlich inspirierende, aber auch finanziell überforderte Metropole als Hauptstadt.

Das UNESCO-Welterbe Museumsinsel, die Stiftung Preußischer Kulturbesitz, der Martin-Gropius-Bau, das Deutsche Historische Museum, das Jüdische Museum Berlin und die Akademie der Künste – ohne die Förderung des Bundes wären alle diese kulturellen Leuchttürme und Aushängeschilder unseres Landes nicht denkbar. Ebenso wenig wie die wichtigen Gedenkorte der Hauptstadt – das Holocaust-Mahnmal, die Topographie des Terrors, die Gedenkstätte deutscher Widerstand und das Mauer-Denkmal an der Bernauer Straße. Fast die Hälfte der Mittel, die mein Haus jährlich an Zuwendungen ausgibt, fließt in Berliner Einrichtungen.

Mit der Wiedervereinigung ist Deutschland um faszinierende Kulturlandschaften reicher geworden. Die Rettung des nach vierzig Jahren DDR-Diktatur beinahe hoffnungslos verfallenen kulturellen

Erbes dort ist sicher eine der großen Leistungen der vergangenen Jahre.

Ob neue Filmförderungsmodelle, die Deutschland als Filmstandort eine internationale Spitzenposition gesichert haben, ob Denkmalpflege oder das wichtige Thema Restitution, ob soziale Sicherung von Künstlern, ob Kulturwirtschaft, kulturelle Bildung oder Gedenkstättenkonzeption – die Kultur in Deutschland wird heute entscheidend durch politische Entscheidungen auf nationaler Ebene und damit durch das Amt des Kulturstaatsministers geprägt. Das Verhältnis zwischen Bund und Ländern im Kultur- und Medienbereich ist mittlerweile frei von Kompetenzstreitigkeiten. Und daran, daß es sinnvollerweise – trotz des Mitspracherechts der 16 Bundesländer – einen offiziellen Repräsentanten Deutschlands bei der EU in Brüssel geben muß – nämlich den Kulturstaatsminister –, daran kann es keinen Zweifel geben.

Im übrigen: Bei unserer Arbeit in der EU ist die Verwendung der deutschen Sprache eine zentrale Forderung der Bundesregierung, für die wir seit längerem die Stimme erheben. Es ist eine Tatsache, daß die meisten EU-Bürgerinnen und EU-Bürger Deutsch als erste Sprache sprechen. Deutsch ist neben Englisch und Französisch offiziell gleichberechtigte Arbeitssprache innerhalb der Europäischen Union. In zunehmendem Maße werden jedoch Arbeitsdokumente nur noch in Englisch und nicht mehr auch in Deutsch oder Französisch von der Europäischen Kommission vorgelegt. Dieses Vorgehen mißachtet die getroffenen Vereinbarungen zur Gleichberechtigung der Arbeitssprachen in Europa. Für mich ist es, ehrlich gesagt, ein Hohn, daß die EU-Kommission sich einerseits immer wieder auf die kulturelle Vielfalt beruft, andererseits die Vielfalt der Sprachen in der Europäischen Union aber mißachtet. Sprache ist ein wesentlicher Bestandteil der kulturellen Identität.

In diesem Zusammenhang möchte ich gern auf Ihre Rede zurückkommen, verehrter Herr Ordenskanzler.

Der Orden ist in jeder Hinsicht eine freie Gemeinschaft freier Geister, frei auch in der Wahl seiner Sprache. Ich kann Sie allerdings nur ermuntern, das Deutsche als Sprache fachlicher Diskurse und

des Umgangs miteinander beizubehalten, und das nicht nur, weil Sie Meister unserer Sprache als Wissenschaftler und Künstler zu Ihren Mitgliedern zählen! Eine Sprache lebt in und mit ihrem Gebrauch, auch und gerade in einem solchen Kreis wie dem Orden Pour le mérite.

Es ist ein verbreiteter Irrtum, daß das Englische womöglich leichter zu erlernen und zu sprechen sei als das Deutsche. Das Englisch der internationalen Konversation ist ein Rudiment, etwas Eigenes jenseits der eigentlichen Sprache einer großen Kulturnation.

Man sollte es sich als freie Gemeinschaft freier Geister, frei auch in der Wahl ihrer Verkehrssprache, gut überlegen, ob man sich eines einzigartigen Propriums so einfach entledigen und statt dessen diesem Konstrukt den Vorzug geben möchte. Es ist leider so: Wir Deutschen neigen dazu, unserer Sprache weniger zu vertrauen als andere Nationen.

Eine Meisterin der deutschen Sprache, Marie von Ebner-Eschenbach, hat einmal gesagt: »Der Geist einer Sprache offenbart sich am deutlichsten in den unübersetzbaren Wörtern.«

»Gemütlich« und »Heimat«, das sind Beispiele für deutsche Wörter, die sich nur schwer in eine andere Sprache übertragen lassen – und die darum um so präziser einen spezifisch deutschen Blick auf die Welt spiegeln.

Sprache ist immer fundamentaler Teil der eigenen Identität. Wir sollten unsere eigene Sprache daher pflegen und ihren Gebrauch fördern, wo immer es geht. Ich danke Ihnen nun für Ihre Aufmerksamkeit und wünsche Ihnen weitere gute Tischgespräche. Ihnen, Herr Professor Albach, danke ich für Ihr Engagement als Ordenskanzler. Sie haben in den zurückliegenden vier Jahren mit Umsicht, Weitsicht und Souveränität zum Wohle des Ordens gewirkt.

ZWEITER TEIL  
DIE HERBSTTAGUNG IN BONN



## VORTRÄGE



JAMES SHEEHAN

DEUTSCHE UND AMERIKANER  
AUF DEM PETERSBERG

---

Im Jahr 1945 hörte Deutschland als Großmacht auf zu existieren. Die Unabhängigkeit des deutschen Staates war verschwunden. Obwohl der von Hitler als Nachfolger ernannte Großadmiral Doenitz immer darauf bestand, daß er das rechtmäßige Staatsoberhaupt war und blieb, dauerte seine Amtszeit als Reichspräsident de facto nur zwanzig Tage, bevor die Siegermächte ihn verhafteten und seine Regierung auflösten. Die deutsche Souveränität ging auf die Siegermächte über: Deutsche Innen- und Außenpolitik – und, wie einige glaubten, die deutsche Geschichte insgesamt – waren zu einem Ende gekommen. Und zweifellos markierte diese sogenannte Stunde Null ein Ende – aber zugleich auch einen Neuanfang. Nach dem Jahr 1945 war die deutsche Geschichte geprägt von einem zähen, uneinheitlichen, und oft schwierigen Kampf um die Wiedererlangung der Souveränität, d.h., die Wiedererlangung innenpolitischer Hoheitsgewalt und außenpolitischer Unabhängigkeit. Aber untrennbar von dieser Entwicklung verlief eine zweite, die nicht weniger bedeutsam für Deutschland und Europa war: eine Wandlung des Souveränitätsbegriffs sowohl auf begrifflicher wie auf politischer Ebene. Heute abend möchte ich einen entscheidenden Moment beleuchten, in

dem diese zwei Entwicklungsstränge zusammenkamen: im Herbst 1949 hier auf dem Petersberg.

Lassen Sie mich einige Ereignisse aus dem Jahr 1949 kurz erwähnen, um den historischen Hintergrund zu erläutern. Im Frühjahr wurde die Entscheidung getroffen, Deutschland zu teilen. Die Außenminister der drei Westmächte einigten sich auf ein neues Besatzungsstatut: Statt Militärgouverneuren vertraten nun drei Hohe Kommissare die Sieger in Deutschland. Die Kommissare verfügten über erhebliche Kompetenzen in bezug auf die deutsche Innen- und Außenpolitik – dazu gehörte auch das Interventionsrecht im politischen Notfall. Das neue Deutschland war also weder rechtlich noch praktisch ein souveräner Staat.

Die persönlichen Qualitäten und politischen Fähigkeiten der Hohen Kommissare verdeutlichten die Wichtigkeit der deutschen Frage für alle drei Westmächte.

General Sir Brian Robertson, in Simla 1896 als Sohn eines hohen Offiziers geboren, war ein erfahrener politischer Soldat, damals auf dem Höhepunkt einer glänzenden Karriere.<sup>1</sup> Er war der einzige der drei Kommissare, der vorher als Militärgouverneur gedient hatte. Sein Arbeitsstil war nüchtern, sachlich und korrekt. Den Deutschen gegenüber war er etwas positiver eingestellt als sein Chef, Außenminister Bevan, der einmal sagte: »I 'ates em, Brian«, »I tries, but I 'ates em.« Während der langen Verhandlungen trat Robertson oft als ausgleichender Vermittler auf.

Der beste Deutschlandkenner unter den Kommissaren war André François-Poncet.<sup>2</sup> Er hatte deutsche Literatur studiert (mit einer Dissertation über Goethe) und war von 1931 bis 1938 französischer Botschafter in Berlin gewesen. Nachdem er zeitweise im Nationalrat in Vichy aktiv gewesen war, wurde er 1943 von den Deutschen verhaftet und interniert. François-Poncet war eitel und oft scharfzüngig – Adenauer mochte ihn nicht, auch wenn er versuchte (nicht immer mit Erfolg), diese Abneigung zu verbergen. Der französische Kommissar war ein schwieriger Gesprächspartner, weil die Position seines Landes am problematischsten war. Frankreich war schwach und verwundbar. Es hatte Angst vor einem wiedererstarkenden

Deutschland und war zugleich auf Unterstützung – politische, wirtschaftliche und militärische – durch die Alliierten angewiesen, besonders von seiten der Amerikaner.

Auf amerikanischer Seite hatte John J. McCloy im Juli 1949 Lucius Clay als Militärgouverneur ersetzt und wurde dann kurz darauf der erste amerikanische Hohe Kommissar.<sup>5</sup> McCloy kam aus bescheidenen Verhältnissen – sein Vater war früh gestorben, und seine Mutter arbeitete als Friseurin. Trotzdem studierte er an Eliteuniversitäten und arbeitete im Anschluss daran als erfolgreicher Rechtsanwalt. Er gehörte zu der großen Gruppe von Anwälten, die eine so wichtige Rolle in der amerikanischen Außenpolitik spielten – Männer wie Henry Stimson, Dean Acheson, Warren Christopher und James Baker. McCloy sah zwar die Gefahr eines Wiederauflebens des deutschen Faschismus, glaubte aber trotzdem an die Möglichkeit sowie die Notwendigkeit eines starken, demokratischen Deutschland. Dieser Ansatz entsprach der Regierungsposition Washingtons: Amerika wollte seine politische und wirtschaftliche Macht zur Förderung der demokratischen Entwicklung in Deutschland einsetzen. Laut dem Besatzungsstatut waren die Kommissare die einzige offizielle Verbindung zwischen dem westdeutschen Staat und der Außenwelt. Die Grundlage für diesen Staat wurde im Mai gelegt, als die Bundesländer das Grundgesetz verabschiedeten (nur Bayern stimmte dagegen). Die ersten Bundestagswahlen fanden in August statt, und am 16. September bildete Konrad Adenauer eine Regierung.

Adenauer wußte, daß der Erfolg – vielleicht sogar das Überleben – seiner Regierung – vom Zustand der deutschen Wirtschaft abhing. Und hier zeigt sich die tiefe innere Beziehung zwischen Innen- und Außenpolitik, die dieses Kapitel der deutschen Geschichte so prägte. Für die Alliierten, vor allem für die Franzosen und Briten, waren ökonomische Fragen untrennbar mit der Frage nach der europäischen Sicherheit verbunden. Demontage und die internationale Kontrolle des Ruhrgebiets galten als notwendig, um die deutsche Macht einzuschränken und zu beherrschen. Für die Deutschen war dagegen der wirtschaftliche Aufschwung essentiell, um politische Unterstützung im eigenen Land zu gewinnen. Darum waren die

Einstellung der Demontage und die Wiedererlangung deutscher Souveränität an der Ruhr von so großer Bedeutung.

1949 standen darum wirtschaftliche Fragen im Zentrum der Verhandlungen zwischen den Hohen Kommissaren und der neuen deutschen Regierung, die hier auf dem Petersberg geführt wurden.

Die Kommissare wählten den Petersberg als Hauptquartier, als sich abzeichnete, daß Bonn die neue deutsche Hauptstadt werden würde. Zur Auswahl hatten zwei Hotels aus dem späten 19. Jahrhundert gestanden: Das Dreesen, das am Rhein in Bad Godesberg lag, und der Petersberger Hof. (Beide spielten eine Rolle in den unglücklichen Verhandlungen zwischen Hitler und Neville Chamberlain im September 1938: Die zwei Staatsmänner trafen sich im Dreesen; Chamberlain übernachtete auf dem Petersberg.) Angeblich entschieden sich die Kommissare für den Petersberg, weil General Robertson ihn vorzog. In dem Hotel hatte damals die belgische Armee Quartier bezogen – wie Sie sich erinnern werden, gehörte Bonn zu dem kleinen belgischen Besatzungsgebiet.

Adenauer kam nie gern hierher. Er fand die Anreise umständlich und die symbolträchtige Lage unerträglich: Er wollte nicht auf den Berg Sinai steigen, um Gebote von oben entgegenzunehmen. Ab September 1951, als die Bundesrepublik bereits erheblich mehr politischen Einfluß hatte, trafen sich die Kommissare dann in ihren jeweiligen Hauptquartieren oder Dienstwohnungen. Aber zwischen 1949 und 1951 war der Petersberg der offizielle Verhandlungsort. Und in der Tat symbolisierte seine Lage hoch über der neuen deutschen Hauptstadt treffend die komplexe Mischung aus Partnerschaft und Abhängigkeit, die die Beziehungen zwischen den Deutschen und den Alliierten charakterisierte.

Wie problematisch diese abhängige Partnerschaft war, zeigte sich bereits am 21. September, als die Adenauerregierung und die Hohen Kommissare zu ihrem ersten formalen Treffen zusammenkamen. Die Kommissare hatten beabsichtigt, daß Adenauer sein Kabinett vorstellen und eine Kopie des Besatzungsstatuts entgegennehmen sollte. Doch weder das eine noch das andere geschah wie geplant. Anstelle seines ganzen Kabinetts hatte Adenauer lediglich fünf Mi-

nister als Begleiter ausgewählt. Er wollte nicht den Eindruck erwecken, daß seine Regierung einer Bestätigung durch die Kommissare bedurfte. Auch eine feierliche Übergabe des Besatzungsstatuts gab es nicht: Sie war irgendwie vergessen worden, und erst im letzten Moment in der Garderobe bekam Herbert Blankenkorn das Statut in die Hand gedrückt.

Das Zusammentreffen am 21. September bot auch die Bühne für Adenauers berühmte Teppichpolitik, eine kleine Geste von großer Bedeutung. Sie kennen vermutlich alle die Geschichte: Zu Beginn der Versammlung hätte der Kanzler auf dem bloßen Fußboden bleiben sollen, während die Kommissare auf einem Teppich standen. Statt dessen betrat aber Adenauer sofort den Teppich, um François-Poncet zu begrüßen und so – laut Adenauer – Anspruch auf Gleichwertigkeit zu stellen. Leider scheint der Teppich verlorengegangen zu sein. Als man versuchte, ihn für die Ausstellung im Bonner Haus der Geschichte zu finden, mußte man feststellen, daß er Opfer einer Renovierung des Petersberghofs geworden war.

Am 21. September war das, was Adenauer sagte, jedoch viel wichtiger als der Ort, an dem er stand. In einer kurzen, aber inhaltsreichen Rede hob er drei Themen hervor. Erstens nahm er die Revisionsklausel des Statuts zur Kenntnis und drückte die Hoffnung aus, »daß die Alliierten Mächte ... die weitere staatliche Entwicklung unseres Landes beschleunigen helfen«. Zweitens betonte er die zentrale Bedeutung sozialer und wirtschaftlicher Fragen und erklärte den »eindeutigen Willen der neuen Bundesregierung, [diese] ... in Angriff zu nehmen«. Drittens sprach er ein Thema an, auf das er im Laufe der nächsten Jahre immer wieder zurückkommen sollte: Für eine neue Friedensordnung in Europa müßten grundsätzlich neue Wege eingeschlagen werden. Und das bedeute »die enge nationalstaatliche Idee des 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts« aufzugeben. Um die Zersplitterung des europäischen Lebens zu überwinden, müsse man zu »den Quellen unserer europäischen Kultur zurückfinden«. <sup>4</sup> Hier zeigt sich der enge Zusammenhang von staatlicher Entwicklung, wirtschaftlichem Fortschritt und einer neuen europäischen Ordnung, die das Herz der Adenauerpolitik bildeten.

Die Antwort François-Poncets war knapp und ziemlich harmlos. Doch in die diplomatische Watte seiner Rede war ein harter Kern Wahrheit verpackt: Der französische Kommissar sagte, Adenauer habe richtigerweise die Revisionsfähigkeit des Statuts erwähnt. Aber die Deutschen müßten erkennen, daß Revision nur dann möglich sei, wenn die Forderungen des Statuts vollständig und freiwillig erfüllt würden. Damit war die zentrale Aufgabe der deutschen Außenpolitik am Anfang der Bundesrepublik benannt: auf eine Verbesserung der deutschen Lage zu drängen, ohne Angst und Mißtrauen unter den Alliierten zu wecken. Also Revision durch Erfüllung.

Genau das versuchte Adenauer während der mühsamen Verhandlungen über wirtschaftliche und politische Fragen, die er mit den Hohen Kommissaren vom 14. Oktober bis zum 22. November führte.<sup>5</sup> Nach dem ersten Treffen am 21. September kam er nur noch in Begleitung eines Beraters (für gewöhnlich Herbert Blankenhorn) auf den Petersberg. In seinem Fernsehinterview von 1965 mit Günter Gaus erinnerte sich der Altbundeskanzler: »Die Verhandlungen mit den Hohen Kommissaren mußte ich allein führen. Die Herren wünschten nicht, daß so viele anwesend waren, und es wäre auch nicht gut gewesen. Es war gut, daß sie einem geschlossenen und entschlossenen Willen gegenüberstanden.«<sup>6</sup> Man kann bezweifeln, daß diese Idee von »den Herren« gekommen war. Adenauer »mußte« nicht allein kommen, sondern wollte es so. Er wußte, daß er viel mehr Spielraum für sich schaffen konnte, wenn er die einzige Verbindung zwischen den Kommissaren und der Regierung darstellte. Nicht nur die Hohen Kommissare auf dem Petersberg, sondern auch seine Mitarbeiter und Kritiker in Bonn sollten *einem* (und das hieß *seinem*) geschlossenen und entschlossenen Willen gegenüberstehen. Es war aber nicht nur Adenauers Machtsinn, der hier zum Tragen kam. Er verstand, daß in dem damaligen Zustand Deutschlands die Leitung der Innen- und Außenpolitik zusammen in einer Hand bleiben mußte. In seiner ersten Regierungserklärung am 20. September 1949 erläuterte der Bundeskanzler, warum die neue Republik kein Außenministerium brauchte: »Das Paradoxe unserer Lage ist ja, daß, obgleich die auswärtigen Angelegenheiten von der Alliierten

Hohen Kommission wahrgenommen werden, jede Tätigkeit der Bundesregierung oder des Bundesparlaments auch in inneren Angelegenheiten Deutschlands irgendwie eine ausländische Beziehung in sich schließt.«<sup>7</sup> Diese Situation besteht immer in Staaten mit eingeschränkter Souveränität – man denke z.B. an den Irak oder Palästina. Daß Adenauer sie so klar erkannte, war eine Voraussetzung seines Erfolgs.

In einer Reihe von sechs oft langen und schwierigen Gesprächen bewies der Bundeskanzler sein Verhandlungsgeschick.<sup>8</sup> Um dieses richtig zu würdigen, muß man sich in Erinnerung rufen, wie schwach seine Position eigentlich war: persönlich hatte er weder außenpolitische Erfahrung noch großes Ansehen; seine parlamentarische Mehrheit war hauchdünn (er war, wie Sie wissen, mit einer Stimme Mehrheit gewählt worden), und er vertrat einen wehrlosen und in Trümmern liegenden Staat. Er mußte also mit den Waffen der Schwachen kämpfen, und das bedeutete, Bündnisse mit Stärkeren zu suchen: Bündnisse zwischen der Bundesrepublik und dem Westen gegen die Sowjetunion, zwischen den Deutschen und den Amerikanern gegen die anderen Europäer und zwischen ihm (Adenauer) und den Alliierten gegen die störenden Kräfte in der deutschen Politik (Das war hauptsächlich Kurt Schumacher, sein Gegenspieler in der SPD). Schumacher, als Schreckensbild, war ein überzeugendes Argument – das besonders schlagkräftig wurde nach der unerfreulichen Besprechung des SPD-Vorsitzenden mit Außenminister Acheson am 13. November. Im Gegensatz zu Adenauer, den Acheson als charmant und hilfsbereit erlebt hatte, erschien Schumacher als stur, schrill und störrisch.

Um 20.45 am 22. November endete auf dem Petersberg eine fast zehnstündige Besprechung zwischen Adenauer und den Hohen Kommissaren, die das sogenannte Petersberger Abkommen zum Ergebnis hatte.<sup>9</sup> Dieser Vertrag hatte zwar keine rechtliche Bedeutung, aber er stellte eine Vereinbarung zwischen Staaten dar – der erste außenpolitische Schritt eines neuen Deutschland, das erste Zeichen seiner noch begrenzten Souveränität.

Das Abkommen war eine Mischung aus vielen Punkten: Es gab pietätvolle Erklärungen zu Entmilitarisierung (Absatz 3) und Demo-

kratie (Absatz 5), die die Franzosen und Amerikaner beruhigen sollten, und bescheidene Konzessionen an die Deutschen, wie die Wiederaufnahme von konsularischen und Handelsbeziehungen (4), und die Lockerung der Beschränkungen des deutschen Schiffsbaus (7). Noch wichtiger war der deutsche Beitritt zum Ruhrabkommen (2) und die Einstellung oder Beschränkung der Demontage deutscher Firmen (8). Am Anfang und am Ende des Abkommens wurde die Absicht formuliert, »einen bedeutsamen Beitrag zur Einordnung Deutschlands in eine friedliche und dauerhafte Gemeinschaft der europäischen Nationen« zu leisten.

Adenauer erreichte mit diesem Abkommen nicht alles, was er erhofft und erwünscht hatte. Er ließ sich auf viele Kompromisse ein, um das Abkommen selbst überhaupt schließen zu können. Doch die Hauptsache war, Deutschland als Verhandlungspartner etablieren zu können. Deshalb stellte er am Ende der letzten Besprechung fest, daß die drei Versionen des Textes – Englisch, Französisch und Deutsch – alle unterzeichnet worden waren. Und mit einer Erwähnung dieser »Gleichwertigkeit« des Textes begann er am 24. November seine Vorstellung des Abkommens im Bundestag. Es folgte eine bittere Debatte – das erste Parlamentsgewitter der Nachkriegszeit: Im Lauf der heftigen Auseinandersetzung rief Schumacher, daß Adenauer »Bundeskanzler der Alliierten« sei, wofür er für zwanzig Sitzungstage aus dem Bundestag ausgeschlossen wurde.<sup>10</sup> Doch Adenauer hatte das letzte Wort, damals und auch später. In seinen Memoiren zitierte der Kanzler die Londoner *Times* vom 25. November: Deutschland, so schrieb die *Times*, habe mit dem Abkommen kein Verlustgeschäft gemacht. »Wenn es auch die volle Gleichberechtigung noch nicht erlangt hat, so hat Deutschland doch eindeutig die Stellung einer Nation bezogen, mit der die Alliierten verhandeln müssen und die sie nicht länger diktieren können.«<sup>11</sup> Und diese Einschätzung entsprach den Tatsachen.

Als ich diesen Vortrag schrieb, habe ich oft an unseren Freund und Kollegen Gordon Craig gedacht. In seinem glänzenden Aufsatz »Konrad Adenauer and his Diplomats« lesen wir folgendes über die

große Stärke des ersten Bundeskanzlers (ich zitiere): »Adenauer possessed that indispensable gift of the great statesman, the kind of vision that senses the way in which the wheel is turning, that discerns the moment when modes of thought and action become outworn and must be discarded, and sees new possibilities and glimpses new futures.«<sup>12</sup> Was aber war »this vision«, diese Einsicht, die Adenauer erlaubte, die Zukunft zu ahnen und neue Möglichkeiten zu erblicken? Um diese Frage zu beantworten, komme ich zurück auf die zwei parallelen Entwicklungen, die ich am Anfang des Vortrags erwähnt habe. Die eine war das Ringen um deutsche Unabhängigkeit, die Rückkehr zur Souveränität. Daran hat Adenauer immer geglaubt, und dafür hat er immer gekämpft. In seinen Memoiren schrieb er: »Immer ist die Außenpolitik eines Landes in erster Linie von seinen eigenen wirklichen oder vermeintlichen Interessen geleitet.«<sup>13</sup> Aber Adenauer erkannte auch die zweite Entwicklung, nämlich die Wandlung des Souveränitätsbegriffs sowohl auf begrifflicher wie auf politischer Ebene. Der Weg zur deutschen Unabhängigkeit verlief über eine enge Westbindung, an Amerika und an Europa. Im Grunde genommen waren also diese zwei Geschichten – von deutscher Selbständigkeit und europäischer Integration – eine Geschichte, zwei Elemente derselben historischen Bewegung. Und genau das ist die tiefere Bedeutung dessen, was im Jahre 1949 hier auf dem Petersberg geschah.

## *Anmerkungen*

- 1 David Williamson, *A Most Diplomatic General: The Life of General Lord Robertson ... 1896-1974* (London, 1996).
- 2 Franklin Ford, »Three Observers in Berlin: Rumbold, Dodd, and François-Poncet«, in: G. A. Craig und Felix Gilberts, Hrsg., *The Diplomats, 1919-1939* (Princeton, 1953), S. 437-476.
- 3 Kai Bird, *The Chairman: John J. McCloy and the Making of the American Establishment* (New York, 1992), und Thomas Schwartz, *America's Germany: John J. McCloy and the Federal Republic of Germany* (Cambridge, MA, 1991).
- 4 *Akten zur Auswärtigen Politik der Bundesrepublik Deutschland 1949/50: September 1949 bis Dezember 1950*, R. Blasius, D. Kosthorst und M. Feldkampff, Hrsg. (München, 1997), S. 3-6.
- 5 Akten in Hans-Peter Schwarz, *Adenauer und die Hohen Kommissare* (München, 1989). Siehe auch Franzjosef Wiskirchen, *Bundeskanzler Adenauer und die AHK, 1949/50* (Diss., Köln, 1988).
- 6 Zit. Nach Arnulf Baring, *Außenpolitik in Adenauers Kanzlerdemokratie* (München, 1969), S. 14.
- 7 Baring, S. 12.
- 8 Siehe die Akten in H. Lademacher und W. Mühlhausen, Hrsg., *Sicherheit, Kontrolle und Souveränität. Das Petersberger Abkommen vom 22. November 1949. Eine Dokumentation* (Melsungen, 1985).
- 9 Lademacher und Mühlhausen, S. 87-91.
- 10 »Bundestagsdebatte vom 24. und 25.11.1949 (Auszüge)«, H. Lademacher und W. Mühlhausen, S. 46
- 11 Konrad Adenauer, *Erinnerungen, 1945-1953* (Stuttgart, 1965), S. 294.
- 12 Craig, »Adenauer and his Diplomats«, in: Craig und Francis Loewenheim, Hrsg., *The Diplomats, 1939-1979* (Princeton, 1994), S. 202.
- 13 *Erinnerungen*, S. 245.

UMBERTO ECO

IL MIRACOLO DI SAN BAUDOLINO

---

*Barbari*

Dante con Alessandria non pare tenero, nel *De vulgari eloquentia*: facendo la rassegna dei dialetti della penisola riconosce che i suoni irsuti emessi dalle nostre genti non sono certo un dialetto italiano, e lascia capire che a malapena li riconosce come un linguaggio. Va bene, siamo barbari. Ma anche questa è una vocazione.

Non siamo italiani (latini) e non siamo neppure celti. Siamo discendenti di tribù liguri dure e irsute e nel 1856 Carlo Avalle, nell'iniziare la sua *Storia del Piemonte*, ricordava quanto Virgilio diceva di quei popoli italici preromani nel nono libro dell'*Eneide*:

*E chi pensate  
di trovar qui? Quei profumati Atridi,  
o'l ben parlante Ulisse? In una gente  
avete dato, che da stirpe è dura.  
I nostri figli non son nati appena  
che si tuffan nei fiumi. All'onde, al gelo  
noi gl'induriamo e gl'incalliamo in prima:*

*poscia per le montagne e per le selve  
fanciulli se ne van la notte e il giorno ...*

Eccetera. E dice Avalle che questi barbari »avevano persona mediocre e sottile, morbida pelle, occhi piccoli, rada capigliatura, sguardo pieno di fierezza, voce aspra e sonora: cosicché, al primo vederli, non porgevano una giusta idea del loro straordinario vigore ...«

Di una madre si dice che »colta dai dolori del parto, mentre era in sul lavorare, senza dar sentore di nulla, andò a nascondersi dietro a un cespuglio di spine. Quivi sgravatasi, ricoperse il bambino di foglie; e se ne ritornò al lavoro così che nessuno di lei s'accorse. Ma il bambino essendosi posto a vagire, rivelò la madre; che, sorda alle sollecitazioni degli amici e dei compagni, non si posò, se non quando il padrone ve la costrinse, pagandole la sua mercede. Da ciò nacque il motto ripetuto dagli storici, che presso i liguri le donne avevano la forza degli uomini; questi, delle fiere«. Il che fu detto da Diodoro Siculo.

#### *Sui campi di Marengo ...*

L'eroe di Alessandria si chiama Gagliaudo. Siamo nel 1168, Alessandria c'è e non c'è, almeno non esiste con quel nome. È una federazione di borghi, forse un nucleo con un castello. Abitano in quell'area dei contadini, e forse molti di quei »mercantanti« che, come dirà il Carducci, appariranno ai feudatari tedeschi come inaccettabili avversari »che cinsero pur ieri ai loro malpingui ventri l'acciar dei cavalieri«. I comuni italiani si federano contro il Barbarossa costituendo la Lega lombarda, e decidono di costruire una nuova città alla confluenza del Tanaro e della Bormida per bloccare l'avanzata dell'invasore.

La gente di quei borghi sconnessi accetta la proposta, probabilmente perché intravede una serie di vantaggi. Sembra che badino al proprio utile particolare, però quando il Barbarossa arriva, tengono duro, e il Barbarossa non passa. Siamo nel 1174, il Barbarossa preme alle porte, Alessandria langue di fame, ed ecco che appare (secondo la leggenda) lo scaltro Gagliaudo, contadino della razza di Bertoldo, il

quale si fa consegnare dai maggiorenti della città tutto il poco grano che si riesce a racimolare, ne ingozza la sua vacca Rosina, e la porta a pascolare fuori delle mura. Naturalmente gli uomini del Barbarossa la catturano, la sventrano, e trasecolano vedendola così pingue di frumento. E Gagliaudo, che sa far lo stupido, racconta al Barbarossa che in città di grano ne hanno ancora tanto che debbono usarlo per nutrire il bestiame. Torniamo un momento al Carducci, pensiamo a quell'armata di romantici che piangono la notte, il vescovo di Spira che pensa alle belle torri della sua cattedrale, il conte palatino Ditzoldo dalla bionda chioma che ormai dispera di rivedere la sua Tecla, tutti depressi e oppressi dalla sensazione di dover »morire per man di mercatanti ...« L'esercito tedesco leva le tende e se ne va. Questa la leggenda. L'assedio fu di fatto più cruento, pare che le milizie comunali della mia città abbiano dato buona prova sul campo, ma la città preferisce ricordare come proprio eroe questo contadino furbo e incruento, senza troppe doti militari, ma guidato da una luminosa certezza: che tutti gli altri siano un poco più stupidi di lui.

### *Epifanie padane*

So di stare iniziando questi ricordi in spirito di grande alessandrinità, né riesco a immaginare presentazioni, come dire, più monumentali. Anzi, credo che per descrivere una città »piatta« come Alessandria, l'approccio monumentale sia sbagliato, e preferisco procedere per vie più sommesse. Raccontare delle epifanie. L'epifania (cito Joyce) è »come un'improvvisa manifestazione spirituale, in un discorso o in un gesto o in un giro di pensieri, degni di essere ricordati«. Un dialogo, un orologio cittadino che emerge nella nebbia serale, un odore di cavoli marci, una cosa insignificante che di colpo prende rilievo, queste erano epifanie che Joyce registrava nella sua nebbiosa Dublino. E Alessandria è più simile a Dublino che a Costantinopoli. Era una mattina della primavera 1943. La decisione era stata presa, si sfollava definitivamente. Tra l'altro, l'idea mirabile era di sfollare a Nizza Monferrato, dove avremmo certo evitato i bombardamenti

ma, preso entro pochi mesi nel fuoco incrociato di fascisti e partigiani, avrei appreso a saltare nei fossi per evitare le sventagliate di Sten. Era di prima mattina, e ci si avviava alla stazione, la famiglia al completo, in una carrozza a nolo. Là dove corso Cento Cannoni si slarga verso la caserma Valfré, in quell'ampio spiazzo che a quell'ora era deserto, mi parve, lontano, di scorgere il mio compagno delle elementari Rossini, mi levai in piedi compromettendo l'equilibrio del veicolo, e lo chiamai a gran voce. Non era lui. Mio padre si irritò. Mi disse che ero il solito sconsiderato, che non ci si comporta così, e che non si grida come un pazzo »Verdini«. Io precisai che era Rossini, lui disse che Verdini o Bianchini faceva lo stesso. Alcuni mesi dopo, quando ci fu il primo bombardamento di Alessandria, appresi che Rossini era morto sotto le macerie con sua madre.

Le epifanie non andrebbero spiegate, ma in questo ricordo ve ne sono almeno tre. Una, ero stato sgridato per aver ceduto a soverchio entusiasmo. Due, credo, avevo pronunciato sconsideratamente un nome. Ad Alessandria si rappresenta ogni anno *Gelindo*, una favola pastorale sul Natale. La vicenda si svolge a Betlemme, ma i pastori parlano e ragionano in dialetto alessandrino. Solo i centurioni romani, san Giuseppe e i Re Magi parlano in italiano (e risultano comicissimi). Ora uno dei famigli di Gelindo, Medoro, incontra i Re Magi e imprudentemente dice loro il nome del suo padrone. Quando Gelindo lo viene a sapere, si infuria, e fa una scenata a Medoro. Non si dice a chiunque il proprio nome e non si chiama sconsideratamente qualcun altro per nome, all'aperto, che tutti possano sentire. Un nome è una proprietà gelosa, ci vuole pudore coi nomi. Un americano, se parla con noi, inserisce il nostro nom a ogni frase, e gradisce che facciamo altrettanto con lui. Un alessandrino può parlare con te per un giorno senza mai chiamarti per nome, neppure quando ti saluta. Si dice »ciao«, o »arrivederci«, non »arrivederci Giuseppe«.

Quanto alla terza epifania, è più ambigua. Mi rimane nella memoria la visione di quello spazio urbano troppo largo, come una giacca passata di padre in figlio, in cui quella piccola figura si stagliava troppo distante dalla carrozza, e di un incontro dubbio con un amico che non avrei mai più rivisto. Negli spiazzi piatti ed esagerati di Alessandria

ci si perde. Quando la città è veramente deserta, di primo mattino, a notte, o a Ferragosto (ma basta anche una domenica verso l'una e mezzo), c'è sempre troppa strada da fare (in questa città piccolissima) per andare da un punto all'altro, e tutta allo scoperto, dove chiunque appiattato dietro un angolo, o da una carrozza che passa, potrebbe vederti, scoprirti nella tua intimità, pronunciare il tuo nome, perderti per sempre. Alessandria è più vasta del Sahara, attraversata da fate Morgane slavate.

Ecco perché la gente parla poco, si fa rapidi segni, ti (si) perde. Questo influisce sui rapporti, sugli odi come sugli amori. Alessandria, urbanisticamente, non ha centri di raccolta (forse uno solo, piazzetta della Lega), ha quasi sempre *centri di dispersione*. Per questo non si sa mai chi c'è e chi non c'è.

Viene alla mente una storia che non è alessandrina, ma potrebbe esserlo. Salvatore lascia all'età di vent'anni il paese natio per emigrare in Australia, dove vive in esilio per quarant'anni. Poi, sessantenne, raccolti i suoi risparmi, torna a casa. E mentre il treno si avvicina alla stazione, Salvatore fantastica: ritroverà i compagni, gli amici di un tempo, nel bar della sua gioventù? Lo riconosceranno? Gli faranno delle feste, gli chiederanno di raccontare le sue avventure tra canguri e aborigeni, avidi di curiosità? E quella ragazza che ...? E il droghiere dell'angolo? E così via ...

Il treno entra nella stazione deserta, Salvatore scende sul marciapiede battuto dal gran sole meridiano. Lontano, ecco un omino curvo, inserviente delle ferrovie. Salvatore lo guarda meglio, riconosce quella figura malgrado le spalle ingobbite, il viso segnato da quarant'anni di rughe: ma certo, è Giovanni, l'antico compagno di scuola! Gli fa un segno, si avvicina trepidante, indica con la mano tremante il proprio volto come per dire »sono io«. Giovanni lo guarda, sembra non riconoscerlo, poi alza il mento in un gesto di saluto: »Ehi, Salvatore! Che fai, parti?«

Nel grande deserto alessandrino si consumano adolescenze febbrili. 1942, e io in bicicletta, tra le due e le cinque di un pomeriggio di luglio. Cerco qualcosa, dalla Cittadella alla Pista, poi dalla Pista agli Orti, e dagli Orti verso la stazione, poi taglio per piazza Garibaldi,

circumnavigo l'ergastolo, mi butto di nuovo verso Tanaro, ma attraversando il centro. Non c'è nessuno. Ho una meta costante, l'edicola della stazione dove avevo visto un fasciolo Sonzogno, forse vecchio di anni, con una storia tradotta dal francese che mi sembra affascinante. Costa una lira e ho solo una lira in tasca. Lo compero, non lo compero? Gli altri negozi sono chiusi, o lo sembrano. Gli amici sono in vacanza. Alessandria è solo spazio, sole, pista per la mia bicicletta dai copertoni butterati, il fascicolo alla stazione è la sola promessa di narritività, e quindi di realtà. Tanti anni dopo ho avuto come un'intermittenza del cuore, un corto circuito tra ricordi e immagine presente, atterrando con un aereo barcollante, al centro del Brasile, a San Jesus da Lapa. L'aereo non poteva prendere terra perché due cani sonnolenti stavano sdraiati in mezzo alla pista di cemento, e non si muovevano. Quale è il rapporto? Nessuno, le epifanie funzionano così. Ma quel giorno, quel giorno di lunga seduzione, tra me e il libro Sonzogno, tra il libro e me, tra il mio desiderio e la resistenza afosa degli spazi alessandrini – e chi sa che il libro non fosse che lo schermo, la maschera di altri desideri che già mi snervavano un corpo e una fantasia che non erano ancora né carne né pesce – quella lunga pedalata amorosa nel vuoto estivo, quella fuga concentrica, rimangono nel loro orrore un ricordo straziante per dolcezza e – vorrei dire – orgoglio etnico. Siamo fatti così, come la città. Per terminare la storia, se volete, poi mi decisi, e comperai il libretto. Per quel che ricordo era un'imitazione dell'*Atlantide* di Pierre Benoît, ma con qualcosa di Verne in più. Al calare del sole – chiuso in casa – ero già uscito da Alessandria, navigavo sul fondo di mari silenziosi, vedevo altri tramonti e altri orizzonti. Mio padre rientrando osservò che leggevo troppo e disse a mia madre che avrei dovuto uscire di più. E invece io mi stavo disintossicando del troppo spazio.

### *Mai esagerare*

Ebbi uno shock quando, più adulto, entrai a Torino all'università. I torinesi sono francesi, in ogni caso celti, non barbari liguri come noi.

I miei nuovi compagni arrivavano nei corridoi di Palazzo Campana al mattino, con una bella camicia e una bella cravatta, mi sorridevano e mi si avvicinavano con la mano tesa: »Ciao, come stai?« Non mi era mai capitata una cosa del genere. Ad Alessandria incontravo i compagni intenti a sosternere un muro, mi guardavano con le palpebre semiabbassate e mi dicevano, con pudica cordialità: »Ehi, stupid!« Novanta chilometri di differenza, ed ecco già un'altra civiltà. Ne sono ancora così impregnato che insisto nel ritenerla superiore. Qui da noi non si mente.

Quando spararono a Togliatti ci fu un grande fermento. Ogni tanto gli alessandrini si eccitano. Riempiono piazza della Libertà, già Rattazzi. Poi intervenne la radio, e diffuse la notizia della vittoria di Bartali al giro di Francia. Una superba operazione di mass media che, si dice, funzionò in tutta Italia. Ad Alessandria non funzionò abbastanza, noi siamo astuti, non ci fanno dimenticare Togliatti con una storiella ciclistica. Ma all'improvviso un aeroplano apparve sopra il municipio. Era forse la prima volta che sorvolava Alessandria un aeroplano con striscione pubblicitario, e non ricordo cosa pubblicizzasse. Non era un piano diabolico, era un caso. L'alessandrino è diffidente nei confronti dei piani diabolici, ma molto indulgente verso il caso. La folla osservò l'aeroplano, commentò la nuova trovata (una bella idea, una cosina un po'diversa dal normale, ma guarda cosa vanno a inventare, le pensano proprio tutte). Ciascuno espone con distacco la propria opinione, e la propria radicata persuasione che comunque la cosa non avrebbe inciso sulla curva generale dell'entropia e sulla morte termica dell'università – non dissero proprio così, ma questo è ciò che viene sottinteso da ogni mezza parola detta in alessandrino. Poi tutti se ne andarono a casa, perché la giornata non riservava più sorprese. Togliatti dovette cavarsela da solo.

Immagino che queste storie, raccontate ad altri (voglio dire ai non alessandrini) possano fare orrore. Io le trovo sublimi. Le trovo equivalenti ad altre sublimi epifanie offerteci dalla storia di una città che riesce a farsi costruire con l'aiuto del papa e della Lega lombarda, resiste per tigna al Barbarossa, ma poi non partecipa alla battaglia di Legnano. Di una città di cui una leggenda dice che la regina Pedoca

viene dalla Germania a cingerla d'assedio, e come arriva pianta dei vigneti giurando che non si sarebbe allontanata se prima non avesse bevuto il vino fatto con quell'uva. L'assedio dura sette anni, ma un seguito della leggenda dice che Pedoca, sconfitta dagli alessandrini, compie un allucinato rituale di rabbia e distruzione, versa sulla terra arida il vino delle sue botti, come ad alludere misticamente a un grande e barbaro sacrificio di sangue. Pedoca regina fantasiosa e poetica, che si autopunisce rinunciando al proprio piacere per inebriarsi di massacro, sia pure simbolico ... Gli alessandrini guardano, prendono nota, e ne cavano come unica conclusione che, per indicare la stupidità di qualcuno, si dovrà dire in futuro: »Fürb c'me Pedoca.«

Alessandria, dove passa san Francesco e vi converte un lupo come a Gubbio, solo che Gubbio ne fa una storia che non finisce più, e Alessandria se ne dimentica, che deve fare un santo se non convertire lupi? E poi come potevano capire, gli alessandrini, questo umbro un po'teatrale e un po'isterico, che parla agli uccellini invece di andare a lavorare?

Interessati ai loro commerci, gli alessandrini fanno guerre e intavolano beghe, ma quando nel 1282 tolgono le catene al ponte dei pavesi e le pongono in Duomo come trofeo, dopo un poco il sagrestano le adopera per attrezzare il caminetto della sua cucina e nessuno se ne accorge. Mettono a sacco Casale, rubano l'angelo che sta sulla torre della cattedrale, ma, com'è come non è, alla fine lo perdono.

Se sfogliate la *Guida all'Italia leggendaria misteriosa insolita fantastica* (Sugar) alle pagine iniziali, dove una serie di cartine segna la distribuzione di esseri fantastici nelle province dell'Italia del nord, vedrete che la provincia di Alessandria eccelle per la sua verginità: non ha streghe, diavoli, fate, folletti, maghi, mostri, fantasmi, grotte, labirinti o tesori; si salva con un »edificio bizzarro«, ma ammetterete che è poco.

Sfiducia nel mistero. Diffidenza per il Noumeno. Una città senza ideali e senza passioni. Nell'epoca in cui il nepotismo era una virtù, Pio V, papa alessandrino, caccia i parenti da Roma e dice che s'arrangino; abitata per secoli da una ricca comunità ebraica, Alessandria non trova neppure l'energia morale per diventare antisemita e si di-

mentica di obbedire alle ingiunzioni dell'Inquisizione. Gli alessandrini non si sono mai entusiasmatis per nessuna Virtù Eroica, nemmeno quando questa predicava di sterminare i Diversi. Alessandria non ha mai sentito il bisogno di imporre un Verbo sulla punta delle armi; non ci ha dato modelli linguistici da offrire agli speakers radiofonici, non ha creato miracoli d'arte per cui far sottoscrizioni, non ha mai avuto nulla da insegnare alle genti, nulla per cui debbano andar fieri i suoi figli, dei quali essa non si è mai preoccupata di andar fiera.

Sapeste come ci si sente fieri nel riscoprirsi figli di una città senza retorica e senza miti, senza missioni e senza verità.

### *Capire la nebbia*

Alessandria è fatta di grandi spazi vuoti, e sonnolenti. Ma di colpo, in certe serate autunnali o invernali, quando la città è sommersa dalla nebbia, i vuoti scompaiono, e dal grigiore lattiginoso, alla luce dei fanali, spigoli, angoli, subite facciate, scorci bui emergono dal nulla, in un gioco nuovo di forme appena accennate, e Alessandria diventa »bella«. Città fatta per essere vista tra il lusco e il brusco, andando rasente i muri. Non deve cercare la sua identità nel sole, ma nella caligine. Nella nebbia si cammina piano, bisogna conoscere i tracciati per non perdersi, ma si arriva sempre e lo stesso da qualche parte.

La nebbia è buona e ripaga fedelmente chi la conosce e la ama. Camminare nella nebbia è più bello che camminare nella neve calpestandola con gli scarponi, perché la nebbia non ti conforta solo dal basso ma anche dall'alto, non la insudici, non la distruggi, ti scivola affettuosa d'intorno e si ricompone dopo il tuo passaggio, ti riempie i polmoni come un buon tabacco, ha un profumo forte e sano, ti accarezza le guance e si infila tra il bavero e il mento punzecchiandoti il collo, ti fa scorgere da lontano dei fantasmi che si dissolvono quando ti avvicini, o sorgere all'improvviso di fronte delle figure forse reali, che ti scansano e scompaiono nel nulla. Purtroppo ci vorrebbe sempre la guerra, e l'oscuramento, solo a quei tempi la nebbia dava il meglio di

sé, ma non si può avere tutto e sempre. Nella nebbia sei al riparo del mondo esterno, a tu per tu con la tua interiorità. *Nebulat ergo cogito.*

Per fortuna quando non c'è nebbia sulla pianura alessandrina, specie di primo mattino, »scarnebbia«. Una specie di rugiada nebulosa, anziché illuminare i prati, si leva a confondere cielo e terra, inumidendovi leggermente il viso. A differenza della nebbia, la visibilità è eccessiva, ma il paesaggio rimane sufficientemente monocromo, tutto si distribuisce su delicate sfumature di grigio e non offende l'occhio. Occorre andare fuori città e per strade provinciali, meglio per sentieri lungo un canale rettilineo, in bicicletta, senza sciarpa, con un giornale infilato sotto la giacca, a proteggere il petto. Sui campi di Marengo, dove batte la luna e fosco tra la Bormida e il Tanaro s'agita e mugge un bosco, sono state vinte già due battaglie (1174 e 1800). Il clima tira su.

### *San Baudolino*

Il santo protettore di Alessandria è Baudolino (»o san Baudolino – proteggi dal ciel – la diocesi nostra – e il popol fedel«). Ecco che cosa ne racconta Paolo Diacono:

*»Ai tempi di Liutprando, in un luogo che chiamavasi Foro, presso al Tanaro, splendeva un uomo di mirabile santità, che con l'aiuto della grazia di Cristo operava molti miracoli, talché spesso egli prediceva il futuro, e le cose lontane annunziava quasi fossero presenti. Una volta il re, essendo venuto a cacciare nel bosco d'Orba, avvenne che uno dei suoi, mirando a uccidere un cervo, con una freccia ferì il nipote dello stesso re, figliolo di sua sorella, di nome Anfuso. Il che vedendo Liutprando, che amava grandemente il fanciullo, cominciò a piangere sulla sua sciagura e subito mandò uno dei suoi cavalieri all'uomo di Dio, Baudolino, pregandolo che facesse orazione a Cristo per la vita del fanciullo infelice.«*

Qui arresto la citazione, per un attimo, affinché il lettore azzardi le sue previsioni. Cosa avrebbe fatto un santo normale, e cioè non alessandrino? E ora proseguiamo con la storia, ridando la parola a Paolo Diacono:

*Mentre il cavaliere si avviava, il fanciullo morì. Onde il profeta, vedendolo arrivare, così gli disse: »So la cagione per cui tu vieni, ma ciò che domandi è impossibile, perché il fanciullo è già morto.« Le quali parole udite, il re, quantunque si affliggesse per non aver potuto ottenere l'effetto della sua preghiera, tuttavia apertamente conobbe che l'uomo del Signore, Baudolino, era dotato di spirito profetico.*

Direi che Liutprando si comporta bene e capisce la lezione del gran santo. La quale è che di miracoli, nella vita reale, non se ne possono fare troppi. E l'uomo saggio è colui che prende coscienza della necessità. Baudolino fa il miracolo di convincere un credulo longobardo che i miracoli sono merce assai rara.

Aus: Umberto Eco: Il secondo diario minimo, Bompiani, Mailand 1992, S. 331-339.

Publication in agreement with RCS Libri S.p.A. – Milano

© Bompiani 1992-2009

## DAS WUNDER VON SAN BAUDOLINO

### *Barbaren*

Dante geht nicht sehr zartfühlend mit Alessandria um: In seiner Abhandlung »*De vulgari eloquentia*«, in der er die Dialekte der Apenninhalbinsel behandelt, stellt er fest, daß die rauhen Laute, die von meinen Landsleuten ausgestoßen werden, gewiß kein italienischer Dialekt sind, und gibt zu verstehen, daß es ihm schwerfällt, sie überhaupt als Sprache anzuerkennen. Nun ja, wir sind Barbaren. Aber auch das ist eine Berufung.

Wir sind keine Italiener (Latiner), und wir sind auch keine Kelten. Wir sind Abkömmlinge harter und rauher ligurischer Stämme, und 1856 hat Carlo Avalle in der Einleitung zu seiner *Geschichte Piemonts* daran erinnert, was Vergil im neunten Buch der *Aeneis* über jene präromanischen italienischen Völker sagte:

*Und wen glaubt ihr  
Hier zu finden? Die parfümierten Atriden  
Oder den schönrednerischen Ulysses? Auf einen Stamm  
Seid ihr gestoßen, der von Grund auf hart ist.  
Wir tragen zum Fluß die eben Geborenen und  
Härten sie ab im eisigen Bade. Nächte durchwachen  
Die Knaben auf Jagd, durchhetzen die Wälder ...*

Und so weiter. Und diese Barbaren, schreibt Avalle, »waren von mittelgroßer und schmaler Statur, hatten weiche Haut, kleine Augen, spärlichen Haarwuchs, den Blick voller Stolz, die Stimme rauh

und tönend, so daß sie, wenn man ihrer das erste Mal ansichtig wurde, keine richtige Vorstellung von ihrer außerwöhnlichen Kraft vermittelten ...«

Von einer Mutter heißt es: »Von den Geburtswehen ergriffen, während sie bei der Arbeit war, ging sie hin, ohne sich etwas anmerken zu lassen, und versteckte sich hinter einem Dornbusch. Dort gebar sie, deckte das Kind mit Blättern zu und begab sich wieder an die Arbeit, so daß niemand etwas bemerkte. Aber das Kind, das zu wimmern begonnen hatte, verriet die Mutter; die jedoch, taub gegen die Ermahnungen ihrer Freunde und Gefährtinnen, nicht ruhte, bis der Herr sie dazu zwang und ihr den Lohnausfall zahlte. Daher rührt der von den Historikern oft wiederholte Merksatz, bei den Ligurern hätten die Frauen die Kraft von Männern und diese die Kraft von wilden Tieren.« So der antike Historiker Diodor.

### *Auf den Feldern von Marengo ...*

Der Held von Alessandria heißt Gagliaudo. Wir befinden uns im Jahre 1168, Alessandria existiert bereits irgendwie oder auch nicht, zumindest nicht unter diesem Namen. Es ist ein loser Verband von Dörfern, vielleicht mit einem Kern um eine Burg. Bewohnt wird es von Bauern und vielleicht auch von vielen jener »*mercatanti*« (Krämer), die, wie Carducci später sagen wird, den deutschen Feudalherren als inakzeptable Gegner erschienen, »welche erst gestern ihre fetten Wänste mit dem Stahl der Ritter gürteten«. Die italienischen Städte tun sich gegen Barbarossa zusammen, gründen den Lombardischen Bund und beschließen, eine neue Stadt am Zusammenfluß des Tanaro und der Bormida zu erbauen, um den Vormarsch der Invasoren zu stoppen.

Die Bewohner jenes losen Dorfverbandes nehmen den Vorschlag an, vermutlich weil sie darin eine Reihe von Vorteilen für sich sehen. Es scheint, daß sie auf ihren eigenen Nutzen bedacht sind, aber als Barbarossa eintrifft, halten sie tapfer stand und lassen den Kaiser nicht durch. Wir sind inzwischen im Jahre 1174, Barbarossa belagert die

Stadt, Alessandria leidet Hunger, und da erscheint – der Legende zufolge – der schlaue Gagliardo, ein Bauer vom Schlege Bertoldos, läßt sich von den Stadtoberhäuptern alles Getreide übereignen, das noch zusammenzukratzen ist, mästet damit seine Kuh Rosina und führt sie zum Weiden vor die Mauern der Stadt. Natürlich wird die Kuh von Barbarossas Männern ergriffen und geschlachtet, aber wie staunen sie, als sie das Tier so prall voller Korn finden! Und Gagliardo, der den Dummen zu spielen versteht, erzählt Barbarossa, in der Stadt gebe es noch so viel Getreide, daß man gezwungen sei, es ans Vieh zu verfüttern. Kommen wir noch einmal zu Carducci zurück, und denken wir an jenes Heer von Romantikern, die nachts weinen, an den Bischof von Speyer, der an die schönen Türme seiner Kathedrale denkt, an den Pfalzgrafen Ditpoldo mit der blonden Mähne, der nicht mehr glaubt, seine Thekla jemals wiederzusehen, alle tief deprimiert und bedrückt von der Vorstellung, »durch die Hand von Krämern« sterben zu müssen ... Das deutsche Heer bricht die Zelte ab und zieht davon.

Dies die Legende. In Wirklichkeit war die Belagerung viel blutiger, anscheinend haben sich die Milizen meiner Heimatstadt gut geschlagen, aber die Stadt zieht es vor, als ihren Helden jenen schlaunen, unblutigen Bauern im Gedächtnis zu behalten, der keine großen militärischen Gaben besaß, aber sich von einer leuchtenden Gewißheit leiten ließ: daß alle anderen noch etwas dümmere seien als er.

### *Alessandrinische Epiphanien*

Ich weiß, daß ich diese Erinnerungen im Geiste großen Alessandriertums beginne, und ich kann mir auch keine, sagen wir: monumentalere Präsentation vorstellen. Ja, ich glaube, daß zur Beschreibung einer »platten« Stadt wie Alessandria der monumentale Ansatz verfehlt wäre, weshalb ich es vorziehe, mich ihr auf stilleren Wegen zu nähern. Nämlich indem ich von Epiphanien erzähle. Die Epiphanie ist (ich zitiere Joyce) »wie eine plötzliche Manifestation des Geistes, in einem Wort oder einer Geste oder einem Gedankengang, die

erinnernswert sind«. Ein Wortwechsel, das Schlagen einer Turmuhr, das durch den Abendnebel dringt, ein Geruch nach faulem Kohl, etwas völlig Unbedeutendes, das auf einmal bedeutsam wird – das waren die Epiphanien, die Joyce in seinem nebligen Dublin registrierte. Und Alessandria ähnelt mehr Dublin als Konstantinopel.

Es war ein Morgen im Frühling 1943. Die Entscheidung war gefallen, wir verließen die Stadt, um uns vor den Bomben in Sicherheit zu bringen. Unter anderem waren wir auf die wunderbare Idee verfallen, in das Städtchen Nizza Monferrato zu gehen, wo wir zwar vor den Bomben sicher sein würden, aber ich, nach wenigen Monaten ins Kreuzfeuer zwischen Faschisten und Partisanen geraten, sehr bald lernen sollte, in Gräben zu springen, um den Garben der Sten-MPs zu entgehen. Es war frühmorgens, und wir fuhren zum Bahnhof, die ganze Familie in einer Mietdroschke. Wo der Corso Cento Cannoni sich zur Kaserne Valfré verbreitert, auf jenem weiten Platz, der um diese Zeit verlassen dalag, schien mir, als entdeckte ich in der Ferne meinen Schulfreund Rossini, ich sprang auf, wodurch ich die Kutsche gefährlich ins Schwanken brachte, und rief ihn mit lauter Stimme beim Namen. Er war's nicht. Mein Vater wurde böse und schalt mich, ich sei wie immer gedankenlos, so benehme man sich nicht, man brülle nicht wie ein Verrückter »Verdini« über den Platz. Ich präziserte, es sei Rossini gewesen, er erwiderte, ob Verdini oder Bianchini, das sei doch dasselbe. Ein paar Monate später, nachdem Alessandria das erste Mal bombardiert worden war, erfuhr ich, daß man Rossini mit seiner Mutter tot unter den Trümmern gefunden hatte.

Epiphanien müssen nicht erklärt werden, aber in dieser Erinnerung sind mindestens drei enthalten. Erstens, ich war gescholten worden, weil ich einer zu großen Begeisterung nachgegeben hatte. Zweitens, ich hatte unbedachterweise einen Namen ausgesprochen. In Alessandria wird jedes Jahr zu Weihnachten ein Krippenspiel namens *Gelindo* aufgeführt. Die Geschichte spielt in Bethlehem, aber die Hirten sprechen und argumentieren im alessandrinischen Dialekt. Nur die römischen Zenturionen, der heilige Joseph und die drei Könige aus dem Morgenland sprechen italienisch (und der Effekt ist sehr komisch). Nun begegnet einer von Gelindos Knechten, Medoro,

den drei Königen und sagt ihnen unbedachterweise den Namen seines Herrn. Als Gelindo das erfährt, wird er wütend und weist Medoro zurecht. Man sagt nicht jedem Hergelaufenen seinen Namen, und man nennt nicht unbedachterweise einen anderen beim Namen, im Freien, so daß es alle hören können. Ein Name ist ein intimer Besitz, bei Namen ist Schamhaftigkeit geboten. Wenn ein Amerikaner mit uns spricht, nennt er unseren Namen in jedem Satz und freut sich, wenn wir umgekehrt das gleiche tun. Ein Alexandriner kann den ganzen Tag lang mit dir sprechen, ohne dich ein einziges Mal beim Namen zu nennen, nicht einmal wenn er sich verabschiedet. Man sagt »ciao« oder »arrivederci«, aber nicht »arrivederci Giuseppe«.

Die dritte Epiphanie ist mehrdeutiger. Im Gedächtnis haftet mir der Anblick jenes weiten städtischen Platzes, zu weit wie eine vom Vater auf den Sohn übergegangene Jacke, mit jener kleinen Gestalt, die sich in zu großer Entfernung von unserer Kutsche abzeichnete, und die Vision einer zweifelhaften Begegnung mit einem Freund, den ich nie wieder sehen sollte. Auf den übertrieben großen, brettebenen Plätzen von Alessandria verliert man sich. Wenn die Stadt wirklich verlassen daliegt, am frühen Morgen, in der Nacht oder an Ferragosto (aber es genügt auch ein Sonntagmittag gegen halb zwei), hat man von einem Punkt zum andern immer zu lange zu gehen (in dieser so kleinen Stadt) und immer im Freien, wo einen jeder sehen könnte, der sich hinter einer Hausecke versteckt oder in einer vorbeifahrenden Kutsche sitzt, jeder könnte dich in deiner Intimität entdecken, deinen Namen rufen und dich für immer verlieren. Alessandria ist weitläufiger als die Sahara, es wird von verblichenen Fata Morgana durchzogen.

Deshalb reden die Leute so wenig, man macht sich knappe Zeichen, man verliert sich (dich). Das hat Einfluß auf die Beziehungen, auf die Feindschaften ebenso wie die Liebschaften. Alessandria hat urbanistisch gesehen keine Zentren, in denen man sich versammelt (vielleicht einen einzigen: die Piazzetta della Lega), es hat fast nur Zentren, in denen man sich zerstreut. Deshalb weiß man nie, wer gerade da ist und wer nicht.

Mir kommt eine Geschichte in den Sinn, die nicht alessandrinisch ist, aber es sein könnte. Salvatore verläßt im Alter von zwanzig Jahren den Heimatort, um nach Australien auszuwandern, wo er vierzig Jahre lang in der Fremde lebt. Dann, mit sechzig, nimmt er seine Ersparnisse und kehrt heim. Und während der Zug sich dem Bahnhof nähert, phantasiert Salvatore: Wird er die Kameraden wiederfinden, die Freunde von damals, in der Bar seiner Jugend? Werden sie ihn wiedererkennen? Werden sie ihn freudig begrüßen, ihn auffordern, seine Abenteuer unter Känguruhs und Aborigines zu erzählen, ihm begierig an den Lippen hängen? Und jenes Mädchen, das ...? Und der Drogist an der Ecke? Und so weiter...

Der Zug fährt in den leeren Bahnhof ein, Salvatore tritt auf den Bahnsteig, der unter der sengenden Mittagssonne daliegt. In der Ferne ist ein gebeugtes Männchen zu sehen, ein Eisenbahner. Salvatore sieht genauer hin, erkennt die Gestalt trotz des buckligen Rückens, das Gesicht trotz der Runzeln: aber ja, das ist Giovanni, der alte Schulkamerad! Er winkt ihm zu, nähert sich bang, deutet mit zitternder Hand auf sein eigenes Gesicht, wie um zu sagen: »Ich bin es.« Giovanni sieht ihn an, scheint ihn nicht zu erkennen, dann aber hebt er grüßend die Hand und sagt: »He, Salvatore! Was machst du hier, fährst du weg?«

In der großen alessandrinischen Wüste verbringt man fiebernde Pubertäten. 1942, ich bin mit dem Fahrrad unterwegs, zwischen zwei und fünf Uhr an einem Julinachmittag. Ich suche etwas, von der Zitadelle bis zur Rennbahn, dann von der Rennbahn bis zum Stadtpark und vom Stadtpark bis zum Bahnhof, dann fahre ich quer über die Piazza Garibaldi, umfahre das Zuchthaus, strebe erneut in Richtung Tanaro, aber jetzt mitten durchs Zentrum. Nirgendwo ist jemand zu sehen. Ich habe ein festes Ziel, den Kiosk am Bahnhof, wo ich ein Sonzogno-Heft gesehen habe, vielleicht schon Jahre alt, mit einer aus dem Französischen übersetzten Geschichte, die mir faszinierend erscheint. Kostet eine Lira, und ich habe genau eine Lira in der Tasche. Kaufe ich's, kaufe ich's nicht? Die anderen Läden sind zu oder sehen so aus. Die Freunde sind in den Ferien. Alessandria ist nichts als leerer Raum, Sonne, Rennpiste für mein Fahrrad mit den

pockennarbigen Reifen, das Heftchen am Bahnhof ist das einzige Versprechen von Erzählwelt, also von Wirklichkeit. Viele Jahre später war mir einmal, als setzte plötzlich mein Herzschlag aus, in einer Art Kurzschluß zwischen Erinnerung und gegenwärtigem Bild, als ich in einem schwankenden Flugzeug saß, das im brasilianischen Urwald landen sollte, in einem Ort, den ich als São Jesus da Lapa in Erinnerung habe. Das Flugzeug konnte nicht landen, weil zwei schläfrige Hunde mitten auf der Betonpiste lagen und sich nicht von der Stelle rührten. Wo der Zusammenhang ist? Es gibt keinen, so funktionieren Epiphanien.

Jener Tag aber, jener Julinachmittag einer langen Verführung, zwischen mir und dem Sonzogno-Buch, dem Buch und mir, zwischen meinem Verlangen und dem schwülen Widerstand der weiten alexandrinischen Räume – und wer weiß, ob das Buch nicht nur die Projektionsfläche war, die Maske anderer Verlangen, die bereits meinem Körper und meiner Phantasie zusetzten, als diese noch weder Fisch noch Fleisch waren –, jene lange begehrlische Radfahrt im leeren Sommer, jene konzentrische Flucht, all das bleibt mir in seinem Schrecken eine herzerreißende Erinnerung, herzerreißend vor Süße und – so würde ich sagen – vor Stammesstolz. So sind wir eben, genau wie die Stadt.

Um die Geschichte zu Ende zu bringen: ich entschied mich schließlich und kaufte das Heftchen. Wenn ich mich recht erinnere, war es eine Imitation des Atlantis-Romans von Pierre Benoît, aber mit einem Schuß Jules Verne. Als die Sonne unterging, war ich – in meinem Zimmer eingeschlossen – bereits aus Alessandria entschwunden, ich fuhr über schweigende Meeresgründe, sah andere Sonnenuntergänge und andere Horizonte. Mein Vater meinte, als er nach Hause kam, ich läse zuviel, und sagte zu meiner Mutter, ich sollte öfter mal an die frische Luft. Dabei war ich gerade dabei, mich von zuviel Raum zu entwöhnen.

## *Nie übertreiben*

Ich erlitt einen Schock, als ich, älter geworden, in Turin auf die Universität kam. Die Turiner sind Franzosen, jedenfalls Kelten, nicht ligurische Barbaren wie wir. Meine neuen Kameraden erschienen morgens in den Fluren der Uni mit einem schönen Hemd und einer schönen Krawatte, lächelten mich an und kamen mir mit ausgestreckter Hand entgegen: »Ciao, wie geht's?« So etwas war mir noch nie passiert. In Alessandria begegnete ich Kameraden, die eine Mauer zu stützen schienen, sie sahen mich unter halbgeschlossenen Lidern an und sagten mit verhaltener Herzlichkeit: »Ehi, stüpid!« (He, Blödmann!) Neunzig Kilometer entfernt davon, und schon eine andere Kultur! Ich bin noch so tief von ihr durchdrungen, daß ich darauf bestehe, sie für überlegen zu halten. Bei uns lügt man nicht. Als auf Togliatti geschossen wurde, gab es einen Volksauflauf. Ab und zu kommt es vor, daß die Alessandriner sich erregen. Sie strömten auf der Piazza della Libertà zusammen, die damals noch Piazza Ratazzi hieß. Dann griff das Radio ein und meldete, daß Bartali die Tour de France gewonnen hatte. Ein brillanter Schachzug der Massenmedien, der, wie es heißt, in ganz Italien funktionierte. In Alessandria funktionierte er nicht so gut, wir sind gewiefte Leute, uns bringt man nicht mit einer Radrennfahrgeschichte dazu, Togliatti zu vergessen. Aber auf einmal erschien ein Flugzeug über dem Rathaus. Es war vielleicht das erste Mal, daß ein Flugzeug mit Reklamestreifen über Alessandria flog, und ich weiß nicht mehr, wofür es Reklame machte. Es war kein teuflischer Plan, es war ein Zufall. Die Alessandriner sind misstrauisch gegenüber teuflischen Plänen, aber sehr nachsichtig gegenüber dem Zufall. Die Menge beobachtete das Flugzeug, kommentierte die neue Idee (eine schöne Idee, mal was anderes als sonst, was denen nicht alles einfällt, wart nur, was die noch erfinden werden ...). Jeder äußerte ganz entspannt seine Meinung sowie seine tiefverwurzelte Überzeugung, daß die Sache jedenfalls nichts an der allgemeinen Kurve der Entropie und dem Wärmetod des Universums ändern werde – sie nannten es nicht so, aber das war's, was mit jedem Halbsatz auf alessandrinisch gemeint war.

Danach gingen alle nach Hause, denn der Tag hatte keine Überraschungen mehr in petto. Togliatti sollte alleine sehen, wie er zurechtkam.

Ich kann mir denken, daß solche Geschichten, wenn man sie anderen Leuten erzählt (ich meine Nicht-Alessandrinern), Abscheu erregen. Ich finde sie herrlich. Ich finde, sie passen zu anderen herrlichen Epiphanien, die uns von der Geschichte einer Stadt geboten werden, der es gelungen ist, sich mit Hilfe des Papstes und des Lombardischen Bundes erbauen zu lassen, die sich Barbarossa hartnäckig widersetzt, aber dann nicht an der Schlacht von Legnano teilnimmt. Einer Stadt, von der die Legende geht, die Königin Pedoca sei aus Germanien gekommen, um sie zu belagern, und als sie ankam, habe sie Weinstöcke angepflanzt und geschworen, nicht fortzugehen, ehe sie nicht Wein aus den Trauben dieser Reben getrunken habe. Die Belagerung dauerte sieben Jahre, aber eine Fortsetzung der Legende besagt, daß Pedoca, als sie von den Alessandrinern besiegt worden war, sich in ein wüstes Ritual der Wut und Zerstörung stürzte, indem sie den Wein aus ihren Fässern auf die trockene Erde goß, als ob sie mystisch ein großes barbarisches Blutopfer andeuten wollte. Pedoca, die phantastische und poetische Königin, die sich selber bestraft, indem sie auf ihr Vergnügen verzichtet, um sich an einem Blutbad zu berauschen, sei's auch nur einem symbolischen ... Die Alessandrinern sehen zu, nehmen die Sache zur Kenntnis und ziehen als einzigen Schluß daraus die Lehre, daß sie, um jemandes Dummheit zu bezeichnen, in Zukunft sagen müssen, er sei »*furb c'me Pedoca*« (schlau wie Pedoca).

Alessandria ist es auch, wo der heilige Franz von Assisi auf der Durchreise einen Wolf bekehrt, genau wie in Gubbio, nur daß Gubbio daraus eine endlos lange Geschichte macht, während Alessandria die Sache vergißt, was hat ein Heiliger anderes zu tun, als Wölfe zu bekehren? Und außerdem, wie sollten die Alessandrinern ihn auch verstehen, diesen leicht theatralischen und leicht hysterischen Umbrier, der zu den Vögeln spricht, anstatt zur Arbeit zu gehen?

An ihren Geschäften interessiert, führen die Alessandrinern Kriege und zetteln Händel an, aber als sie im Jahre 1282 die Ketten von der

Zugbrücke in Pavia abnehmen und sie in ihrem Dom als Trophäe ausstellen, nimmt der Sakristan sie nach einer Weile weg, um damit den Kamin in seiner Küche auszurüsten, und niemand merkt es. Sie plündern Casale und rauben den Engel, der auf dem Turm der Kathedrale steht, aber wie's eben so geht, am Ende verlieren sie ihn.

Wer den bei Sugar in Mailand erschienenen »Führer durch das sagenhafte, mysteriöse, ungewöhnliche und phantastische Italien« (*Guida all'Italia leggendaria misteriosa insolita fantastica*) im Einleitungsteil durchblättert, wo eine Reihe von Karten die Verteilung phantastischer Wesen in den Provinzen Norditaliens zeigt, wird sehen, daß die Provinz Alessandria durch Jungfräulichkeit glänzt: Sie hat weder Hexen, Teufel, Feen, Irrlichter, Zauberer, Monster oder Gespenster noch Höhlen, Labyrinth oder Schätze zu bieten; sie rettet sich mit einem »bizarren Gebäude«, aber man wird zugeben, das ist dürftig.

Skepsis gegenüber dem Mysterium. Mißtrauen gegenüber dem Noumenon. Eine Stadt ohne Ideale und Leidenschaften. Zu der Zeit, als Nepotismus eine Tugend war, verjagte Pius V., ein Papst aus Alessandria, seine Verwandten aus Rom und sagte ihnen, sie sollten sehen, wo sie bleiben; jahrhundertlang von einer reichen jüdischen Gemeinde bewohnt, fand Alessandria auch nicht die moralische Kraft, antisemitisch zu werden, und vergaß den Befehlen der Inquisition zu gehorchen. Die Alessandriner haben sich niemals für irgendeine Heroische Tugend begeistert, auch nicht, als eine von ihnen dazu aufrief, die Andersartigen auszurotten. Alessandria hat nie das Bedürfnis verspürt, eine Heilslehre mit Gewalt durchzusetzen; es hat uns keine sprachlichen Modelle gegeben, die wir den Rundfunksprechern vorhalten können, es hat keine Wunder der Kunst geschaffen, für die wir Subventionen aufbringen müssen, es hat den Leuten nie etwas beizubringen gehabt, es hat nichts, worauf seine Kinder stolz sein können, auf die es nie einen besonderen Stolz entwickelt hat.

Wenn ihr wüßtet, wie stolz man sich als Kind einer Stadt fühlen kann, die keine Rhetorik und keine Mythen hat, keine Missionen und keine Wahrheiten zu verkünden.

## *Den Nebel verstehen*

Alessandria besteht aus großen leeren und verschlafenen Räumen. Aber plötzlich, an manchen Herbst- oder Winterabenden, wenn die Stadt in Nebel getaucht ist, verschwinden die Leerräume, und aus dem milchigen Grau, im Licht der Laternen, tauchen Ecken, Kanten, jähe Fassaden und dunkle Torbögen auf, in einem neuen Spiel kaum angedeuteter Formen, und Alessandria wird »schön«. Eine Stadt, dazu geschaffen, im Dämmerlicht gesehen zu werden, wenn man an den Häuserwänden entlangstreicht. Sie darf ihre Identität nur im Nebeldunst suchen, nicht im Sonnenglanz. Im Nebel geht man langsam voran, man muß die Wege kennen, um sich nicht zu verirren, aber man kommt trotzdem immer irgendwo an.

Der Nebel ist gut und belohnt diejenigen, die ihn kennen und lieben. Im Nebel zu gehen ist schöner, als durch den Schnee zu stapfen und ihn mit den Schuhen niederzutreten, denn der Nebel bestärkt dich nicht nur von unten, sondern auch von oben, du besudelst ihn nicht, du zerstörst ihn nicht, er umstreicht dich liebevoll und fügt sich wieder zusammen, wenn du weitergegangen bist, er füllt dir die Lungen wie guter Tabak, er hat einen starken und gesunden Geruch, er streicht dir über die Wangen und schiebt sich zwischen Kragen und Kinn, um dich am Hals zu kratzen, er läßt dich von weitem Gespenster sehen, die sich auflösen, wenn du näher kommst, oder er konfrontiert dich plötzlich mit vielleicht realen Gestalten, die dir jedoch ausweichen und im Nichts verschwinden. Leider müßte immerzu Krieg und Verdunkelung sein, denn nur in jenen Zeiten gab der Nebel sein Bestes, aber man kann nicht immer alles haben. Im Nebel bist du in Sicherheit vor der äußeren Welt, auf du und du mit deinem Innenleben. *Nebulat, ergo cogito.*

Zum Glück kommt es häufig vor, wenn kein Nebel über der alessandrinischen Ebene liegt, besonders am frühen Morgen, daß es »dunstet«. Eine Art von nebligem Tau, der sonst die Wiesen überglänzt, steigt auf, um Himmel und Erde ineinanderfließen zu lassen und dir leicht das Gesicht zu befeuchten. Anders als bei Nebel ist die Sicht überscharf, aber die Landschaft bleibt hinreichend monochrom,

alles verteilt sich auf zarte Nuancen von Grau und tut dem Auge nicht weh. Man muß aus der Stadt hinaus und über Landstraßen fahren, besser noch über schmale Wege an schnurgeraden Kanälen entlang, auf dem Fahrrad, ohne Halstuch, mit einer Zeitung unter der Jacke, um die Brust zu schützen. Auf den Feldern von Marengo, wo das Mondlicht glänzt und dunkel ein Wald sich regt und rauscht zwischen Bormida und Tanaro, sind schon zwei Schlachten gewonnen worden (1174 und 1800). Das Klima ist anregend.

### *San Baudolino*

Der Schutzpatron von Alessandria ist San Baudolino (»O San Baudolino / schütze vom Himmel herab / unsere Diözese / und das getreue Volk«). Folgendes erzählt von ihm Paulus Diaconus in seiner *Historia Langobardorum*:

*Zur Zeit König Liutprands, an einem Ort namens Foro, nahe am Tanaro, glänzte ein Mann von wunderbarer Heiligkeit, der mit Hilfe der Gnade Christi viele Wunder vollbrachte, dergestalt, daß er oftmals die Zukunft voraussagte und die fernen Dinge ankündigte, als wären sie gegenwärtig. Einmal geschah es, als der König zur Jagd in den Wald von Orba gekommen war, daß einer der Seinen beim Versuch, einen Hirsch zu erlegen, mit einem Pfeil den Neffen des Königs verletzte, einen Sohn seiner Schwester mit Namen Anfuso. Als Liutprand, der den Knaben sehr liebte, das sah, begann er über sein Unglück zu klagen und sandte sogleich einen seiner Ritter zu dem Gottesmanne Baudolino, ihn zu bitten, er möge zu Christo beten für das Leben des unglücklichen Kindes.*

Ich unterbreche das Zitat für einen Augenblick, um dem Leser Gelegenheit zur Formulierung seiner Prognosen zu geben. Was hätte ein normaler, also nicht aus Alessandria stammender Heiliger hier getan? Fahren wir nun fort und erteilen dem Paulus Diaconus wieder das Wort:

*Während der Ritter sich auf den Weg machte, starb der Knabe. Woraufhin der Prophet, als er den Ritter ankommen sah, folgendermaßen zu ihm sprach: »Ich kenne den Grund deines Kommens, aber was du verlangst, ist unmöglich, denn der Knabe ist bereits tot.« Der König, als er diese Worte vernommen, erkannte in aller Klarheit, sosehr ihn die Nichterhörung seines Gebetes auch schmerzte, daß der Gottesmann Baudolino mit prophetischem Geiste begabt war.*

Ich würde sagen, Liutprand hat sich gut verhalten und die Lehre des großen Heiligen verstanden. Welche besagt, daß Wunder im wirklichen Leben nicht zu oft vollbracht werden können. Und ein Weiser ist, wer sich nach ihrer Notwendigkeit fragt. Baudolino hat das Wunder vollbracht, einen leichtgläubigen Langobarden davon zu überzeugen, daß Wunder eine sehr seltene Ware sind.

Umberto Eco, »Wie man mit einem Lachs verweist und andere nützliche Ratschläge«. Aus dem Italienischen von Burkhard Kroeber, S. 173-187.

© 1993 Carl Hanser Verlag, München

HORST ALBACH

DIE AUSSTELLUNG »SPACE TO EXPERIENCE«  
VON MAGDALENA ABAKANOWICZ

---

Joseph Schumpeter hat die Figur des »dynamischen Unternehmers« geschaffen und das Wachstum der Wirtschaft und den Wohlstand in der Gesellschaft auf sein Wirken zurückgeführt. Felix Rexhausen äußerte die Ansicht, daß der dynamische Unternehmer der Ergänzung durch den »dynamischen Bürgermeister« bedürfe, um Erfolg zu haben. Ob man den Orden Pour le mérite für Wissenschaften und Künste als Institution zu den dynamischen Unternehmern zählen sollte, mag man bestreiten. Der Düsseldorfer Oberbürgermeister Dirk Elbers ist sicher ein »dynamischer Bürgermeister«. Ohne ihn und seinen Vorgänger Joachim Erwin wäre diese Ausstellung nicht zustande gekommen.

Zu den ausländischen Mitgliedern dieses im Jahre 1842 von dem preußischen König Friedrich Wilhelm IV. gestifteten Ordens für Verdienste im Frieden gehört Magdalena Abakanowicz. Sie wurde im Jahre 1999 in den Orden aufgenommen.

Einer der Herausgeber des Katalogs dieser Ausstellung, der bei ihrer Aufnahme die Laudatio hielt, Peter Busmann, geht in seinem Beitrag zum Katalog auf die Gründe ein, die zu ihrer Wahl in den Orden

geführt haben, und würdigt ihr Werk. Horst Fuhrmann hat in seinem Buch »Pour le mérite – Über die Sichtbarmachung von Verdiensten« auf den Bestand und die Vergänglichkeit von Verdiensten und ihrer Anerkennung hingewiesen. »Kunst«, so sagt er, »deren Erklärungsansatz verlorengeht, verkümmert zur Sinnlosigkeit.« Der Erklärungsansatz von Magdalena Abakanowicz hat nicht nur Bestand – er ist in der ganzen Welt immer besser verstanden worden.

Die Idee zu dieser Ausstellung geht auf das Jahr 2005 zurück. Eine Ausstellung im Rahmen der Herbstsitzung 2008 in Bonn schien schließlich zeitlich möglich. Es wurden Verhandlungen mit der Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland aufgenommen. Turbulenzen im Management dieser Institution verzögerten die Planung. Als schließlich die Zusage zur Durchführung der Ausstellung kurzfristig zurückgezogen wurde, schien das ganze Projekt zu scheitern. In dieser Situation sprachen Herr Michael Beck und Frau Dr. Ute Eggeling den Oberbürgermeister von Düsseldorf darauf an, ob die Ausstellung in Düsseldorf stattfinden könne. Der Oberbürgermeister, unterstützt von dem Vorsitzenden des Kulturausschusses der Stadt, Herrn Friedrich G. Gonzen, sowie Beat Wimsler, Direktor der Stiftung museum kunst palast, erwiesen sich als dynamische Vertreter der Kulturstadt Düsseldorf. Die Ausstellung konnte realisiert werden.

Ich danke den Vertretern der Stadt sehr herzlich für ihre spontane Bereitschaft, die Durchführung der Ausstellung zu ihrer Sache zu machen. Der Kunststiftung des Landes Nordrhein-Westfalen und ihrem Präsidenten, Herrn Dr. Fritz Schaumann, gilt mein besonderer Dank für ihre finanzielle Beteiligung und ideelle Unterstützung. Der Galerie Beck & Eggeling danke ich für die gute Zusammenarbeit. Herrn Ministerialrat Dr. Horst Claussen beim Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien danke ich sehr herzlich für seinen Einsatz und für seinen Optimismus.

PETER BUSMANN

MAGDALENA ABAKANOWICZ:  
MITGLIED DES ORDENS POUR LE MÉRITE  
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

---

Ich möchte über den Menschen Magdalena Abakanowicz sprechen und über das, was die Künstlerin und ihr Werk für Polen in der schwersten Zeit seiner Geschichte bedeutet hat.

Sie war Repressalien ausgesetzt, wie sie in Polen unter dem Nazi-terror und in der Nachkriegszeit alle selbständig denkenden und handelnden Menschen, vor allem aber Künstler erdulden mußten.

Sie leistete einen entscheidenden Beitrag dazu, daß Polen auch in dunklen Zeiten den Anschluß an das Kontinuum der europäischen Kunst nicht verloren hat.

Ich mache jetzt einen Sprung zurück in die Zeit vor dem furchtbaren Krieg und beginne mit einer Assoziation: Als Kind zog Magdalena Abakanowicz mit einem Stock Linien in die Erde, auf dem Lande, dort wo sie aufwuchs, 120 km östlich von Warschau.

Die Assoziation: Der Maler El Greco wurde als Kind in einem kretischen Gebirgsdorf von einem venezianischen Kaufmann entdeckt, als er mit einem Stock Figuren in das Erdreich zeichnete. – In beiden Fällen haben wir es mit dem Phänomen zu tun, daß in jedem zum Künstler geborenen Menschen seine inneren Bilder nach Ausdruck drängen.

El Greco begann schon in jungen Jahren eine glänzende Karriere in Venedig und später in Spanien. Ganz anders bei Magdalena Abakanowicz. Zwar entstammt sie einer angesehenen Familie, deren Wurzeln bis ins Mittelalter verfolgt werden können, gefördert aber wurden von der Familie in ihrer Generation nur deren männliche Sprößlinge. Es ist überliefert, daß bei einer Nikolausfeier ihr sehnlichster kindlicher Wunsch war, in einen Jungen verwandelt zu werden.

Daß sich ihre künstlerische Begabung trotzdem voll entfalten konnte, verdankt sie in erster Linie ihrer bis heute unerschöpflichen Energie und natürlich – wie könnte es anders sein – auch dem Glück der Tüchtigen.

Erschwert wurde ihre Entwicklung noch dadurch, daß sie ihre Jugend unter den wachsamen Augen des kommunistischen Regimes zubringen mußte, das wie alle totalitären Regime individuelle und damit zwangsläufig kritische Aktivitäten unterdrückte. Schwankend zwischen Architektur und bildender Kunst entschied sie sich für letztere und studierte an der Kunstschule in Gdunia.

Tagsüber arbeitete sie hart, um Geld zu verdienen, nachts ging sie in die leeren Ateliers der Kunstschule und arbeitete dort weiter, übte sich in ihrer Kunst.

Natürlich registrierte sie, was im Westen passierte, und so wurde sie u.a. von der Kunst Barnett Newmans und dessen kleinformatigen Aquarellen und Gouachen angeregt, und sie hatte Glück: Gefördert von der Künstlervereinigung, der sie inzwischen angehörte, konnte sie nach Italien reisen. Das war 1957. In diese Zeit fällt auch etwa ihre Entscheidung, die Vergangenheit – auch im künstlerischen Sinne – hinter sich zu lassen, ein Bruch, ähnlich radikal wie der Bruch zwischen Nachkriegspolen und der früheren Geschichte ihres Heimatlandes.

Bezeichnend für diese Entwicklung war eine abstrakte Stahlskulptur, die sie in Elbing mit der Hilfe von Stahlarbeitern bauen konnte. Dort war es auch, wo sie ihren Horizont erweiterte, indem sie mit Stadtplanern, Soziologen, Psychologen, Architekten und Theaterleuten, u.a. mit Grotowski, zusammenarbeitete.

Als ein weiterer Glücksfall kann angesehen werden, daß Maria Laskiewicz auf sie aufmerksam wurde und die Künstlerin auf eine Liste für die Biennale für Textilkunst in Lausanne setzte. Durch diesen Erfolg erschloß sich ihr dieses wunderbare Medium. Indem sie an der Tradition der großen polnischen Tapiserie im wahrsten Sinne des Wortes anknüpfte, verwandelte sie diese im Sinne einer »arte povera«, arbeitete mit den einfachsten natürlichen Materialien wie Hanf, Sisalstricken, Roßhaaren und Baumrinden. Die Kunstwerke, die so entstanden und die oft etwas geheimnisvoll Hüllenartiges an sich haben, wurden bald unter dem Namen *Abakans* berühmt.

Magdalena Abakanowicz hatte ihren ganz persönlichen Stil gefunden. Rückblickend möchte man sagen, daß dies in einer Art vom Regime übersehener kultureller Nische geschah.

Ihr Renommee war inzwischen so groß geworden, daß man sie 1975 anstandslos nach São Paulo reisen ließ, um die goldene Medaille auf der Biennale entgegenzunehmen.

Bald begann man sie nachzuzahlen, sie reagierte allerdings sehr empfindlich auf die damit einhergehende Tendenz zum Kunstgewerblichen ihrer Nachahmer. »Wiederholung steht im Gegensatz zur geistigen vorwärtsgerichteten Entwicklung« sagte sie, »sie steht jeder Imagination im Wege«.

Folgerichtig entwickelte Magdalena Abakanowicz ihre skulpturalen Fähigkeiten mit anderen Materialien, jedoch immer in deutlicher Beziehung zu den Erfahrungen mit stoffgeformten Körpern, meist mit harten und zersprungenen Oberflächen, wie sie in der Natur vorkommen.

Diese großartigen Artefakte, die auch durch ihre monochrome Farbgebung bestechen, sind mittlerweile in allen bedeutenden Museen und Sammlungen der Welt zu bewundern.

In ihrer Kindheit, aber auch als Studentin und reife Frau mußte sie immer wieder Zeuge werden, wie das Bild des Menschen geschändet wurde, besonders einschneidend beim Einmarsch der Russen in Prag, im Jahre 1968.

Dieses Leiden der Menschheit ist an ihren Werken immer wieder ablesbar. Oft sind es Körper ohne weiblichen oder männlichen Be-

zug, sozusagen androgyn, manchmal nur geschundene Rücken, die in großer Zahl aneinandergereiht – wie im Kölner Museum Ludwig – dem Betrachter schier den Atem nehmen.

Bis heute beschäftigt sie das Phänomen der menschlichen Destruktivität, in ihren Augen das schlimmste Ergebnis des Sündenfalls. »War der Sündenfall ein Fehler der doch sonst unfehlbaren Logik der Natur oder der Willensakt einer unbekanntten Macht?« So fragt sich die Künstlerin.

Von ihrer Kunst sagt sie, sie sei frei davon, jedwede Art von Doktrin zu verherrlichen, jedwede Religion, jedwedes Individuum. Die Arbeit ist für sie kein formales ästhetisches Experiment, sondern immer Interpretation der Wirklichkeit. So überträgt sie ihre Erfahrung existentieller Probleme, indem sie diese in Formen bringt und diese wiederum in den Raum stellt.

Solche Formen können wir beispielsweise in Jerusalem sehen, *Negev* hat sie sie genannt mit allen historischen und von Leid erfüllten Assoziationen, die sich beim Hören dieses Namens und bei der Betrachtung der Skulpturen einstellen.

Obwohl Magdalena Abakanowicz niemals Menschen abbildete, bleibt es nicht aus, daß man sich beim Betrachten und Betasten ihrer Skulpturen – seien sie groß oder klein, seien sie aus Holz oder aus Metall oder Textilien, seien sie einzeln oder in massenhafter Aneinanderreihung aufgestellt, hingelegt oder aufgehängt – mit sich selbst konfrontiert sieht, mit seinem Menschsein, besonders auch mit dem ungeheuren Leidensweg der Menschheit.

Damit trifft Magdalena Abakanowicz einen Nerv unserer Zeit. Sie versteht es, die Menschen anzurühren, wofür die weltweite Präsenz ihrer Arbeiten deutlich sichtbares Zeichen ist. Es ist für uns eine große Freude, in diesem Katalog nicht nur die in Düsseldorf gezeigten Werke von Magdalena Abakanowicz zu zeigen, sondern auch die internationale Anerkennung zu würdigen, die sie und ihr Werk gefunden haben.

DIRK ELBERS

WENN RIESEN ZU TANZEN SICH TRAUEN

---

Wer greift schon der Wirklichkeit vor, um einen Tanz von Giganten in voller Rüstung erscheinen zu lassen? Nicht minder kühn, als gegen Windmühlen zu fechten, nimmt sich das aus. Beide Aktionen zählen zu den erstaunlichen Auswüchsen jenes kreativen Dranges, das Wirkliche mutig um ein Stück phantastischer Möglichkeit voranzutreiben.

Künstler lassen auf eine besondere Weise geschehen, wovon wir anderen nicht einmal zu träumen wagen.

Noble Recken aus König Arthus' Tafelrunde stellt Magdalena Abakanowicz ins Innere des Ehrenhofensembles auf den Turnierplatz. Gleich dreimal ist Gawaine vertreten. Andere aus der Heroenrunde – wie Lancelot, Percival, Galahad und Wizard – geben sich zweifach die Ehre. Bizarr ihr Erscheinen. Ganzkörpermasken. Hermetisch verschlossen, verkörpern die Hohlformen ein völlig ummanteltes Mysterium. Ohne Gelenke kommen die Giganten aus und stecken doch voller Schwung und Dynamik. Hoch schießen sie auf, Arme werfend breit und seltsam flach gleichen sie gigantischen Seesternen. Zwergenhaft klein dagegen die Gruppe der Bambini. Eine Armee von kopf- und armlosen Vorderhälften mit nur 109 cm Gar-

demaß. Wie ein Schwall von Schildknappen treten sie neben den Ritterriesen in Erscheinung und sind von ganz eigener Art in Material, Form und Gestaltung.

Drachenähnliche Stahlvögel und wuchtige Gebilde, die modernen Kampfjets ähneln, gesellen sich zur phantastischen Truppe, die Magdalena Abakanowicz zu einer eigenwilligen Choreographie Aufstellung nehmen läßt. Bereit zu tanzen, warten sie gebannt auf den Blick der Zuschauer, der sie in Bewegung versetzt und die angehaltene Szene individuell weiterlaufen läßt. Unweigerlich zieht die Formation den Betrachter ins Geschehen und weckt in ihm die Empfindung, bei der Geburt einer höchst erstaunlichen Wirklichkeit dabei-zusein.

Schön ist es dann, wenn die Riesen zu tanzen sich trauen.

## DRITTER TEIL

### PROJEKTE DES ORDENS\*

\* Die Beiträge zu dem Öffentlichen Symposium des Ordens im Gedenken an die Ordensmitglieder Alexander von Humboldt und Charles Darwin erscheinen in dem Band »Zwei Revolutionäre: Alexander von Humboldt und Charles Darwin«, Göttingen 2010.

Für die Beiträge von Herbert Giersch: *Der Sachverständigenrat zur Begutachtung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung*, von Rolf Zinkernagel: *Der Europäische Forschungsrat*, von Ernst-Joachim Mestmäcker: *Einzelberatung der Europäischen Kommission*, von Horst Albach: *Die Regierungskommission »Bundesbahn«* liegen keine ausgearbeiteten Beiträge vor.



# I. BESTÄNDIGKEIT UND VERGÄNGLICHKEIT VON RUHM



## 1. WISSENSCHAFTLER



HERMANN HAKEN

DER PHYSIKER UND MATHEMATIKER  
HENDRIK ANTOON LORENTZ

---

Vor 100 Jahren wurde der niederländische Physiker und Mathematiker Hendrik Antoon Lorentz (1853-1928) als Nachfolger von Lord Kelvin in den Orden *Pour le mérite* aufgenommen.

In Arnheim geboren, studierte er an der Universität Leiden Mathematik und Physik und übte dann eine Lehrtätigkeit am Abendgymnasium Arnheim aus, wo er sich autodidaktisch weiterbildete. 1875 erfolgte die Promotion, 1878 folgte er dem Ruf auf den ersten niederländischen Lehrstuhl für theoretische Physik an der Universität Leiden. 1902 erhielt er den Nobelpreis für Physik.

Ausgangspunkt der Arbeiten von Lorentz war die von James Clerk Maxwell (1831-1879) entwickelte Theorie des Elektromagnetismus. Dort hatte Maxwell gezeigt, wie ein sich zeitlich änderndes elektrisches Feld ein magnetisches Feld und umgekehrt ein sich zeitlich änderndes magnetisches Feld ein elektrisches Feld hervorrufen. Aufgrund dieses Wechselspiels entstehen elektromagnetische Wellen, wobei Maxwell insbesondere fand, daß Licht eine elektromagnetische Erscheinung ist und sich die Lichtgeschwindigkeit  $c$  im Vakuum aus elektrischen und magnetischen Konstanten herleiten läßt. In Analogie zu Wasserwellen nahm er an, daß als Träger der Licht-

wellen der Äther fungiert. Bei der Ausbreitung von Licht in transparenten Medien, wie Wasser, Glas etc., ändert sich die Lichtgeschwindigkeit  $v$  gemäß der Formel  $v = \frac{c}{n}$ , wobei  $n$  der sogenannte Brechungsindex ist. In seiner Dissertation (1875) über die Theorie der Reflexion und Brechung des Lichts konnte Lorentz die Reflexions- und Brechungsgesetze auf Grundlage der Maxwell'schen Theorie herleiten. Die Dissertation erschien auf holländisch, wurde in 100 Exemplaren gedruckt und ist, dies sei noch der Kuriosität halber angemerkt, zur Zeit für 6.600 € antiquarisch erhältlich.

1892 entwickelte er eine modellhafte Theorie der elektrischen Leitfähigkeit und der magnetischen Eigenschaften von Metallen. Hierzu nahm er an, daß sich kleine elektrisch geladene Teilchen, nämlich die Elektronen, in Metallen bewegen und so den elektrischen Strom tragen. Durch Streuung der Elektronen an den Atomen kommt es dann zu einer endlichen Leitfähigkeit. Lorentz wurde so zum Vater der Elektronentheorie der Metalle.

1878 entwickelte dann Lorentz die Theorie der Ausbreitung elektromagnetischer Wellen in Medien, wobei das Ziel war, den zuvor phänologisch eingeführten Brechungsindex  $n$  näher herzuleiten. Das Modell wird übrigens auch noch heute in der Kursvorlesung Theoretische Physik gebracht. Lorentz stellte sich dazu vor, daß das Medium aus Atomen besteht, in denen elastisch gebundene Elektronen, wie bei einer Feder, hin und her schwingen können. Trifft nun eine Lichtwelle auf das Medium, so läßt diese die Elektronen hin und her schwingen. Umgekehrt strahlen schwingende Ladungen elektromagnetische Wellen ab, wie Heinrich Hertz (1857-1894) im Jahre 1887 nachgewiesen hatte. Die von den schwingenden Elektronen abgestrahlten Wellen überlagern sich mit der ankommenden Welle. Als Resultat entsteht, wie Lorentz zeigen konnte, eine neue, langsamere Welle mit der Geschwindigkeit  $v = \frac{c}{n}$ , wobei also die Theorie des Brechungsindex  $n$  gelungen war. Heutzutage werden diese Erscheinungen mit Hilfe der Quantentheorie behandelt, wobei die Elektronen sich aber so verhalten, als wären sie elastisch gebundene Teilchen.

Eine erstmalige Erklärung des Michelson-Versuchs (1881/87) gelang Lorentz 1892 – eine weitere Pionierleistung. Ausgangspunkt

des Michelson-Versuchs war die Überlegung, daß man mit Hilfe des Lichts die Bewegung der Erde gegenüber dem als ruhend angenommenen Äther messen könnte. Um die entsprechenden Überlegungen zu veranschaulichen, stellen wir uns einen Modellversuch vor. Wir stehen am Ufer eines Kanals, auf dem sich ein Schiff bewegt, auf dem wiederum ein Passagier in Richtung der Schiffsbewegung läuft. Dann addieren sich, von uns aus gesehen, die Geschwindigkeiten des Schiffes und des Passagiers. Läuft der Passagier aber quer zum Schiff, so kommt eine kleinere Geschwindigkeit uns Beobachtern gegenüber zustande. Identifizieren wir nun das Ufer als den Äther, das Schiff als Erde und die Bewegung des Passagiers als die Bewegung des Lichts, so müssen wir erwarten, daß die Lichtgeschwindigkeit auf der Erde, die sich gegenüber dem Äther bewegt, unterschiedlich ist, je nachdem, ob sich das Licht in Richtung der Erdbewegung oder senkrecht dazu ausbreitet. Mit einer raffinierten Spiegelanordnung sollten diese beiden Lichtwellen nun überlagert werden, wobei sich wegen der verschiedenen Lichtgeschwindigkeiten ein sogenanntes Interferenzmuster, d.h. dunkle und helle Streifen auf einem Schirm, ergeben sollten. Dies trat aber nicht ein. Die Lichtgeschwindigkeit mußte unabhängig von der Bewegungsrichtung der Erde sein. Als Konsequenz ergab sich, daß die Lichtgeschwindigkeit im bewegten System (vergleiche Schiff!) genauso groß sein sollte wie im ruhenden System (Ufer!). Ich kann es mir hier nicht versagen, die Schritte, die zur Lorentz-Transformation führten, mathematisch wiederzugeben. Wird die in der Zeit  $t$  zurückgelegte Wegstrecke mit  $x$  bezeichnet und ist  $c$  die Ausbreitungsgeschwindigkeit, so gilt die Gleichung:  $x^2 - c^2 t^2 = 0$  (1). Im bewegten System, das mit den Größen  $x'$ ,  $t'$  gekennzeichnet ist, soll nun die gleiche Gleichung gelten, nämlich  $x'^2 - c^2 t'^2 = 0$  (2). Nach der Forderung der Lorentz-Invarianz soll beim Übergang von  $x, t$  nach  $x', t'$  die gleiche Form erhalten bleiben. Die Frage entsteht, welche Transformation von  $x, t$  nach  $x', t'$  dies leistet. Wendet man die von der Mechanik her geläufige Transformationsformel, die sogenannte Galilei-Transformationsformel, an, so müßte gelten  $x' = x - v \cdot t$ . Diese führt aber *nicht* von dem Ausbreitungsgesetz (1) zum Gesetz (2). Lorentz erweiterte daher die Galilei-Trans-

formation auf  $x' = (x - v \cdot t)$  mal einer Konstanten  $K$  und einer weiteren Beziehung für die Zeiten  $t', t$ . Aus der Forderung der Invarianz gelang es Lorentz, nicht nur diese Konstante  $K$  zu bestimmen, sondern auch die gesamten Transformationsgleichungen herzuleiten. Für den an der mathematischen und physikalischen Historie interessierten Leser sei diese berühmte Lorentz-Transformation angegeben.

$$x' = (x - v) / \sqrt{1 - v^2 / c^2}$$

$$t' = (t - vx / c^2) / \sqrt{1 - v^2 / c^2}$$

Aufgrund dieser Transformation läßt sich zeigen, daß bewegte Uhren langsamer gehen und bewegte Längen kürzer erscheinen. Für Lorentz waren  $x'$  und  $t'$  reine Rechengrößen. Einstein (1879-1955) hingegen erkannte, daß diese echte physikalische Größen sind, was für unsere Naturerkenntnis einen fundamentalen Durchbruch bedeutete. Die auf der Lorentz-Transformation beruhende Relativitätstheorie wurde ursprünglich Lorentz-Einsteinsche Theorie genannt, später hat sich dann die Bezeichnung Einsteinsche Relativitätstheorie durchgesetzt. Eine weitere wichtige auf Lorentz zurückgehende Erkenntnis ist die nach ihm benannte Lorentzkraft. Bewegt sich ein elektrisch geladenes Teilchen in einem Magnetfeld, so wird es in seiner Bewegung abgelenkt.

1902 erhielt Lorentz, gemeinsam mit Pieter Zeeman, den Nobelpreis für Physik für die Deutung des Zeeman-Effekts. Bringt man Natriumdampf in den Spalt zwischen dem Nord- und dem Südpol eines Magneten, so wird das ausgestrahlte Licht, das ohne Magnetfeld als eine Spektrallinie erscheint, in drei Linien aufgespalten. Zeeman konnte an der Nobelpreis-Zeremonie wegen Erkrankung nicht teilnehmen.

Zur Erklärung nahm Lorentz, wie schon früher bei der Erklärung des Brechungsindex, an, daß negativ geladene Elektronen, wie an Federn gebunden, im Atom schwingen können, wobei das Magnetfeld die Elektronenbahnen beeinflußt. In seiner Nobelrede sagte Lorentz in prophetischer Weise: »The latter (das Atom) is a composite structure, which can contain many electrons, some fixed; perhaps

it bears electrical charges which are not concentrated at single points, but *distributed in some other way*«. Dies ist genau das Bild, das die moderne Quantentheorie mit Hilfe von Wahrscheinlichkeitsverteilungen der Ladungsdichte des Elektrons entwirft.

In meinen Darlegungen konnte ich von den vielen wichtigen Arbeiten von Lorentz nur einige wenige besonders herausragende Leistungen darstellen. Abschließend sei noch als weitere große Leistung von Lorentz seine Planung für die Trockenlegung der Zuidersee erwähnt.

### *Anhang*

Es ist sicher von allgemeinem Interesse, der Frage nachzugehen, wie zur Zeit von Lorentz das Auswahlverfahren zur Aufnahme eines neuen Mitglieds in den Orden vor sich ging. Ich stütze mich hier auf Urkunden aus dem Geheimen Preußischen Staatsarchiv. Nr. 158 enthält die Mitteilung, daß Lord Kelvin verstorben ist und Neuwahl erforderlich ist, Nr. 159, die Kopie des Schreibens von Kaiser Wilhelm, an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten mit der Anweisung, den Ordenskanzler aufzufordern, die erforderliche Wahl zu veranlassen. Laut Blatt 181 teilt das Ministerium dem Kaiser und König mit, daß die Akademie der Wissenschaften (gemeint ist hier die preußische Akademie) veranlaßt worden sei, drei Gelehrten desselben Faches, dem Lord Kelvin angehörte, der Physik oder aus verwandten Gebieten der Wissenschaft, in Vorschlag zu bringen. An erster Stelle wurden genannt: der Professor der Physik an der Universität Leyden, Hendrik Antoon Lorentz, an zweiter Stelle der Professor der Physik an der Universität Amsterdam, van der Waals, an dritter Stelle der Professor der Physik an der Ecole Polytechnique in Paris, Henri Becquerel. Laut Blatt 185 wird dem Kaiser mitgeteilt, daß die Akademie an erster Stelle den Professor der Physik an der Universität Leyden, Hendrik Antoon Lorentz, gewählt hat. Nach Zwischenschritten, in die das Auswärtige Amt eingeschaltet war (Blätter 187 und 196), erfolgte dann am 14. Mai 1908 der Erlaß von Kaiser Wilhelm, Hendrik Antoon Lorentz in den Orden aufzunehmen (Urkunde 197).



## WOLFGANG GEROK

ERNST HEINRICH WEBER 1795 – 1878

---

In der Reihe der Referate über frühere Mitglieder des Ordens berichte ich über Ernst Heinrich Weber, Professor für Anatomie und Physiologie an der Universität Leipzig, der vor 150 Jahren in den Orden »Pour le mérite für Wissenschaften und Künste« aufgenommen wurde (Abb. 1).

Im Geheimen Preußischen Staatsarchiv fanden sich keine Akten, in denen die Diskussionen, die dieser Wahl vorausgingen, dokumentiert sind. Lediglich ein Briefentwurf des damaligen Ordenskanzlers Alexander von Humboldt an den Prinzregenten von Preußen ist erhalten. Darin teilt der Ordenskanzler das Ergebnis der Wahl durch das Ordenskapitel für die Aufnahme von Ernst Heinrich Weber mit (Abb. 2). Es war eine sehr knappe Mehrheit: Von 21 wahlberechtigten Mitgliedern des Ordens stimmten 12 für die Aufnahme. Sie fand am 27. Januar 1859 statt.

Ich werde zunächst in einer Kurzfassung das berufliche Curriculum von Ernst Heinrich Weber darstellen, dann in einem zweiten Abschnitt über seine wissenschaftlichen Arbeiten auf dem Gebiet der Sinnesphysiologie berichten. Der dritte Abschnitt wird sich mit der

Bedeutung der Weberschen wissenschaftlichen Arbeiten für Biologie und Medizin im 19. und 20. Jahrhundert befassen.

*Kurzes Curriculum vitae von Ernst Heinrich Weber*

Ernst Heinrich Weber wurde am 24. Januar 1795 in Wittenberg geboren. Sein Vater, Michael Weber, war Professor der Theologie an der dortigen Universität. Ernst Heinrich war das dritte von 13 Kindern. Bereits während der Schulzeit an der Fürstenschule in Meißen, einem humanistischen Gymnasium, wurde das Interesse von Ernst Heinrich Weber für die Naturwissenschaften und Medizin durch einen Physikprofessor der Universität Wittenberg, der im Haus der Eltern verkehrte, geweckt. 1811 hat er das Studium der Medizin an der Universität Wittenberg begonnen. Als im Verlauf der Freiheitskriege Wittenberg von Preußen erobert und die dortige Universität geschlossen wurde, hat Weber das Studium in Leipzig fortgesetzt. Nach der Promotion 1815 im Alter von 20 Jahren war er zwei Jahre Assistenzarzt an der Universitätsklinik in Leipzig. 1817 hat er sich mit einer Arbeit auf dem Gebiet der vergleichenden Anatomie habilitiert, wurde 2 Jahre später, mit 24 Jahren, o. Professor für Anatomie und 1840 auch für Physiologie an der Universität Leipzig. Hier sind seine wichtigen sinnesphysiologischen Arbeiten, gemeinsam mit dem Professor der Psychologie und Physik, Gustav Theodor Fechner (1801-1887), entstanden. Ernst Heinrich Weber lebte bis zu seinem Tod im Jahr 1878 in Leipzig. Er wurde 1871 Ehrenbürger dieser Stadt. Heute trägt ein Gymnasium in Leipzig seinen Namen.

Nach den publizierten Erinnerungen eines ehemaligen Medizinstudenten in Leipzig war Weber ein begeisterter und begeisternder Lehrer, der vor allem auf die Darstellung der physikalischen Grundlagen biologischer Vorgänge großen Wert legte und ein experimentelles Praktikum in die Ausbildung der Studenten einführte. Ein Problem der Vorlesung war nach der Erinnerung des Studenten, daß sie im Sommersemester um 6 Uhr morgens, im Winter um 7 Uhr begann.

Für die berufliche und wissenschaftliche Entwicklung von Ernst Heinrich Weber war sein neun Jahre jüngerer Bruder Wilhelm Eduard Weber (1804-1887) von besonderer Bedeutung. Der Bruder hat Physik in Wittenberg studiert und wurde 1831 (mit 27 Jahren) nach Göttingen berufen (Abb. 3). Ein Dokument der Zusammenarbeit der beiden Brüder ist ihre gemeinsame Publikation von 1825 mit dem Titel »Wellenlehre auf Experimente gegründet«, in der die Wellenbewegungen in Flüssigkeiten untersucht und die Ergebnisse auf Schallwellen übertragen wurden.

Wilhelm Eduard Weber stand in engem wissenschaftlichem Austausch und war befreundet mit Carl Friedrich Gauß. Gemeinsam haben die beiden den ersten elektromagnetischen Telegraphen entwickelt und in Göttingen installiert.

Wilhelm Eduard Weber gehörte zu den »Göttinger Sieben«, die 1837 aus Protest die Universität verließen. Er war ab 1843 Professor der Physik in Leipzig. 1849 kehrte er nach Göttingen zurück. 1864, fünf Jahre nach seinem Bruder, wurde er in den Orden »Pour le mérite für Wissenschaften und Künste« aufgenommen. Es ist der seltene Fall, daß zwei Brüder gleichzeitig dem Orden angehörten.

### *Zum wissenschaftlichen Werk von Ernst Heinrich Weber*

Die wissenschaftlichen Arbeiten von Ernst Heinrich Weber befassen sich anfangs überwiegend mit anatomischen Fragen – Fragen nach dem Aufbau und der Struktur von Organen des Menschen und verschiedener Tierspezies. Nach einigen Jahren beschäftigte er sich nahezu ausschließlich mit physiologischen Problemen, d.h. Problemen der Organfunktionen. Auch Arbeiten über Krankheiten des Menschen hat er publiziert. Die meisten seiner Arbeiten sind in Latein abgefaßt; nicht in einem vulgären Medizinerlatein, sondern – nach dem Urteil von Altphilologen und Latinisten – in einem nach Wortwahl und Grammatik nahezu makellosen Humanistenlatein.

Viele seiner Arbeiten sind heute nicht mehr relevant, weil ihre Er-

gebnisse in den folgenden Jahrzehnten durch Arbeiten auf neuer Wissensbasis und mit Anwendung neuer Methoden überholt wurden. Bleibende Bedeutung haben hingegen die Arbeiten von Ernst Heinrich Weber zur Sinnesphysiologie. Die grundlegende Frage, von der er ausging, war: Gibt es – und, wenn ja, welche – gesetzmäßige Beziehungen zwischen der Stärke eines physikalischen Reizes, der auf ein Sinnesorgan trifft, und der dadurch hervorgerufenen psychischen Intensität der Empfindung?

Weber hat gemeinsam mit seinem bereits erwähnten Leipziger Kollegen Gustav Theodor Fechner diese Beziehung in einer mathematischen Gleichung formuliert, dem *Weber-Fechnerschen Gesetz*.

Um die Ergebnisse und die Bedeutung der Weber-Fechnerschen Arbeiten auch für die Nicht-Experten auf diesem Gebiet zu erklären, ist ein kurzer *Exkurs über die allgemeine Sinnesphysiologie* erforderlich (Abb. 4).

Wenn ein physikalischer oder chemischer Reiz auf den Organismus trifft, ist erste Voraussetzung seiner Wahrnehmung, daß er durch den sog. reizleitenden Apparat zu den für den Reiz spezifischen Rezeptorzellen (»Rezeptoren« oder »Sensoren«) geleitet wird. Reizmodalitäten, für die wir keine spezifischen Rezeptoren besitzen, können keine Empfindung und Wahrnehmung auslösen. Der Mensch besitzt z.B. keine Rezeptoren für Ultraschall wie die Fledermäuse, die dadurch bei nächtlichem Flug Hindernisse und Ziele wahrnehmen können; er besitzt auch keine Rezeptoren für Infrarotstrahlung wie einige Schlangen oder für elektrische Felder wie manche Fische. Andererseits ist eine Folge der spezifischen Antwort der Rezeptoren, daß eine inadäquate Reizung eine inadäquate Empfindung auslösen kann. Ein heftiger Schlag auf den Kopf kann z.B. visuelle Erscheinungen (»Sternchensehen«) verursachen, wenn durch die vom Schlag verursachte Erschütterung die Rezeptoren im Auge inadäquat gereizt werden.

Eine Reizung der Rezeptorzelle führt zu einer Änderung ihres elektrischen Potentials: Der externe Reiz wird in ein internes Signal mit

anderer physikalischer Qualität und Dimension als der Reiz umgewandelt. Das Signal wird dann über Nervenbahnen, codiert in sog. Aktionspotentialen, über verschiedene Schaltstellen (Synapsen) zum Gehirn geleitet und hier durch Selektion, Verstärkung und Vergleich mit früheren Empfindungen verarbeitet. Die evaluierte Information kann über vom Gehirn ausgehende Nervenbahnen unbewußte Reaktionen auslösen oder nach Fortleitung zu bestimmten Gehirnregionen bewußt wahrgenommen werden. Die komplizierten Reaktionen in dieser Abfolge erreichen einen noch höheren Grad der Komplexität, weil die Vorgänge im Gehirn in einer Rückkoppelung die Informationsverarbeitung, aber auch die Funktion des reizleitenden Apparates und der Rezeptoren beeinflussen können.

Diese schematische Darstellung soll *exemplarisch am Gehörsinn*, mit dem sich E.H. Weber eingehend befaßt hat, erläutert werden (Abb. 5 und 6).

Der adäquate Reiz sind bekanntlich die durch die Luft übertragenen Schallwellen, d.h. Druckschwankungen der Luft, die durch Frequenz und Schalldruck charakterisiert sind. Der reizleitende Apparat ist das äußere Ohr und das Mittelohr. Die Schallwellen treffen zuerst auf das Trommelfell, eine zarte Membran, die den äußeren Gehörgang abschließt und durch die Schallwellen in Schwingung gerät. Durch drei Gehörknöchelchen im Mittelohr werden die Schwingungen auf eine weitere Membran zwischen Mittel- und Innenohr übertragen.

Das Innenohr ist das eigentliche Hörorgan, gebildet von einem schlauchförmigen Gebilde, das in Längsrichtung in drei Kammern unterteilt und zu einer Schnecke (Cochlea) aufgewickelt ist. Die drei Kammern sind mit Flüssigkeit gefüllt. Schwingungen der Membran an der Grenze zwischen Mittel- und Innenohr erzeugen Flüssigkeitswellen im oberen Kanal.

Die Druckschwankungen übertragen sich auf die Flüssigkeit im mittleren Kanal (Endolymphe) und werden hier von den Rezeptorzellen registriert. Dies geschieht durch haarförmige Ausläufer

(Stereocilien), die in die Flüssigkeit hineinragen und eine darüberliegende Membran (Tektorialmembran) berühren (Cortisches Organ). Durch die von den Schallwellen ausgelösten Druckschwankungen in der Flüssigkeit kommt es zu einer Auf- und Abwärtsbewegung der Rezeptorzellen und zum Abbiegen der Stereocilien. Diese minimale Bewegung ist der Reiz zur Erregung der Sinneszellen: Ionenkanäle werden geöffnet, eine Potentialänderung resultiert, und Neurotransmitter bewirken, daß die Erregung über die Gehörnerven zu den entsprechenden Gehirnarealen geleitet wird (Abb. 7).

Um 1830, als Ernst Heinrich Weber seine Arbeiten zur Sinnesphysiologie begann, waren in diesem System nur der strukturelle Aufbau des reizleitenden Apparates und in groben Zügen die Struktur des Innenohrs bekannt. Alles übrige war eine »black box«, deren Rätsel nach Meinung von Ernst Heinrich Weber noch lange ungeklärt bleiben werden. Um so mehr ist sein Mut zu bewundern, nach gesetzmäßigen Beziehungen zwischen einem äußeren Reiz und der durch ihn ausgelösten Intensität der Empfindung zu suchen.

Wie häufig in der Forschung kann ein Problem nicht unmittelbar bearbeitet werden, sondern erst nach Klärung von Vorfragen. Für Weber lautete diese Vorfrage: Wie groß muß der Unterschied in der Stärke zweier Reize mindestens sein, damit sie als verschieden stark wahrgenommen werden? Diese gerade noch wahrnehmbare Differenz von Reizstärken wird in der Fachterminologie als »jnd« (»just noticeable difference«) oder als Differenzlimen ( $\Delta R$ ) eines bestimmten Reizes bezeichnet.

Weber fand, daß zwischen dem Differenzlimen  $\Delta R$  und der Stärke des Reizes ( $R$ ) eine lineare Beziehung besteht (Abb. 8):

$$\Delta R/R = k$$

Je größer die Reizstärke ( $R$ ) ist, um so größer muß das Differenzlimen sein, damit der Unterschied der Reizstärken wahrnehmbar ist. Diese Gesetzmäßigkeit – spätere Bezeichnung »Webersches Gesetz« – gilt, wie Weber gezeigt hat, für qualitativ verschiedene Reize; sie unterscheiden sich lediglich durch die Konstante  $k$ . Je größer  $k$ , desto größer ist die gerade wahrnehmbare Differenz der Stärke zweier Reize. So hat z.B.  $k$  für Lichtreize den Wert 0,01, für Ge-

schmacksreize den Wert 0,1, Geschmacksreize müssen sich somit stärker verändern als Lichtreize, damit die Veränderung gerade noch wahrgenommen werden kann.

Nach Klärung dieser Vorfrage wurde von Weber gemeinsam mit Gustav Theodor Fechner die umfassendere Frage nach der Beziehung zwischen Reizstärke und der dadurch bedingten Empfindungsintensität bearbeitet. Sie postulierten, daß

1. zum Überschreiten der Schwelle zur Empfindung eines Reizes, der »absoluten Reizschwelle«, das Differenzlimen der Reizstärke erreicht sein muß,
2. daß die dem Differenzlimen entsprechende Empfindungsintensität das kleinstmögliche Quantum wahrnehmbarer Empfindung eines Reizes ist und
3. sich die Größe der Empfindungsintensität aus der Summe dieser kleinsten Empfindungsquanten ergibt.

Nach dem Weberschen Gesetz muß bei zunehmender Reizstärke  $R$  das Differenzlimen  $\Delta R$  proportional zunehmen, um das dem Differenzlimen entsprechende kleinstmögliche Quantum der Empfindungsintensität zu realisieren. Was in der graphischen Darstellung gezeigt ist, läßt sich auch mathematisch ableiten: Die Empfindungsintensität ist eine Funktion des natürlichen Logarithmus der Reizstärke (Abb. 9). Diese Beziehung, deren Gültigkeit für qualitativ verschiedene Reize nachgewiesen wurde, wird als Weber-Fechnersches Gesetz bezeichnet, und die Entdecker werden als »Väter einer Psychophysik« apostrophiert.

Das Weber-Fechnersche Gesetz wurde u.a. durch ein Verfahren bestätigt, das von Astronomen über Jahrhunderte angewandt wurde: die Klassifizierung von Sternen nach ihrer mit dem Auge wahrnehmbaren Helligkeit. Etwa 150 v. Chr. hat der griechische Astronom Hipparchos eine Skala zur vergleichenden Bewertung der Helligkeit von Sternen eingeführt: Die hellsten Sterne bilden die Klasse 1, die nächsthelleren die Klasse 2 bis zu den Sternen der Klasse 6, die mit bloßem Auge gerade noch erkennbar sind. Diese Skala

wurde mit geringen Modifikationen von den Astronomen über viele Jahrhunderte bis zur Einführung der photometrischen Helligkeitsbestimmung von Sternen angewandt. Beim Vergleich der visuellen Skalierung mit den photometrisch bestimmten Helligkeiten ergab sich, daß der visuellen Skalierung eine logarithmische Skalierung der photometrisch gemessenen Helligkeitswerte entspricht, wie dies das Weber-Fechnersche Gesetz vorschreibt.

Das Weber-Fechnersche Gesetz erklärt auch unsere alltägliche Erfahrung, daß wir bei großen Unterschieden der Helligkeit, z.B. bei Dämmerung und hellstem Sonnenlicht mit Unterschieden der Stärke der Lichtreize um 10 bis 12 Zehnerpotenzen, die Gegenstände in unserer Umwelt wahrnehmen können.

Mit den von Weber und Fechner vor mehr als 100 Jahren bearbeiteten Problemen haben sich Forscher der nachfolgenden Generationen bis in die jüngste Zeit befaßt. Von ihnen wurde gezeigt, daß bei extrem starken und extrem schwachen Reizen Abweichungen vom Weber-Fechnerschen Gesetz auftreten, dessen Gültigkeit deshalb auf einen Bereich mittlerer Reizintensitäten begrenzt ist.

Im Gegensatz zu Weber und Fechner hat S. Stevens, Sinnesphysiologe an der Harvard University, die Größe der Empfindungsintensität durch sog. intermodulären Intensitätsvergleich direkt bestimmt. Er setzte bei der Versuchsperson einen Standardreiz und wies der dadurch bewirkten Empfindungsintensität einen Zahlenwert, z.B. 10, zu. Die Versuchsperson wurde aufgefordert, die Empfindungsintensität verschieden starker Reize entsprechenden Zahlenwerten zuzuordnen. Er fand, daß die Beziehung zwischen Reizstärke (R) und Empfindungsintensität (E) durch eine Potenzfunktion am besten beschrieben werden kann

$$E = k (R - R_0)^a$$

(k und a sind von der Reizqualität abhängige Konstanten,  $R_0$  entspricht der absoluten Reizschwelle.)

Da die Exponenten  $a$  bei verschiedenen Reizarten sehr klein sind (unter 0,5, häufig unter 0,1), sind die Unterschiede zum Weber-Fechnerschen Gesetz gering. In einem doppelt logarithmischen Koordinatensystem stellt sich die Beziehung zwischen Reizstärke und Empfindungsintensität als Gerade dar, deren Steigung durch die Konstante  $a$  für verschiedene Reizarten bestimmt ist (Abb. 10). Der Vergleich verschiedener Reizarten zeigt, daß z.B. eine Reizung der Wärmerezeptoren bereits bei geringer Zunahme der Reizintensität zu einer starken Zunahme der Empfindungsintensität führt, im Gegensatz zu den Sinnesrezeptoren im Auge, die – wie schon erwähnt – über einen großen Bereich zunehmender Reizintensität nur eine langsam ansteigende Empfindungsintensität induzieren.

### *Bedeutung der wissenschaftlichen Arbeiten von Weber und Fechner*

Weber und Fechner haben als erste die quantitativen Beziehungen zwischen einem von außen kommenden Sinnesreiz und der dadurch verursachten Intensität der Empfindung untersucht und in einem Gesetz in mathematischer Form beschrieben.

Dieses Gesetz gilt, wie Arbeiten der letzten Jahrzehnte gezeigt haben, nicht nur für die Beziehung zwischen physikalischen Sinnesreizen und den ausgelösten Empfindungsintensitäten, sondern auch bei der Einwirkung vieler Pharmaka für die Beziehung zwischen Dosis und der dadurch bewirkten Wirkung des Arzneimittels.

Auch bei Pflanzen ist gezeigt worden, daß zwischen Intensität der Belichtung und dem Wachstum der Pflanze eine Beziehung besteht, die dem Weber-Fechnerschen Gesetz folgt.

Das Weber-Fechnersche Gesetz beschreibt somit eine allgemeine Beziehung zwischen physikalischen oder chemischen Einwirkungen von außen auf lebende Organismen und der dadurch bewirkten Intensität der Folgeaktionen. Seine Bedeutung reicht über die ursprüngliche sinnesphysiologische Fragestellung hinaus.

Um die *wissenschaftshistorische Bedeutung* der Weber-Fechnerschen Arbeiten zu ermessen, muß man sich vergegenwärtigen, daß zu jener Zeit – erste Hälfte des 19. Jahrhunderts – naturphilosophische Betrachtungen und Aussagen auf dem Gebiet der Medizin und Biologie vehement vertreten wurden und eine große Resonanz bei Laien, aber auch in der wissenschaftlichen Welt fanden. So war Friedrich Wilhelm Schelling, ein herausragender Vertreter der Naturphilosophie, wie Weber Mitglied des Ordens.

Die Naturphilosophie jener Zeit ist dadurch charakterisiert, daß sie nicht von Beobachtungen und Beschreibungen der Naturphänomene oder von Experimenten, sondern von einer dogmatisch vertretenen Weltansicht ausgeht, unter die die Erscheinungen subsumiert werden.

Mit den Worten von Schelling:

»Es kommt hauptsächlich auf die Überzeugung an, daß zwischen Empirie und Theorie ein solcher vollkommener Gegensatz ist, daß es kein Drittes geben kann, worin beide zu vereinigen sind, daß also der Begriff einer Erfahrungswissenschaft ein Zwitterbegriff ist, bei dem sich nichts Zusammenhängendes oder überhaupt nichts denken läßt. Was reine Empirie ist, ist nicht Wissenschaft, und umgekehrt, was Wissenschaft ist, ist nicht Empirie.«

Oder an anderer Stelle:

»Von nun an ist zwischen Erfahrung und Spekulation keine Trennung mehr. Das System der Natur ist zugleich das System unseres Geistes.«

Oder:

»Unser Zweck ist eben, Wissenschaft und Empirie wie Seele und Leib zu scheiden, und indem wir in die Wissenschaft nichts aufnehmen, was nicht einer Konstruktion a priori fähig ist, die Empirie von aller Theorie zu entkleiden und ihrer ursprünglichen Nacktheit wiederzugeben.«

(Aus: F. W. Schelling: Erster Entwurf eines Systems der Naturphilosophie. 1799)

Ernst Heinrich Weber folgte entgegengesetzten Prinzipien: Beobachtung und Experiment, kausale oder konditionale Erklärung der Phänomene, Formulieren einer gesetzmäßigen Beziehung in mathematischer Sprache und Überprüfung der Theorie durch weitere Beobachtungen und/oder Experimente.

Aber er war sich auch der Begrenzung der Aussagen aufgrund seiner wissenschaftlichen Arbeiten bewußt, weil dabei viele Phänomene, die unsere Wirklichkeitserfahrung bestimmen, ausgeblendet werden. Er bezeichnete deshalb die Empfindungsintensität, die er bei seinen Versuchen quantitativ erfasste, als »reine Empfindung«.

Wenn daraus eine bewußte und qualitativ differenzierte Empfindung werden soll – Weber nennt es eine »vorgestellte Empfindung« –, bedarf es der Kombination und des Vergleichs mit anderen erinnerten oder unbewußt wahrgenommenen Empfindungen und Erfahrungen. Bewußte Wahrnehmung ist nach E. H. Weber die durch Erfahrung geprägte Empfindung. Weber hat damit – seiner Zeit voraus – die Unterschiede und Grenzen zwischen einer in heutigen Begriffen »objektiven Sinnesphysiologie« und einer »Wahrnehmungspsychologie« erkannt und beschrieben.

Bis zum Verständnis dieser Prozesse jenseits der »reinen Empfindungen« war nach der Auffassung Webers ein weiter Weg der Forschung mit neuen Fragestellungen und methodischen Ansätzen zu gehen. Er betrachtete seine Arbeiten als Aufforderung an Ärzte, Naturwissenschaftler, Psychologen und Philosophen, diese Wege zu suchen. Seine zusammenfassende Arbeit zur Sinnesphysiologie hat denn auch den Untertitel »Für Ärzte und Philosophen« (Abb. 11).

Ernst Heinrich Weber war – so möchte ich zusammenfassen – ein origineller Gelehrter mit einem großen Spektrum der Interessengebiete, von denen ich aus Zeitgründen nur auf seine Arbeiten zur Sinnesphysiologie eingehen konnte. Sie zeigen, wie er aus subtilen Beobachtungen und Experimenten Antworten auf seine Fragen und wichtige Gesetze biologischer Vorgänge fand. Er hat durch die Prinzipien seiner Arbeit der zu seiner Zeit in Medizin und Biologie weit verbreiteten naturphilosophischen Deutung der medizinischen und

biologischen Phänomene widersprochen, war sich aber zugleich der Grenzen seiner Betrachtungsweise bewußt.

Ich erwähnte einleitend, daß er nur mit einer knappen Mehrheit in den Orden gewählt wurde. 150 Jahre später kann man mit guter Begründung feststellen: Es war eine gute Wahl!



*E. H. Weber.*

Abb. 1: Ernst Heinrich Weber (1795-1878).  
Professor der Anatomie und Physiologie an der Universität Leipzig.





*Wilhelm Weber.*

Abb. 3: Wilhelm Eduard Weber (1804-1891), Bruder von E. H. Weber.  
Professor der Physik an der Universität Göttingen.

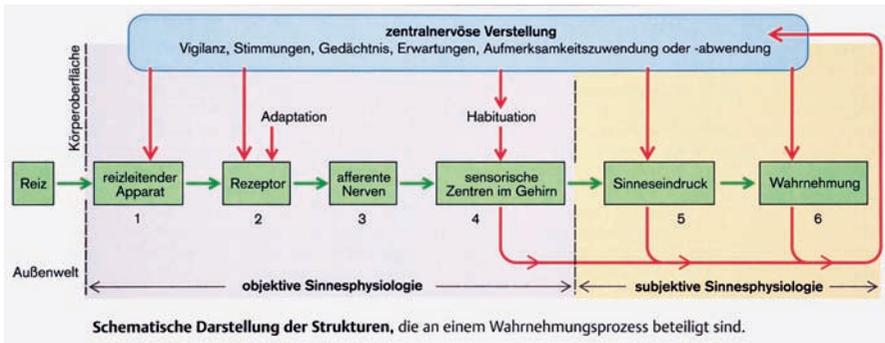


Abb. 4: Schematische Darstellung der Vorgänge bei der Empfindung und Wahrnehmung eines Reizes.

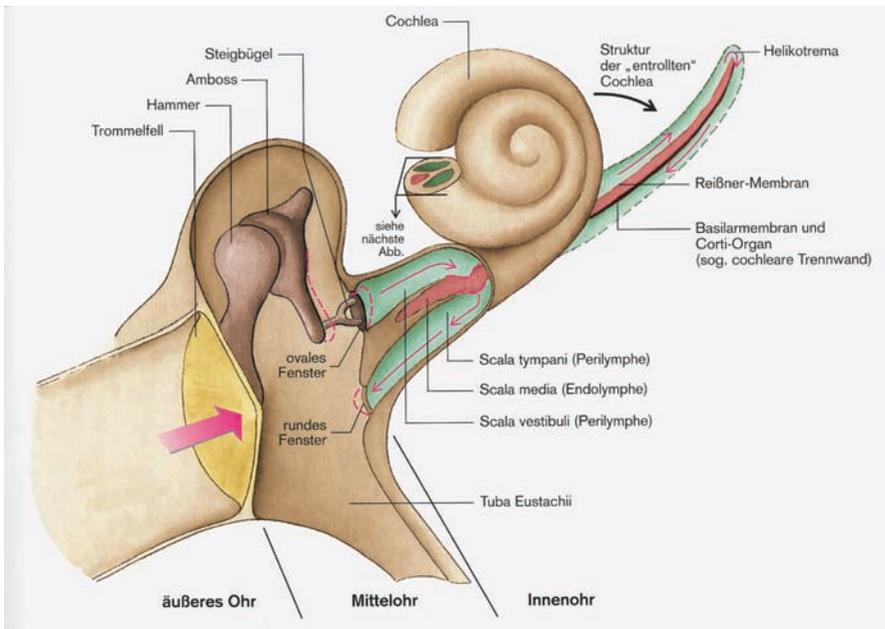


Abb. 5: Strukturen zur Verarbeitung von Schallreizen durch das Gehörorgan.

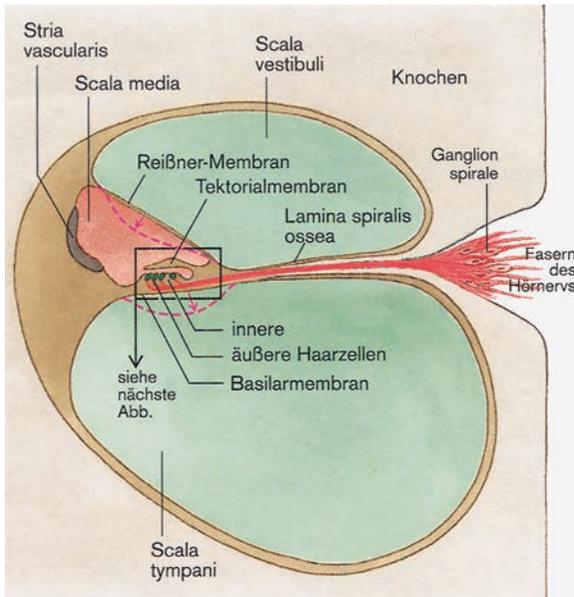


Abb. 6: Schematischer Querschnitt durch das Innenohr. Schwingungen der Membran am Eingang zum Innenohr verursachen Wanderwellen im oberen Kanal des Innenohrs (Scala vestibuli), die auf das Cortische Organ übertragen werden.

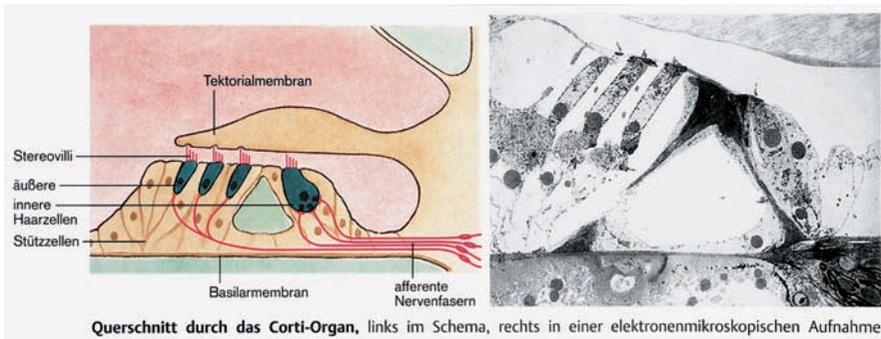
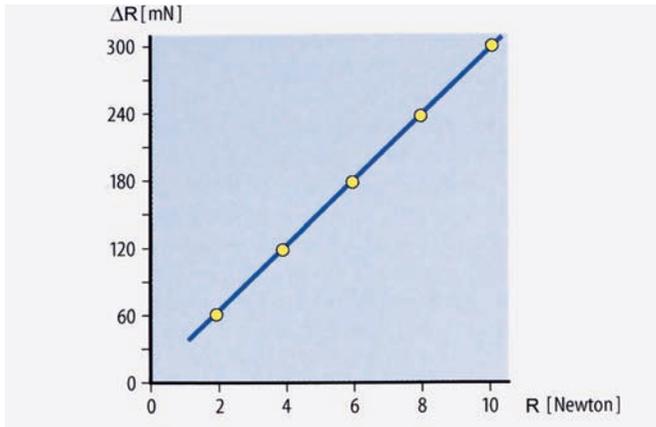
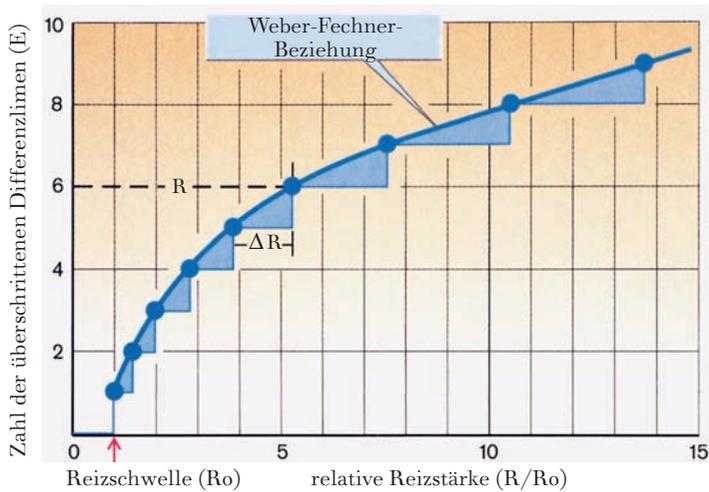


Abb. 7 Cortisches Organ (Ausschnitt der Abb. 6 vergrößert, links schematische, rechts elektronenoptische Darstellung). Die Auf- und Abwärtsbewegung der Rezeptorzellen führt zu einer Verbiegung (Abscherung) ihrer Stereocilien, dadurch wird das Rezeptor-Potential ausgelöst.



$$k = \frac{\Delta R}{R} \quad \text{Webersches Gesetz}$$

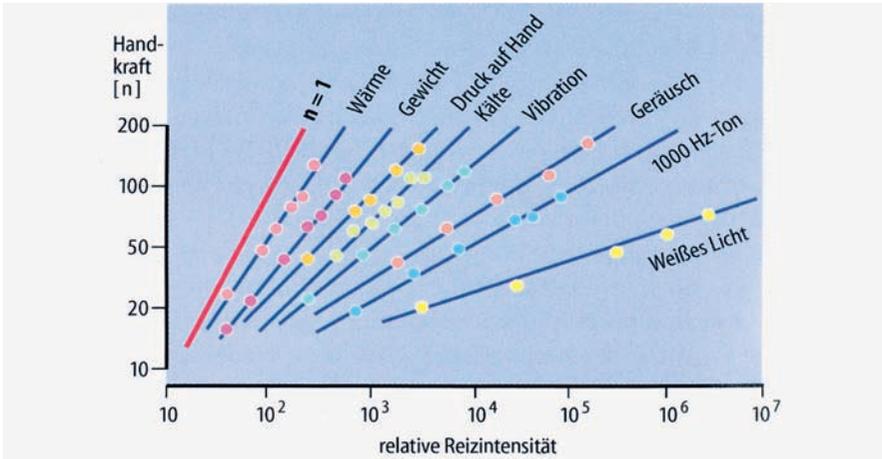
Abb. 8: Graphische Darstellung des Weberschen Gesetzes. Das Differenzlimen ( $\Delta R$ ) ist eine lineare Funktion der Reizstärke ( $R$ ).



$$E = c \cdot \ln \frac{R}{R_0} \quad \text{Weber-Fechnersches Gesetz}$$

$E$ : Empfindungsintensität

Abb. 9: Graphische Darstellung des Weber-Fechnerschen Gesetzes.



$$E = k (R - R_0)^a \quad \text{Stevenssche Potenzfunktion}$$

Abb. 10: Stevenssche Potenzfunktion für die Beziehung zwischen Reizintensität und Empfindungsintensität, die durch intermodularen Vergleich (Handkraft als Vergleich der Empfindungsintensität) bestimmt wurde. Verschiedene Reizqualitäten unterscheiden sich durch die Steigung der Geraden in Abhängigkeit von der Größe des Exponenten  $a$ .

26111

Die Lehre

von

**Tastsinne und Gemeingefühle**

auf

Versuche gegründet

von

Ernst Heinrich Weber,

Professor der Anatomie und Physiologie in Leipzig.

*04. Juni 1795 – 26. Januar 1878 (Leipzig)*

Für Aerzte und Philosophen

besonders abgedruckt aus Wagners Handwörterbuche der Physiologie.

---

Braunschweig,

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1851.

Abb. 11: Titelblatt

Die Abbildungen stammen aus folgenden Veröffentlichungen:

Abb. 4, 9:

Klinke, R. Empfindungen – Wahrnehmungen. Die Verarbeitungsprinzipien in Sinneskanälen. In: Klinke, R., Pape, Ch., Silbernagel, S. (Hrsg.): Physiologie, S. 728-734. Stuttgart 2005.

Abb. 5, 6, 7

Klinke, R.: Hören und Sprechen. In: Klinke, R., Pape, Ch. Silbernagel, S. (Hrsg.): Physiologie, S. 657-674. Stuttgart 2005.

Abb. 10

Handwerker, H. O.: Allgemeine Sinnesphysiologie. In: Schmidt, R. F., Lang, F., Thews, G. (Hrsg.): Physiologie des Menschen. S. 274-292. Berlin, Heidelberg 2006.



## 2. MALER UND ARCHITEKTEN



## HUBERTUS VON PILGRIM

### ERNST RIETSCHEL – 150 JAHRE

---

Vor 150 Jahren, am 15. Mai 1858, schrieb unser allererster Ordenskanzler Alexander von Humboldt aus Berlin nach Dresden an Ernst Rietschel:

Ich habe die unaussprechliche Freude, die mir freilich keinen Augenblick zweifelhaft sein konnte, daß Ihr großer Name in die Liste der dreißig Ordensritter für Wissenschaft und Kunst wird eingeschrieben werden.

Wir haben vor einer Stunde die Wahlzettel eröffnet. Gewöhnlich wird man in dem einigen Deutschland mit kaum 9 Stimmen Mehrheit auf dreißig gewählt.

Sie haben Einstimmigkeit – siebenundzwanzig – gehabt. Da drei Mitglieder wegen Abwesenheit nicht gestimmt haben.

Ich erneuere Ihnen, teurer Kollege, den Ausdruck meiner freundschaftlichsten Verehrung. Auch dem edlen kranken König Friedrich Wilhelm IV, bei dem Ihr Name hochsteht, wird solche bewundernde Anerkennung eines schönen Verdienstes Freude erregen. Er wird durch mich das Resultat der Wahl erfahren.

Dem Ururenkel von Ernst Rietschel verdanke ich den Einblick sowohl in diesen Brief wie in das Notat im Tagebuch des Empfängers, der am 19. Mai 1858<sup>1</sup> vermerkt:

Brief Alexander von Humboldt's Anzeige, daß die Wahl für Verleihung des Ordens pour le mérite von 27 Mitgliedern auf mich gefallen sei. (3 Mitglieder haben ihre Stimmen nicht eingeschickt.)

Schmuck und Freude zum Fest ... Alle sehr glücklich und vergnügt ....

So erhellend die Überlieferung dieser Mitteilung und der Reaktion darauf sind – auch noch weitere persönliche Einlassungen sind mir zugänglich gemacht worden –, so verwirrend mag sie diesem oder jenem unseres Kreises erscheinen, dem im Augenblick nicht ganz präsent ist, wer denn mit diesem Rietschel gemeint sei. Auch die Aufklärung, daß es sich um einen Bildhauer handele, wird nicht jedem gleich auf die Sprünge helfen. »Ihr großer Name« schreibt der weltberühmte Gründungskanzler unseres Ordens – und dann bleibt doch so manche Ratlosigkeit!

Gemach, gemacht, Sie alle, das kann ich gelassen unterstellen, kennen den Bildhauer Rietschel, oder um es präziser zu sagen, wenn Ihnen der Name im ersten Augenblick nicht geläufig sein sollte, so haben Sie doch von ihm zumindest ein Werk, gar sein Chef d'œuvre einmal gesehen! Ich wäre bekümmert, würde man mir in diesem Zusammenhang einen Anflug hochmütigen Spezialistenbewußtseins unterstellen. Auch wäre es völlig irrig anzunehmen, es könne sich die vorjährige Situation wiederholen, als ich die Ehre hatte, den Reigen der Erinnerungsrückblicke zu eröffnen, daß ich, auf Insistieren unseres Ordenskanzlers hin, die vergessene Zunft zur jetzigen Situation – erst selbst über den »Jubilar« kundig machen mußte.

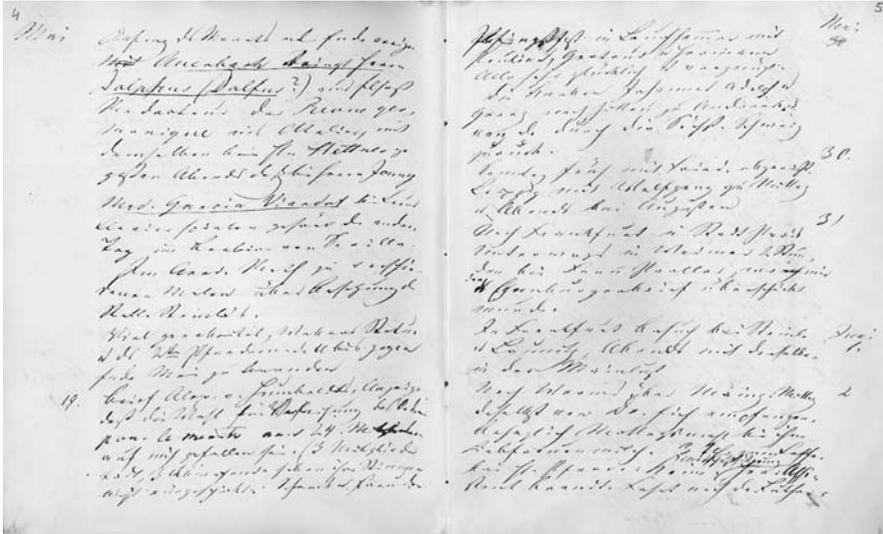
Was ist der Ruhm, der bildhaft so mit einem Lorbeerkranz bekräftigt wird?

Wer wird nicht einen Klopstock loben?

Doch wird ihn jeder lesen? – Nein.

Wir wollen weniger erhoben,

Und fleißiger gelesen sein.



Rietschels Tagebucheintrag vom 19. Mai 1858,  
aus dem das Zitat auf Seite 188 entnommen ist

Diesen wohlbekannten Vorspruch Lessings (von dem gleich noch weiter die Rede sein wird) kann man bei den Bildhauern des 19. Jahrhunderts zum Gegenbild umdrehen. Da die Bildhauerei im vorvergangenen Jahrhundert in ihrer Hauptbedeutung eine öffentliche Kunst war, nämlich in erster Linie eine Denkmalkunst, hatte sie und hat zum guten Teil noch heute eine große Wirkungsbreite. Aber den Bildwerken vor jedermanns Augen haften die Autorennamen paradoxerweise weit weniger an als den Kunstwerken, die Museumsangelegenheit sind oder in privater Sammlerverborgenheit blühen. Dafür aber werden die auf Plätzen und an Straßen aufgestellten Plastiken – nach Lessings Postulat – »fleißiger gelesen«. Ich werde auf die große, gewissermaßen geschichtsfeste Verbindlichkeit der Auswahl der deutschen Bildhauer des 19. Jhs. im Orden noch eingehen.

Am 15. Dezember 1804 wird Ernst Rietschel in Pulsnitz geboren, das 28 km nordöstlich von Dresden liegt. Er ist damit eine Generation jünger als Schadow (\*1764), Thorwaldsen (\*1768) und Rauch (\*1777), er ist Altersgenosse von Schwanthaler (\*1802) und Drake (\*1805) und, grob gerechnet, eine Generation älter als Johannes

Kränzen, das Lebensmangel (s. p. 11)  
 20. Febr. 1861  
 Ich bin heute Morgen plötzlich einige  
 Tage dickes Blut. Blindenentzündung  
 dauerte 2 Tage.  
 Ich war gut. Dasselbe 14 Tage lang  
 früher für mich war, nun ganz für mich  
 von H. B. R. wieder abgelehnt. Die  
 Augen war 8 Tage  
Blutentzündung war den 11. Okt.

Letzter Eintrag am 20. Februar 1861, am Vortag seines Todes:  
 »... täglich einige sputa dickes Blut«

Schilling (\* 1828), Reinhold Begas (\* 1831), Adolf von Hildebrand (\* 1847) – womit, unvollständig aufgezählt, ein beachtlicher Teil der großen Bildhauergarde des 19. Jahrhunderts genannt sei. Allesamt haben sie dem Orden angehört und waren ihrerseits teilweise auch durch Lehrer-Schüler-Verhältnisse miteinander verkettet.

Meine oben genannten Glossen zu dem Unbekanntsein der Bildhauernamen (jenseits der engeren Fachwelt natürlich) sind jedoch unzutreffend, was ihren Geburtsort und den ihres hauptsächlichen Wirkens anbetrifft. Ernst Rietschel ist ein Denkmal (von seinem Schüler Schilling) gewidmet, das in Dresden just an der Stelle steht, wo einst ein von Rietschel benutzter Atelierpavillon stand, und das ist genau der Fokus des berühmten Stadtpanoramas am Elbufer, in der Mitte der Brühlschen Terrasse. In Dresden (vom anhänglichen Pulsnitz ganz zu schweigen) ist Rietschel also keineswegs ein Unbekannter, sowenig man Schadows Namen den meisten durchschnittlich gebildeten Berlinern vorbuchstabieren muß oder wie Schwanthaler einer breiten Schicht der Münchner Bevölkerung durchaus geläufig ist. Ein Fehlschluß allerdings wäre es, deshalb auf eine Provinzialität zu schließen. Ich komme auf diesen Punkt zurück.



Ernst Rietschel, Selbstbildnis mit 23 Jahren, 1827

Zunächst einmal ist, was jeder biographischen Betrachtung gebührt, das persönliche Umfeld zu beleuchten. Dazu verhilft niemand besser als der Künstler selbst. »Erinnerungen aus meinem Leben« heißt die Niederschrift seines Lebenslaufes, allerdings nur der Jugend und ersten künstlerischen Entwicklungszeit.<sup>2</sup> Diese erst spät von den Nachfahren edierten Aufzeichnungen atmen eine außerordentliche Frische, sie vermitteln durch eine gewinnende Offenheit den Eindruck einer großen Ehrlichkeit. In der Mischung von Anschaulichkeit und Authentizität wünschte man diesen aufschlußreichen Aufzeichnungen eine kompetent kommentierte Neuauflage. Nach meinem Dafürhalten stehen sie »einschlägigen Zeugnissen« wie einerseits etwa den Lebenserinnerungen von Wilhelm von Kügelgen<sup>3</sup> oder Ludwig Richter<sup>4</sup> nicht nach, wenn man einmal von einem quantitativen Vergleich absieht, ja ich scheue mich nicht, obwohl eine spezifisch literarische Ambition nicht vorliegt, einen nicht unvorteilhaften Vergleich mit Kellers »Der grüne Heinrich« zu assoziieren (um im Zeitalter und im deutschen Sprachraum zu bleiben).

Hier ist nicht der Raum, der Verlockung nachzugeben, auf diesen Lebensbericht über einige Stichworte hinaus einzugehen. Bedrückende Armut war das Hauptelement dieser Jugend – der Vater war Handschuhmacher, der erst ein kärgliches Auskommen fand, als er eine bescheidene Küsterstelle zugesprochen bekam. Man bedenke, daß Kriegszeit zudem diese Jugend überschattete. Die Mutter war Lehrertochter, sanft und wie ihr Mann von großer christlicher Frömmigkeit. Der zweifellos vorhandene Bildungshunger konnte einfach aufgrund bitterer Armut nicht gestillt werden. So müssen auch für den jungen Ernst Rietschel die bildnerischen Anregungen anfangs äußerst begrenzt gewesen sein. Völlig irrig wäre die Annahme, daß das kunstsinnige Dresden schon auf die früheste Jugendzeit des Heranwachsenden einen Einfluß gehabt haben könnte – ein solcher wirkte sich erst später aus, als dann doch die von der äußersten Armut gesetzten Barrieren überschritten wurden und zu Fuß der Weg ins Elbflorenz, wie es später hieß, eingeschlagen wurde. So karg die heimischen Anregungen waren, Ernst Rietschel zeichnete von klein auf mit wachsendem Geschick und sich ausbreitendem Echo. Ver-



Ernst Rietschel, Selbstbildnis, 1831



Friedrich Ehregott Rietschel, Vater Ernst Rietschels, 1826

kürzt ausgedrückt bin ich versucht zu sagen, daß Rietschel nicht zeichnen gelernt hat, sondern als Zeichner auf die Welt gekommen ist. Eine solche Hyperbel ist natürlich für die weitere Ausbildung, als die Spezifizierung zum Bildhauer anstand, eine unangemessene Charakterisierung. Gleichviel, ob man sich der steinhauenden oder der aus Ton aufbauenden Berufsvariante verschreibt: Es bleibt ein Weg von Mühen, der vor Rückschlägen um so weniger gefeit war, als offenbar das Dresden um 1825 noch keineswegs das versierte Bild-



Caroline Rietschel, Mutter Ernst Rietschels, 1826

hauerzentrum war, das es später, nicht zuletzt durch Rietschel selbst, werden sollte.

Doch Akademiepreise, Freistellen und Stipendien begleiteten schon den Anfang seines Lebensweges, der auch von treuen Freundschaften und ihn außerordentlich fördernden Begegnungen mit bedeutenden Zeitgenossen gekennzeichnet war.

1826 trat Rietschel in das Atelier von Christian Daniel Rauch in Berlin ein und gelangte mit gerade zweiundzwanzig Jahren damit an

einen entscheidenden Wendepunkt seines Lebens. Denn Rauch, nicht zufällig zunächst vor allem von der sicheren Zeichenbegabung Rietschels beeindruckt, war fortan der bestimmende Lehrer und schließlich Förderer und dann Freund. Dieses produktive Verhältnis wirft ein helles Licht auf beider Begabung, wobei in diesem Fall zwischen der menschlichen und künstlerischen kein Unterschied zu machen ist. Beide Hauptwerke Rietschels, auf deren Hervorhebung ich mich hier vor allem beschränken will, belegen dieses. Ohne Rauchs Empfehlung und seine nachdrücklichen Hinweise hätte Rietschel vielleicht nie den Auftrag für das Lessingdenkmal in Braunschweig erhalten, ebenso gab Rauchs Verzicht, für Weimar tätig zu werden, dem Verweis auf den jüngeren Kollegen einen entscheidenden Nachdruck für die Beauftragung Rietschels mit dem Goethe-/Schiller-Denkmal. Gewiß war Rauch mit Aufträgen überhäuft, aber dem Jüngerem, der in entscheidenden Punkten andere Auffassungen als sein Lehrer vertrat, das Feld bedeutsamer Gestaltungsmöglichkeiten neidlos zu überlassen, zeugt von menschlicher Größe. Aufschlußreich ist Rietschels Charakterisierung der Persönlichkeit von Rauch. Da es sehr dahinsteht, ob wir dieses anderen Mitgliedes unseres Ordens rückblickend gedenken werden, sei hier ein Auszug zitiert:

Rauch war durch und durch gesund an Geist und Körper. Ihm war das Extravagieren in Empfindungen, Phantasien und Stimmungen zuwider, ebenso leidenschaftlicher Ehrgeiz. Er verlangte, was er selbst war und tat: reine Liebe, volles Aufgehen in der Kunst, Streben nach besten Kräften, nicht zuviel und nicht zu wenig. Jeder sollte streben, zu erreichen, soweit ihm die Flügel gewachsen wären, aber das ganz, und nicht darüber hinaus mit leerem Ehrgeiz quälen. Rauch war unerbittlich gegen sich selbst und konnte, wenn ihm in seiner Arbeit etwas mißfiel, monatelange Mühe verrichten, unermüdetlich von neuem beginnen. Er strebte wie ein Jüngling und bemühte sich, als sei sein Leben bisher ohne Resultat geblieben. Er war bescheiden im tiefsten Sinne des Wortes, und manche Äußerung von ihm hat mich in dieser Beziehung wahr-

haft gerührt und hätte Tausende beschäftigen müssen. Ebenso war er auch neidlos; er konnte sich an allem wahrhaft erfreuen, wo etwas Gutes und Schönes erreicht war, auch wenn er vielleicht selbst fühlte, daß dieses ebenso zu erreichen seinem ihm eigentümlichen Talente versagt bleiben mußte: mochte es nun auf einen Meister wie Thorwaldsen sich beziehen oder auf einen jungen obskuren Künstler, sein Mund floß dann von Freude und Lob über, und er wünschte und suchte jeden, wo er konnte, an dieser Freude und Anerkennung mit zu beteiligen.

So ist er immer jugendlich geblieben, weil er jede Arbeit, als hätte er noch nichts erreicht, mit einem immer frischen Anlauf und Eifer begann, und ist bis ins Alter so fortgeschritten, so daß er mit dem siebzigsten Jahre sein größtes und bestes Werk, das Monument Friedrich des Großen, vollendete.<sup>5</sup>

Daß Rauch zwei so wichtige Aufgaben, das Lessingdenkmal in Braunschweig und dann das Goethe-/Schiller-Denkmal in Weimar seinem Schüler abtrat, muß man also auch im Lichte dieses Charakterbildes sehen. Auch fällt mir in diesem Zusammenhang das Diktum des seinerzeit so berühmten Thorwaldsen ein, der Rietschel vor Rauch das größere Genie zuerkannte.

Das Lessingdenkmal in Braunschweig ist keineswegs die erste öffentliche Arbeit Rietschels, aber doch die erste große von eigenem Rang. Ich gehe um so lieber auf sie hier ein, als ich in einer Phase meines Lebens, auf dem unmittelbaren Wege zur Braunschweiger Kunsthochschule<sup>6</sup>, tagtäglich das Denkmal passierte und gleichermaßen Lessing wie Rietschel meine Reverenz erweisen konnte. Das mag man als eine Koinzidenz sehen. Gewichtiger ist eine andere Koinzidenz, als nämlich Rietschel in dem berühmten Dichter, dem »Klassiker des dichterischen Verstandes, dem Erzvater alles klugen und wachen Dichtertums« (Thomas Mann), den unmittelbaren Landsmann sah, insofern nämlich, als Lessing in Kamenz geboren war. Und da dieser ebenfalls nicht große Ort im Sächsischen von Pulsnitz fußläufig zu erreichen war, mochte die Zeitdistanz von



Lessingdenkmal in Braunschweig

75 Jahren, die Lessing eher geboren war, schwinden. Doch täusche man sich nicht über die Bewertung solcher Gefühlsmomente. »Der Hamburger Dramaturg« – um wie schon weiter oben Thomas Mann<sup>7</sup> zu zitieren –

machte sich lustig über den Provinzialismus gewisser Sittenkomödien, deren Verfasser die armseligen Gewohnheiten des Winkels, in dem er geboren worden, für die eigentlichen Sitten des gemeinschaftlichen Vaterlandes halten möchte, während doch niemand daran liege zu erfahren, wievielmals im Jahre man da und dort grünen Kohl esse. So stellte er gegen den heimatlichen Gemütswinkel die geistige Idee des gemeinschaftlichen Vaterlandes, das Nationale gegen oder doch über das Provinziale«.

Rietschel wird im Grunde seines Herzens nicht anders empfunden haben – man sehe sich nur das Portrait an, sei es auf dem Denkmal



Abb. links: Entwurf zur Lessing-Statue, 1848;  
Abb. rechts: Lessingbüste, 1848

in Braunschweig oder noch präserter in der Büstenversion, wie ich sie 2004 in der Centenarausstellung in Dresden photographiert habe.

In dieser Dresdner Ausstellung waren auch sowohl zu dem Braunschweiger wie dem Weimarer Denkmal einige Bozzetti zu sehen. Sie waren nicht nur ingenüös modelliert, sondern waren für mich auch in einem bestimmten Punkte erhellend. Sooft ich früher an dem Braunschweiger Standbild vorbeikam, irritierte mich zunächst doch, bei aller großen Geneigtheit ebenso für den Bildhauer wie für den Dargestellten, die knopfgenaue Darstellung seines Habits. Erst später ist mir völlig bewußt geworden, daß in diesem Realismus eine entscheidende Tat Rietschels zu sehen ist, mit der er sich gegen die damals übliche antikisierende Gewandung stellte, gegen die »Decorationslappen«, wie Rietschel sich ausdrückte und ebenso seine Abneigung gegen den »Ateliermantel« kundtat.

Ich will ihn ohne Mantel machen, es fiel mir ein, daß er nie im Leben etwas zu bemänteln suchte und daß mir hier der Mantel recht wie eine Lüge vorgekommen wäre.<sup>8</sup>

Weiter heißt es:

Lessing ist ein Mann, der nicht durch äußere Haltung und Attribut bezeichnet werden kann, was ihn charakterisiert ist eben undarstellbar, Geistreichtum und Schärfe, Urtheil, Wahrheitsgefühl etc.

Wenn es Rietschel hier um solche Realitätsnähe ging, so wird ein gewichtiger Punkt der Denkmalauseinandersetzung nicht nur seiner, vielleicht auch unserer Zeit berührt. Thomas Nipperdey hat 1968 in seinem bedeutenden Essay »Nationalidee und Nationaldenkmal in Deutschland im 19. Jahrhundert« festgestellt:

In der Renaissance und im Barock ist der Typus des Fürsten- und Ruhmesdenkmals ausgebildet worden. Ein solches Denkmal repräsentiert zunächst nichts als sich selbst, den Ruhm und die Macht des Dargestellten, dessen Andenken es verewigen soll; zwischen dessen Sein als individueller Person und dessen Sein als Fürst kann nicht unterschieden werden. Im späten 18. Jahrhundert setzt im Zuge der Aufklärung dann ein Vorgang ein, den man als »Moralisierung« und »Patriotisierung« der Denkmalsidee charakterisieren kann.

Im Zusammenhang der Auseinandersetzung mit dem Denkmal für Friedrich den Großen, der »nationalen« Funktion des Denkmals, kommt es zum sogenannten »Kostümstreit«. Nipperdey führt hier aus:

Es war nicht mehr selbstverständlich, sondern eine Frage geworden, in welchem »Kostüm« Friedrich darzustellen sei, ein Vorgang, auf dessen außerordentliche kunst- und geistesgeschichtliche Bedeutung ich hier nur gerade hinweisen kann. Die Alternative war, ob das antike oder das zeitgenössische Kostüm angemessen sei oder, drittens im »deutschen« Kostüm.

Diese Frage spielt natürlich auch eine Rolle bei der Beurteilung des berühmtesten Werks von Rietschel, dem Klassikerdenkmal in Weimar. Rietschel hat sorgfältig überlegt, wie er Goethe in seiner mehr höfischen Tracht und Schiller dagegen in seinem lockeren Habit mit nachlässig geknöpfter Weste darstellte. Diese Kostümfrage muß man aus der Zeit sehen und sich vor einem anachronistischen Urteil hüten. Aber in der so wundervoll scheinbar selbstverständlich gestellten Gruppe spielt doch ein Attribut eine geistreich inszenierte Rolle: der Lorbeerkranz. Als solcher ist die Erfindung uralte. Als zum Beispiel Signorelli Dante auf einem Fresko im Dom von Orvieto gewissermaßen »zitierte«, stellte er den poeta laureatus mit belorbeerter Schläfe dar und befand sich in der Renaissance seinerseits schon in einer weit zurückreichenden Tradition. Wie aber Rietschel diesen antiken Topos verlebendigt und individualisiert, ist ein Geniestreich! Ich bin geneigt frivol zu sagen, dieses Doppeldenkmal ist hervorragend, *obwohl* es zu einer Schulbuchgröße mutiert und zu einem Fremdenverkehrswerbespot verkommen ist. Aber wie man eben gewissen, allzuviel gespielten Stücken von Mozart etwa oder Beethoven nie ihren genialen Ursprung wird absprechen können, so muß man mit lächelnder Duldsamkeit hinnehmen, daß Touristengruppen in Weimar in dumpfer Zielstrebigkeit vor dem Denkmal für ein Reisephoto posieren oder lärmende Schulklassen es wohl weitgehend verständnisfrei umkreisen.

Dem Wissenden aber wird diese wohlkalkulierte, feine Geste nicht entgehen: Das Halten, Zugreifen, Übergeben des Kranzes wird so manche Assoziation wecken über das beiderseitige Verhältnis der beiden Genies zueinander: der spontane und der reflektierende Künstler. Damit beziehe ich mich auf Schillers Schrift *Über naive und sentimentalische Dichtung* und assoziiere damit die so unterschiedliche Wesensart der beiden Klassiker. Rietschel gelang mit der Darstellung dieser Geste eine wunderbare Veranschaulichung gegensätzlicher – und doch auch einander zugetaner – Charaktere, die über die Beschreibung der Altersdifferenz weit hinausweist.

Die ausdrucksvolle Portraitierung hat große Verbindlichkeit, eine solche post mortem des Dargestellten erbrachte Leistung weiß ich



Ansichten des Goethe-Schiller-Denkmal  
vor dem Nationaltheater in Weimar

wohl zu loben. Aber zumindest Goethe hat Rietschel noch aus eigener Anschauung gekannt: Zwei Begegnungen hat Rietschel zwar kurz, aber sehr anschaulich in seinen Erinnerungen geschildert. Ansonsten ist der Bildhauer auf Bildniskennntnis von Kollegen angewiesen gewesen, die er, kompilierend mit kritischer Einbeziehung von Toten- resp. Lebendmaske klug zu verbinden wußte. Die in Dresden bewahrten, 2004 dort ausgestellten einzelnen Portraitstudien zu den beiden Klassikern belegen das, wie denn auch erwähnt werden muß,



Ansichten des Goethe-Schiller-Denkmal  
vor dem Nationaltheater in Weimar

daß Rietschel auch in Dresden Goethe und Schiller denkmalhaft dargestellt hat, allerdings gesondert.

Aus Zeitökonomie muß ich mir hier einen Exkurs über die Sogwirkung, die die beiden Klassiker auf die Bildhauer ihrer Zeit ausgeübt haben, verkneifen, so aufschlußreich der Vergleich ist zwischen Portraitstudien derer, die auch aus Berlin, Paris oder Stockholm nach Weimar oder Jena kamen.



Entwurf zum Goethe-Schiller-Denkmal in Weimar, 1852/53



Kopf Goethes und Schillers  
für das Goethe-Schiller-Denkmal in Weimar, 1856



Unteransichten des Goethe-Schiller-Denkmal in Weimar

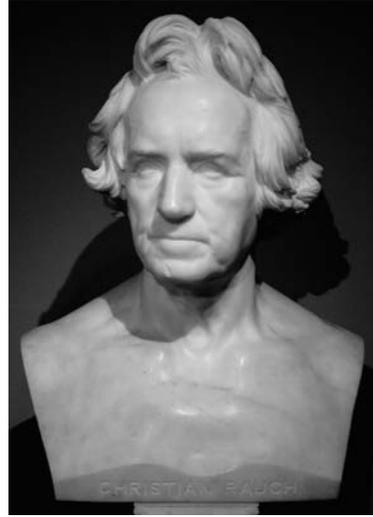


Clara und Robert Schumann ❖, 1846

Nicht ganz übergehen aber möchte ich hier in der notwendigerweise streckenweise summarischen Betrachtung den Hinweis auf einige der Portraitbüsten – oder ganzfigurigen Denkmälern, die wir der Hand Rietschels verdanken. Sie geben uns überdies lebendige Auskunft über den prägenden Einfluß bedeutender Mitbürger auf das empfängliche Gemüt des jungen Bildhauers. Carl Gustav Carus – der berühmte Arzt, der auch schöne kleine Landschaften malte (fast immer mit Mond) im stilistischen Anklang an seinen Freund Caspar David Friedrich, der mit vielen anderen Zeitgenossen wie Goethe korrespondierte. Carus wurde schließlich Rietschels Schwiegervater, 1837 datiert die Büste. Franz Liszt war mit Rietschel befreundet, der ihn 1854 in einem Rundrelief verewigte. Das Relief mit Doppelportrait Robert Schumann/Clara Wieck modellierte Rietschel 1846 nach sechs Portraitsitzungen in Dresden.<sup>9</sup> 1840 entstand die Büste der Sängerin Wilhelmine Schroeder-Devrient. Familienmitglieder hat Rietschel ebenso portraitiert wie manche Mitglieder des sächsischen Königshauses. Doch die bürgerliche Klientel überwog. Eine



Johann König von Sachsen ❖,  
1855



Christian Daniel Rauch ❖,  
1857



C. M. v. Weber,  
Bozzetto für ein Denkmal  
in Dresden



Ludwig Wilhelm Wichmann,  
unvollendete Büste, 1860/61



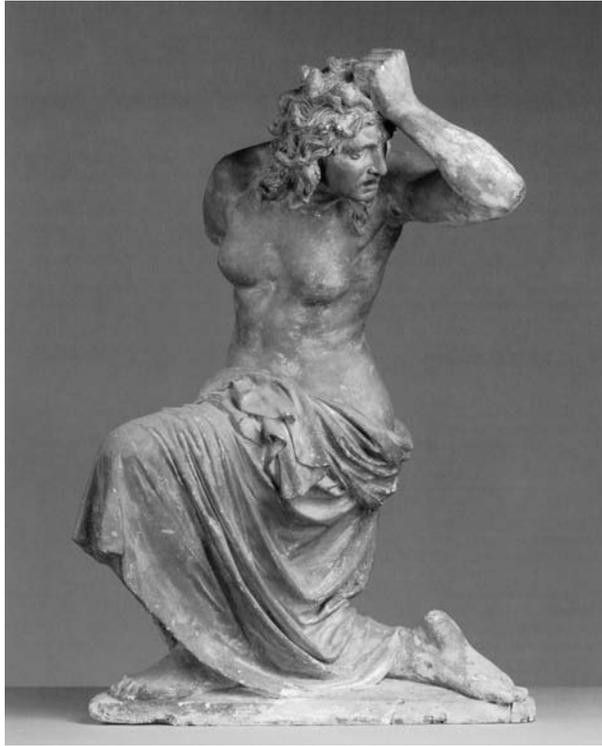
Felix Mendelssohn-Bartholdy ❖, 1848

besondere Erwähnung verdient die Büste von Johann von Sachsen. War er nicht nur als König ein tätiger Förderer Rietschels, so zeichnete er sich, unter dem nom de guerre Philalethes, darüber hinaus als ein berühmter Danteübersetzer aus, als der er 1869 in den Orden Pour le mérite aufgenommen wurde. Schließlich nenne ich als besonderes Meisterstück die 1857 entstandene Portraitbüste von Christian Daniel Rauch. Zartheit und Entschlossenheit spiegeln sich in diesen Zügen, Genauigkeit ist mit großzügiger Auffassung gepaart, die Strenge der Form widerspricht nicht einer wundervollen Verlebendigung, die sich vor allem in der Haarbehandlung ausdrückt. Daß man Genie mit der Fähigkeit beschreiben kann, Widersprechendes miteinander zu versöhnen, das kann uns dieses Bildwerk einmal mehr lehren, das die zeitgebundene Marmorglätte und die von Generationen geübte konventionelle Aufsockelung vergessen macht. Die Betrachtung der zahlreichen Reliefarbeiten kann dem heutigen Betrachter den Eindruck von verblässender Zeitgebundenheit ver-



Detailansicht, »Die Renaissance«, 1839

mitteln, was auch durch ein sehr narratives Element betont wird. Das häufige Einpassen der Figurenkompositionen in das aus der Antike tradierte Dreiecksmuster eines Giebelfeldes verstärkt die Stimmung eines dem 19. Jahrhundert stark verhafteten Traditionalismus. Aber dieser Eindruck hat sich für mich gewandelt. Viele der zugehörigen Bauten, mehrere davon von dem gleichaltrigen Freund Semper errichtet, sind zerstört oder stark beschädigt. Manche von den erhaltenen Giebelkompositionen wurden in der Dresdner Ausstellung fragmentarisch gezeigt oder zumindest im Katalog abgebildet. Von der rückwärtigen Giebelwand befreit, atmen sie in meinen Augen oft eine viel frischere Bewegung, entfalten klarer als in ihrer eigentlich zgedachten Wandgebundenheit eine Lebhaftigkeit des Konturs, sind, wie ich es liebe, »auf Umriß gestellt« und lösen sich aus dem historischen Kontext. Das ist, zugegeben, eine anachronistische Betrachtungsweise, aber – wie ich meine – zum Vorteil des historischen Künstlers. Dem Dilemma des Historikers entrinnt man



*Die Tragödie*, 1839

auch hier nicht, nämlich auf der einen Seite angemessen zu urteilen aus dem Versuch, zu den Zeitbedingungen zurückzutasten. Dem steht die vitale Haltung gegenüber, aus der eigenen, heutigen Sicht zu urteilen, was gewiß dem Ethos des strengen Historikers zuwiderläuft, aber die Lebenswirklichkeit der Kunst widerspiegelt. Paradoxerweise ist dieser innere Widerspruch bei der insgesamt gesehen traditionsbewußten Kunst des 19. Jahrhunderts besonders evident. Die Romantik fühlte sich bekanntermaßen dem Mittelalter verpflichtet, die Klassik der Antike, die Renaissance wird beschworen oder – der 1831 geborene, 1883 in den Orden aufgenommene Reinhold Begas wird nach üblicher Lesart als »neobarock« klassifiziert. Lauter historische Impulse oder – zumeist produktive – Mißver-



Ausschnitt aus der Figurengruppe der jungen Familie  
(Giebelfeld »Die Musik«, 1839)

ständnisse! Was aber zumindest den zehn deutschen Bildhauern, die in den ersten fünfzig Jahren seit Gründung des Ordens 1842 aufgenommen wurden, gemeinsam ist und sie bis heute so sehenswert macht, ist ein unübersehbarer Schuß Realismus, von der Kunst des alle überstrahlenden Johann Gottfried Schadow bis zu jenem Sproß der Künstlerfamilie Begas. So warne ich ein wenig vor diesen Etiketten und scheue als selbst produzierender Chronist nicht den möglichen Vorwurf eines gewissen Anachronismus.

Wie wird Rietschel selbst das gesehen haben? Er war ein gefragter Lehrer und wurde schon mit 28 Jahren als Professor für Bildhauerei und Vorstand eines Ateliers für Bildhauerkunst an die königlich sächsische Kunstakademie in Dresden berufen. Ehrenvolle Rufe

nach Wien, Berlin und nach München lehnte er – zu der besonderen Enttäuschung der Bayern – ab (Schwanthaler, Ordensaufnahme 1842, wurde dann an seiner Statt an die Münchner Akademie berufen). In seiner Biographie charakterisiert Rietschel die Lehrmethode seines Lehrers Rauch mit folgenden Worten:

Er sprach nicht viel, korrigierte nicht mit Gründen und Beweisen, sondern er schnitt, änderte, setzte an und ordnete alles mit einigen meisterhaften Strichen, daß es auch ohne Beweise klar wurde; und ich habe stets gefunden, daß diese praktische, tatsächliche Korrektur stets die instruktivste bleibt. Allein beim Entwerfen einer Idee geht es nicht ab ohne Beweise und Gründe, für oder gegen, um das Rechte oder Falsche zu zeigen; und auch das größte Talent braucht darin Übung und wird durch guten Rat gefördert.<sup>10</sup>

Es spricht alles dafür, daß Rietschel es im eigenen Unterricht nicht anders gehalten hat. Dazu muß man sich die tätige Mithilfe der Schüler als Assistenten bei den Aufträgen ihrer Lehrer stets vor Augen halten. Rietschel wurde zum Beispiel in seiner Lehrzeit von Rauch zur Mitarbeit an dem Max-I.-Josef-Denkmal in München zugezogen. Die Fülle der sich geradezu explosionsartig vermehrenden Denkmalsaufgaben trug das Ihre zu dieser naheliegenden, heute aber seltener gewordenen Praxis bei. Nipperdey spricht in seinem schon oben erwähnten Essay von einer »Inflation der Individualdenkmäler« und belegt dies mit eindrucksvollen Zahlen: Im Jahre 1800 gab es 18, 1983 etwa 800 öffentliche Standbilder in Deutschland.

Rietschel hat übrigens seine Zugehörigkeit zum Orden ernst genommen. Er beriet sich bei den Neuaufnahmen mit seinem Dresdner Akademiekollegen Schnorr von Carolsfeld, seit gemeinsamen Münchner Zeiten Duzfreund. Der zehn Jahre ältere Maler war seit Anbeginn 1842 Mitglied des Ordens. Beide sorgten sich um die Wahl eines Architekten. Schinkel als säkulare Erscheinung war schon kurz vor der Ordensgründung gestorben, Semper, gewiß von Rietschel favorisiert als Landsmann, Altersgenosse und vor allem durch gemeinsame Auftragsarbeit verbunden, schied als nicht wählbar aus. Über die Gründe dieser Nichtwählbarkeit kann man spekulieren, sie

liegen wahrscheinlich im Politischen begründet, in der wirklichen oder unterstellten Teilnahme an revolutionären »Umtrieben« – nur im Zusammenhang der Erwähnung seines Freundes Liszt finden solche brieflich offenbar nicht fixierten Vermutungen Nahrung; auch ist es eine offene Frage, welche Verdikte tatsächlich vorlagen und wo aus »vorausgehendem Gehorsam« gehandelt wurde.

Ein wenig prekär aber ist das ordensunübliche Bemühen Leo von Klenzes um Ordensaufnahme. Zwei verschiedene Briefquellen legen das offen.<sup>11</sup> Als Rauch im Dezember 1857 in Dresden gestorben war, erhielt Schnorr von Carolsfeld einen Brief von Klenze, in dem er tadelte, daß kein deutscher Architekt im Orden sei. Parallel dazu kann man die Einlassung Klenzes an Peter von Cornelius sehen, damals 1. Vizekanzler des Ordens, in der Klenze die Nachwahl des französischen Architekten Fontaine durch Hittorf rügt. Klenze beteuert in diesem Zusammenhang, nicht an sich selbst zu denken, was letztlich nicht ganz glaubhaft wird, da er keinen Kandidatennamen nennt, was andererseits nach der Sachlage nicht unverständlich ist.

Als Rauch starb, war die Nachwahl Rietschels dem Orden die nächstliegende Entscheidung, wie aus dem eingangs erwähnten Humboldtbrief zu schließen. Klenze war sich offenbar nicht bewußt, daß bis 1858 Rietschel noch nicht Mitglied des Ordens war, der sich allerdings mit zehn deutschen Bildhauern in Folge, nur teilweise in Parallelbesetzung, in den ersten fünfzig Jahren einer beispiellosen Kontinuität rühmen konnte. Für andere Disziplinen unseres Ordens kann man das so nicht sagen, jedenfalls nicht für die Architekten; die Enttäuschung Klenzes wird somit leicht vorstellbar, daß 1858 der Platz des Philologen Friedrich Kreuzer zwar nun doch einem Architekten, aber eben mit Stüler (über den Herr Busmann letztes Jahr referierte<sup>12</sup>) besetzt wurde. Es mutete wie eine merkwürdige Ironie der Geschichte an, daß dann 1861 Klenze schließlich doch gewählt wurde nach dem Tode von Rietschel und auf den Platz dessen, der sich für ihn zusammen mit seinem »liebsten Schnorr« so eingesetzt hatte – ein mir vorliegender Briefwechsel belegt das.<sup>13</sup> Semper wurde, um das nachzutragen, 1874 doch noch in den Orden gewählt – diese Genugtuung hat sein Freund Rietschel nicht mehr erlebt.

So glanzvoll der Erfolg Rietschels war, so sehr diese in sich ruhende Begabung in rückblickender Betrachtung stimmig erscheint – Schatten lagen auch über diesem Leben! Dreimal war der offenkundig auf Treue und Beständigkeit angelegte Mann verwitwet, auch den Tod einer Tochter vermeldet die überlieferte Korrespondenz. Erst die vierte Frau überlebt den von Lungenleiden gezeichneten Bildhauer. Es bedarf vielleicht keiner besonderen Medizinkenntnis, um auf eine Schädigung aus allzu kargen Hungerzeiten der Jugendzeit zu schließen, nicht nur auf einen Raubbau an Kräften: Die vielfache Erwähnung kümmerlichster Heizbedingungen werden ihm zugesetzt, den von Kindheit an wiewohl Abgehärteten und klaglos Genügsamen dauerhaft geschädigt haben.

Die Fertigstellung seines ausgreifend vielfigurigen Lutherdenkmals in Worms hat er nicht mehr erlebt, die für seine Verhältnisse geradezu opernhafte Inszenierung ging über seine Kräfte. Wie denn überhaupt festzustellen ist, daß die so maßvolle Denkmalkunst des zweiten Drittels des 19. Jahrhunderts sich in ihrem letzten Drittel oft ins Kolossale steigerte, in irriger Gleichsetzung des Begriffs monumental mit riesig statt schlicht mit nur denkmalhaft groß. Rietschels Schüler Schilling ließ 1877-83 eine gewaltige Germania (Niederwald-Denkmal) bei Rüdesheim aus den Höhen des Rheinufer emporwachsen. 1892-97 schuf Reinhold Begas die kolossale Apotheose Wilhelms I. vor dem Berliner Schloß. Es bleibt zu hoffen, daß dieses mächtige Ensemble nicht wieder entsteht – Begas' frühere Schöpfungen wie der noch heute existierende (immer wieder umgesetzte) Neptunbrunnen oder das Schillerdenkmal vor dem Schauspielhaus sind so ungleich maßvoller.<sup>14</sup> Das ist Wilhelminismus, ein anderes Zeitalter schon, zehn Jahre und mehr nach Rietschels Tod. Daß aber bei der langsamen Vernarbung Dresdens auch diese oder jene Arbeit Rietschels wieder zur Wirkung kommt wie das am 29. Mai 2008 wiederaufgestellte Frühwerk, das Denkmal für König Friedrich August von Sachsen, ist aller Ehren wert.<sup>15</sup> Was aber den Orden anbetrifft, ist die Bildhauerepoche des denkmalfreudigen 19. Jahrhunderts mit Ernst Rietschel höchst überzeugend und besonders glücklich repräsentiert.



### *Anmerkungen*

- 1 Journal 50-60
- 2 Ernst Rietschel: Erinnerungen aus meinem Leben, Berlin 1963 als Nachdruck der ersten Auflage von 1954, Dresden, mit einem Nachwort seines Enkels Ernst Rietschel, herausgegeben von seinem Urenkel Christian Rietschel
- 3 Jugenderinnerungen eines alten Mannes, 1870
- 4 Ludwig Richter: Lebenserinnerungen eines deutschen Malers, 1870
- 5 Zitiert aus den oben genannten Lebenserinnerungen Ernst Rietschels
- 6 1963 hatte ich dort meinen ersten Lehrstuhl und wohnte mit meiner noch jungen Familie in der Nähe von Wolfenbüttel, Lessings berühmtem Wirkort
- 7 Thomas Mann »Rede über Lessing, gehalten bei der Lessing-Feier der Preussischen Akademie der Künste«, Berlin 1929
- 8 Zitat nach Karl Arndt in dem Katalog der Ausstellung, Deutscher Kunstverlag München/Berlin 2004
- 9 Der Streit des Ehepaars, wer vorn, wer hinten dargestellt werden sollte, wird von Rietschel erwähnt. In Bonn ist auf dem Schumann-Grab die Version ohne Clara Wieck zu sehen
- 10 Ebenfalls zitiert aus den Lebenserinnerungen
- 11 Zitiert nach »Dresdner Geschichtsblätter 1908«, Archiv Dr. Martin Rietschel

- 12 Im 36. Band: Reden und Gedenkworte, S. 127 ff.
- 13 Der den Orden betreffende Briefwechsel zwischen Klenze und Peter von Cornelius, dem ersten Vizekanzler des Ordens und ab 1862 dessen Kanzler, ist nicht veröffentlicht. Ich verdanke die Briefeinsicht dem Besitzer – und wohlbekannten Klenze-Kenner – Adrian von Buttlar
- 14 Die Wiederauferstehung des 14 m hohen reitenden Wilhelms I. am Deutschen Eck von dem Begas-Nachahmer Hundrieser war trotz des mehrheitlichen Einspruchs der vom rheinland-pfälzischen Landtag eingesetzten Kommission nicht zu verhindern. Ich war als einziger Bildhauer unter mehreren bekannten Historikern Mitstreiter in diesem Disput
- 15 FAZ vom 5. Juni 2008

Dr. Martin Rietschel, Remscheid, ist für die Vorlagen für die Tagebucheinträge auf S. 189 und 190 zu danken.

Abbildungen S. 191, 206, 207 oben links, 208, 211 aus: Ernst Rietschel 1804-1861. Zum 200. Geburtstag des Bildhauers. Hg. v. Bärbel Stephan für die Skulpturensammlung der Staatlichen Kunstsammlung Dresden. Deutscher Kunstverlag, München/Berlin 2004. — Abbildungen der Zeichnungen entnommen aus Kalendern des Ernst-Rietschel-Kulturrings. — Alle weiteren Abbildungen stammen vom Autor.

## II. DIE MITGLIEDER DES ORDENS IM DRITTEN REICH



## CHRISTIAN TOMUSCHAT

### ERICH KAUFMANN

---

Erich Kaufmann – ein Name, der heute nur noch wenigen bekannt ist. Kaufmann hat in einem reichen Leben unzählige Herausforderungen aufgenommen.<sup>1</sup> Den jungen Gelehrten trieb der Ehrgeiz, seinen juristischen Forschungen eine rechtsphilosophische Fundierung zu geben. Der jugendliche Elan, der sich in nationalistischer Begeisterung gelegentlich zu Wortkaskaden türmte, machte später einer sehr viel nüchterneren Urteilsweise Platz. Seinen Auftritt hatte nach dem Inkrafttreten der Weimarer Reichsverfassung der Rechtsberater, der die Reichsregierung in den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts in zahlreichen völkerrechtlichen Streitigkeiten vertrat und dabei die Kunst der Diplomatie nicht nur erlernte, sondern zu höchster Vollendung brachte. Dann kam der große Bruch in Kaufmanns Leben: Wegen seiner jüdischen Abstammung wurde er im Jahre 1934 aus dem öffentlichen Dienst entlassen. Es folgten von 1939 bis 1946 Jahre eines unfreiwilligen Exils in den Niederlanden. Wenig ist über diese Zeit bekannt, wie auch allgemein Kaufmann seine private Existenz offenbar sehr bewußt aus der Öffentlichkeit herausgehalten hat. Nach der Rückkehr nach Deutschland im Jahre 1946 waren ihm noch Jahre einer glanzvollen Laufbahn vergönnt,

zunächst als Professor an der renommierten Münchener Universität, nach der Emeritierung als Völkerrechtsberater der Bundesregierung von 1950 bis 1958 und schließlich auch als Mitglied des Ordens Pour le mérite seit 1952, wo er von 1959 bis 1964 das Amt des Kanzlers versah.

Kaufmanns Wirken ist so vielgestaltig und vielschichtig, daß es sich in einem kurzen Vortrag kaum erschöpfend würdigen läßt. Auf Grund seiner persönlichen Vorbildung muß sich der Vortragende auch im wesentlichen auf die völkerrechtlichen und staatsrechtlichen Aspekte des Lebenswerkes konzentrieren, so daß die rechtsphilosophische Komponente des Œuvre etwas zu kurz kommen mag.<sup>2</sup> Aber wenn der Name Kaufmann heute noch genannt wird, so ist es in der Tat in erster Linie der Name des Juristen, der in höchste Stellungen eingerückt ist und über Jahrzehnte eine einflußreiche Stimme im wissenschaftlichen Diskurs war.

Kurz noch einige ergänzende Daten zu Kaufmanns Lebensweg. Kaufmann wurde 1880 in Demmin (Pommern) in einer jüdischen Familie geboren, trat aber früh zum protestantischen Glauben über. Sein Vater war Rechtsanwalt und Notar. Schon nach wenigen Jahren zog die Familie nach Berlin um, wo Kaufmann das Französische Gymnasium besuchte. Zunächst schrieb er sich nach dem Abitur im Jahre 1898 an der Berliner Universität ein, wo er ein Studium der Literatur und der Philosophie aufnahm. Schon bald aber wechselte er zur Rechtswissenschaft über. Es folgten Semester in Freiburg, Heidelberg und Halle. Im Jahre 1906 promovierte er dort mit einer Arbeit »Zur Staatslehre des monarchischen Prinzipes«. Schon zwei Jahre später folgte in Kiel bei Albrecht Haenel die Habilitation mit einer Schrift über die Grundlagen des amerikanischen und deutschen Verfassungsrechts.<sup>3</sup> Im Jahre 1912 wurde Kaufmann in Kiel eine Honorarprofessur übertragen, und im darauffolgenden Jahr 1913 erhielt er eine ordentliche Professur in Königsberg. Zu Kriegsbeginn 1914 wurde er eingezogen. Nachdem er eine schwere Verletzung erlitten hatte, erlangte er im Jahre 1917, noch während des Krieges, einen Lehrstuhl an der Berliner Fakultät, den er drei Jahre später wieder verließ, um einem Ruf an die Universität Bonn zu folgen. Von dort

strebte er freilich schon nach wenigen Jahren wegen seiner beratenden Tätigkeit für die Reichsregierung wieder nach Berlin zurück. Im Jahre 1927 gelang ihm – zum Mißfallen der Fakultät<sup>4</sup> – die gewünschte Rückberufung als Honorarprofessor, vor allem auf Grund der Unterstützung der Reichsregierung, der daran gelegen war, ihn in örtlicher Nähe zu wissen. Wie schon angedeutet, kam für ihn als Folge der Machtergreifung durch die Nationalsozialisten das vorläufige berufliche Aus. Trotz seiner Entlassung blieb Kaufmann zunächst in Berlin. Rühmenswertes wird über ein Privatseminar berichtet, welches er bis zur sog. »Reichskristallnacht« im Jahre 1938 in seinem Hause in Berlin-Nikolassee abhielt. Offenbar kamen dort Menschen aus zahlreichen Lebenskreisen zusammen, welche die nationalsozialistische Ideologie ablehnten und sich dem Widerstand zurechneten.<sup>5</sup> Im April 1939 mußte Kaufmann schließlich aus Berlin fliehen.

Für die letzten Jahre seines Lebens zog sich Kaufmann nach Heidelberg zurück, wo er noch häufig an den wöchentlichen Referentenbesprechungen des Max-Planck-Instituts für ausländisches öffentliches Recht und Völkerrecht teilnahm. Ich kann mich von dort noch gut an seine eindrucksvolle Gestalt erinnern. Am 5. November 1972 ist Kaufmann in Karlsruhe verstorben.

Die dürre Aufzählung der äußeren Lebensdaten ist für sich allein wenig aussagekräftig. Aber allein schon die genannte Unterbrechung seiner Lebensarbeit in den Jahren der nationalsozialistischen Diktatur zeigt, daß es Tiefpunkte gab, die an Kaufmann nicht spurlos vorübergehen konnten. Aber auch von Höhepunkten läßt sich berichten. Zu diesen gehört ganz offensichtlich die Zeit seiner Tätigkeit als juristischer Berater und Prozeßvertreter von 1921 bis 1933. Kaufmann befaßte sich schon sehr früh auf Bitten landsmannschaftlicher Verbände mit dem Rechtsstatus der deutschen Minderheiten in den auf Grund des Versailler Vertrages an Polen abgetretenen Gebieten.<sup>6</sup> Schon bald hatte er sich eine derart weitreichende Expertise angeeignet, daß er auch von der Reichsregierung zu den mannigfachen Vertragsverhandlungen über die vermögensrechtlichen Nachfolgeprobleme des Versailler Friedensschlusses vor allem mit Polen

hinzugezogen wurde.<sup>7</sup> Es gelang ihm, sich eine unabhängige Funktionsstellung zu sichern, ohne sich in den Behördenapparat des Auswärtigen Amtes eingliedern zu müssen. In dieser besonderen Eigenschaft nahm er mit ähnlichem Schwerpunkt zahlreiche Prozeßvertretungen vor den damals eingerichteten gemischten Schiedsgerichten wie auch vor dem neuen Weltgerichtshof, dem Ständigen Internationalen Gerichtshof, wahr: Kaufmann fungierte als Anwalt des Reiches nicht nur in den großen Streitfällen zwischen dem Deutschen Reich und Polen,<sup>8</sup> er vertrat später auch Österreich in dem Gutachtenverfahren über die von Deutschland und Österreich angestrebte Zollunion<sup>9</sup> und trat in einem Gutachtenverfahren auch für die Danziger Regierung auf.<sup>10</sup> Erwähnt sei ferner seine Rolle als Vermittler zwischen den betroffenen Minderheiten, der Reichsregierung und dem Völkerbund in Fragen des Minderheitenschutzes, wo dem Völkerbundsrat eine Überwachungsaufgabe zustand. Es war ein ausgefülltes Leben, das höchste Anspannung und Konzentration verlangte. Kaum blieb angesichts dieser Hektik Zeit für Vorlesungen und für wissenschaftliche Arbeit.<sup>11</sup>

Kaufmanns Erfolge als Kenner der verwickelten Rechtsmaterie rührten nicht zuletzt von seiner nach ursprünglicher Niedergeschlagenheit gewonnenen Zuversicht her, daß man die geltenden Regelungen des Versailles Vertrages im Einzelfall auch zum Vorteil Deutschlands wenden könne. Während andere kategorische Urteile fällten und den Vertrag in seiner Gesamtheit für ungültig hielten, weil er Deutschland als Diktat aufgezwungen worden sei, und wiederum andere der Auffassung zuneigten, daß internationale Verfahren vor allem wegen der Kriegsschuld Klausel des Art. 231 tendenziell stets zu Lasten Deutschlands ausgehen müßten, gewann Kaufmann die Überzeugung, daß das Vertragswerk trotz seiner fundamentalen Ungerechtigkeit, die er nie müde wurde zu betonen, dennoch Grenzen ziehe und Schranken setze, auf die man sich berufen könne und die von unabhängigen Instanzen auch respektiert werden müßten.<sup>12</sup> Eine besonders fruchtbare Zeit bildeten für Kaufmann auch die Jahre von 1950 bis 1958, wo er wiederum als unabhängiger Rechtsberater für die Bundesregierung tätig war. Für die junge Bundes-

republik Deutschland waren dies entscheidende Jahre. Zunächst stand das Staatswesen noch unter Besatzungsherrschaft. Diese wurde 1955 abgelöst, in einem Gesamtpaket mußten umfangreiche Regelungen über Kriegsfolgen – Restitution und Reparationen – getroffen werden; damit verband sich der Eintritt in die NATO und in die Westeuropäische Union. Auch der Eintritt in den Europarat war rechtlich zu bewältigen, während Kaufmann offenbar bei den Verhandlungen über die Montan-Union und die Römischen Verträge von 1957 nicht oder nur am Rande beteiligt war. Insgesamt stellten diese Vorgänge gewaltige Herausforderungen nicht nur an die Politik, sondern auch an den juristischen Sachverstand. Kaufmann steuerte seinen Rat jeweils mit hoher Sachkompetenz bei, wie Karl Josef Partsch, sein damaliger Assistent, später berichtet hat.<sup>15</sup> Freilich bereitete die Abstimmung mit der Rechtsabteilung des Auswärtigen Amtes und deren Leiter oftmals erhebliche Schwierigkeiten. Das Verhältnis zwischen ihm und Kaufmann, so erinnert sich Wilhelm Grewe, der die Leitung Mitte der 50er Jahre von Hermann Mosler übernommen hatte, habe unter erheblichen Spannungen gelitten, Kaufmann sei ihm gelegentlich mit »eisiger Feindlichkeit« begegnet.<sup>14</sup> Vielleicht wurde auch deswegen nach Kaufmanns Rücktritt im Jahre 1958 die Funktion des unabhängigen Rechtsberaters nicht weiter fortgeführt.

Das wissenschaftliche Œuvre von Kaufmann läßt sich schwer auf einen Nenner bringen. Eines ist allerdings sicher: Kaufmann war tief geprägt durch die vorherrschenden Umstände seiner Zeit. Das Thema seiner Dissertation, die Staatslehre des monarchischen Prinzips, entsprang sicher nicht purem Zufall. In allen seinen frühen Schriften bekennt Kaufmann sich rückhaltlos zur monarchischen Staatsform. Abgesehen von diesem durchgehenden Zug hat das Œuvre zahlreiche weitere Facetten, die seinen besonderen Reiz ausmachen. Kaufmann war nie jemand, der sich in seiner wissenschaftlichen Arbeit darauf beschränkt hätte, vorgegebene Texte nach den Regeln einer formalen Rechtstechnik auszulegen. Am bloßen Buchstaben, an der bloßen Form hat er nie gehaftet. Zwar war er auch in der Lage, in der praktischen Arbeit auf präzise Fragen klare und

bestimmte Antworten zu geben. Aber durchweg ging es ihm in der eigentlichen wissenschaftlichen Arbeit um die Hintergründe des Normenbestandes, um die philosophische Einbettung der Rechtsordnung wie auch um die geschichtlichen Ursprünge und die Bewährung des Rechts in der aktuellen Praxis.<sup>15</sup> So war er ständig auf der Suche nach der angemessenen Methode. Obwohl er selbst der Auffassung war, seine Schriften zeichneten sich durch eine hohe Kontinuität aus, kann der Betrachter doch eine sehr deutliche Entwicklung seines Denkens über die Jahre hinweg feststellen.<sup>16</sup> Es wäre auch merkwürdig, wenn jemand, den der Lebensweg durch alle Höhen und Tiefen der deutschen Geschichte geführt hat, vom wilhelminischen Reich bis in die junge demokratische Bundesrepublik Deutschland, von all diesen Umbrüchen unbeeinflusst geblieben wäre.

In seiner Dissertation von 1906<sup>17</sup> sucht Kaufmann nach einer rechtsphilosophischen Begründung für das im positiven Staatsrecht verankerte monarchische Prinzip. Er findet diese Fundierung in der »Irrationalitätsphilosophie« von Friedrich Julius Stahl, für die die Anerkennung Gottes im Mittelpunkt des Gedankensystems steht. Nur so, argumentiert Kaufmann im Einklang mit Stahl, lasse sich der Staat als »sittliches Reich« begreifen. Er polemisiert gegen »das bekannte abstrakte, jeder konkreten und lebensvollen Bestimmtheit entbehrende Ideal des Naturrechts« und verwirft Rechtsgleichheit und Freiheit als miteinander unvereinbare negative Begriffe.<sup>18</sup> Die Beschreibung des monarchischen Prinzips gipfelt in der Aussage, es bedeute »das Aufnehmen des Denkens und Wollens des Herrschers in das Sein der Beherrschten«.<sup>19</sup>

Bis zum heutigen Tage steht allerdings im Mittelpunkt der Debatte über Kaufmann seine Schrift über die »clausula rebus sic stantibus« aus dem Jahre 1911, also der Zeit vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges.<sup>20</sup> Kaufmann selbst hat sich von dieser Schrift nie offen distanziert, auch wenn er in dem Vorwort zu Band 3 seiner Gesammelten Schriften schreibt, er sei sich der Schwächen dieser Erstlingsarbeit mit ihrer »jugendlichen Freude an paradoxen Formulierungen« voll bewußt.<sup>21</sup> Sie handelt vom ersten Satz an von jener schon im römi-

schen Privatrecht bekannten Regel, der zufolge bei einer grundlegenden Veränderung der Umstände des Vertragsschlusses die benachteiligte Partei sich von der eingegangenen Vertragsbindung lösen kann. Die *clausula* bildet somit das Gegenstück zu dem grundlegenden Satz, daß Verträge einzuhalten seien, der wiederum durchweg mit einer lateinischen Formel wiedergegeben wird: *pacta sunt servanda*. Ganz offensichtlich ist die *clausula* gefährlich. Könnte sich jeder Staat ohne weiteres von seinen kontrahierten völkerrechtlichen Verpflichtungen lossagen, würde das Instrument des Vertrages wertlos. Die Staaten wüßten nicht mehr, auf welche Weise sie ihre gegenseitigen Beziehungen in verlässlicher Weise regeln sollten. Höchste Vorsicht ist deswegen im Hinblick auf die Formulierung der Voraussetzungen für die Anwendbarkeit der *clausula* geboten. Kaufmann erkennt dies durchaus. Keineswegs ist es seine Absicht, Willkür in die zwischenstaatlichen Beziehungen einziehen zu lassen. Er meint deswegen auch, daß die *clausula* ihrerseits rechtsgebunden sein müsse und nicht in den Raum bloßer Tatsächlichkeit abgeschoben werden dürfe.<sup>22</sup>

Heute hat die *clausula* einen schriftlichen Niederschlag in dem Wiener Übereinkommen über das Recht der Verträge aus dem Jahre 1969 gefunden (Art. 62). Seinerzeit herrschte Unklarheit über ihre Anerkennung innerhalb der Staatengemeinschaft. Wenige Praxisvorgänge und gerichtliche Entscheidungen, die von Kaufmann sorgsam analysiert werden (S. 7-41), förderten kein eindeutiges Ergebnis zu ihrer Verankerung im geltenden Völkerrecht zutage, ließen sich aber – mit einiger Mühe – als grundsätzliche Zustimmung deuten, wengleich im Einzelfall meist das Vorliegen der notwendigen Voraussetzungen eines tiefgreifenden Wandels verneint wurde. Kaufmann sieht es als seine Aufgabe an, eine Rechtfertigung für die *clausula* zu liefern. Diese Rechtfertigung erblickt er in dem Gedanken der staatlichen Selbsterhaltung als der Grenze aller vertraglichen Bindungen (S. 26). So gelangt er zum Staat als dem Mittelpunkt seines Denkens. Das Wesen des Staates sei »Machtentfaltung, ... der Wille, sich in der Geschichte zu behaupten und durchzusetzen« (S. 135). Damit will Kaufmann keine reine Apologie der Macht vor-

stellen. Seiner Konzeption nach soll die Macht den Staat befähigen, seinen eigentlichen sittlichen Zweck zu erfüllen: »Von dem Machtgedanken aus wird der Staat zum Wohlfahrtsstaat und zu einem sittlichen Institut« (S. 135). So propagiert Kaufmann die »Universalität und Totalität« des Staates (S. 136) ohne Bewußtsein für die furchtbaren Potentialitäten, welche diese Forderung in sich birgt. Die Sprache steigert sich bis zu der Feststellung, daß »eine eigentümliche dialektische, sozusagen prästabilisierte, Harmonie besteht zwischen Machtstreben und sittlicher Kraftanstrengung«. Im gleichen Sinne fällt auch der ominöse Satz: »nur der, der kann, darf auch« (S. 151). Ganz in der Nähe dieser Äußerungen findet man eine Passage, die sehr deutlich aufzeigt, wer jener ideale Staat sein soll, der der philosophischen Ableitung als Vorbild dient: Es ist wie selbstverständlich der preußische Staat, für den das Heer »das große Schwungrad« war, welches das staatliche Leben in Bewegung setzte (S. 135).

Der Gedanke der Selbsterhaltung als oberstes Prinzip fesselt Kaufmann so sehr, daß er gar nicht einhalten kann mit seiner Lobpreisung. »Der Staat ist der große Zusammenfasser und Sammler aller Kräfte, die ohne ihn zerflattern und auseinanderfallen würden« (S. 136). Weil sich die Idealität des Staates in der Bewegung zeigt, kann er auch nicht stehenbleiben, denn er ist »die Organisation, die ein Volk sich gibt, um sich in die Weltgeschichte einzufädeln und in ihr seine Eigenart zu behaupten« (S. 138). In einer weiteren emphatischen Aufwallung kommt es zu jenen Sätzen, die der Schrift sogleich nach ihrem Erscheinen harsche Kritik eingetragen haben:<sup>25</sup>

Nicht die ›Gemeinschaft frei wollender Menschen‹, sondern der siegreiche Krieg ist das soziale Ideal: der siegreiche Krieg als das letzte Mittel zu jenem obersten Ziel. Im Kriege offenbart sich der Staat in seinem wahren Wesen, er ist seine höchste Leistung, in dem seine Eigenart zur vollsten Entfaltung kommt. Hier hat er zu bewähren, daß ihm die Weckung und Zusammenfassung aller Kräfte gelungen ist, daß die höchsten Forderungen, die er stellt, auch wirklich erfüllt werden, und daß das Letzte seinem Bestehen in der Weltgeschichte geopfert wird. (S. 146)

Dem entspricht es, daß Kaufmann den Frieden nicht als einen Begriff mit positivem Inhalt anerkennen will, denn er sei »ein bloßer Korrelatbegriff, der ohne sein Gegenstück, den Krieg, keinen Sinn hat« (S. 136).<sup>24</sup> Aus heutiger Perspektive vermag man solche Äußerungen gar nicht mehr zu begreifen. Ganz offensichtlich stand Kaufmann nach wie vor unter dem Einfluß der Thesen von Friedrich Julius Stahl, der seinerseits im wesentlichen die Hegelsche These vom Staat als der Verwirklichung der sittlichen Idee<sup>25</sup> übernommen hatte. Hinzu kommt eine empirisch-historische Tatsache, die sich gar nicht bestreiten läßt: Das Europa des späten 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts war in souveräne Einzelstaaten zerfallen, die über sich keine überwölbende politische Einheit mehr anerkannten und sich selbst lediglich als Konkurrenten um die Macht sahen. So mußte jeder Staat selbst seine Existenz sichern, konnte nicht irgendwelche Hilfe von einer nicht einmal als Idee anerkannten internationalen Gemeinschaft erhoffen. In der Tat ist es auch ein durchgängiger Zug der Clausula-Schrift, das Völkerrecht wegen des Fehlens einer hierarchischen Instanz über den Staaten als bloßes Koordinationsrecht, d.h. vom staatlichen Willen abhängiges Gefüge, hinzustellen (S. 2, 153, 160, 179). Ausdrücklich wendet sich Kaufmann gegen die Annahme einer Völkerrechtsgemeinschaft (S. 193). Insofern mußte der Gedanke der Selbsterhaltung angesichts der historischen Realitäten fast zwangsläufig ein Gewicht erhalten, das man ihm heute im Zeichen einer auf die Charta der Vereinten Nationen gestützten Weltfriedensordnung keineswegs mehr zubilligen würde – auch wenn der Internationale Gerichtshof (IGH) in seinem berühmten Rechtsgutachten aus dem Jahre 1996 zur Legalität des Einsatzes von Atomwaffen die resignierende Feststellung getroffen hat, alle rechtliche Schranken würden möglicherweise zusammenbrechen »in an extreme circumstance of self-defence, in which the very survival of a State would be at stake«.<sup>26</sup> Eine Einigkeit konnten die Richter zu dieser Frage nicht erreichen.

Auch in einem späteren Aufsatz aus dem letzten Kriegsjahr 1917 äußert sich Kaufmann ohne jeden Vorbehalt zu der seiner Ansicht nach positiven Funktion des Krieges:

Uns ... ist der Krieg ein Glied der göttlichen Weltordnung, das Gottesgericht, in dem die wahre Macht der Staaten offenbar wird: die wahre Macht, die allein von sittlichen Energien getragen werden kann, – die große Probe, ob die bisherige internationale Machtverteilung eine richtige war und nicht durch eine richtigere und bessere ersetzt werden muß, – der blutige Bringer aller größten weltgeschichtlichen Fortschritte.<sup>27</sup>

Es ist richtig, daß in jener Zeit ein enger Nationalismus alle Geister in Beschlag nahm. Auch die Universitätslehrer meinten sich dem Kampf um die Selbstbehauptung anschließen zu müssen. Kaufmann gehörte zu den vielen, die noch in diesem Jahr einen Friedensschluss ablehnten. Schon allein der Duktus seiner Ausführungen zeigt, daß seine philosophischen Erkenntnisse im Grunde doch nur aus den politischen Grundstimmungen der Zeit abgeleitet waren. Ganz offensichtlich weigerte sich Kaufmann auch, sich durch einen Blick auf die blutigen Realitäten der Schlachtfelder zu korrigieren. Von Tod, Zerstörung und Leid ist auch in seiner Abhandlung von 1917 nichts zu lesen. Der einzelne mit seinem Streben nach einfachem Lebensglück kommt bei ihm nicht vor.

Auf Grund seines nicht nur akademischen Bekenntnisses zum monarchischen Prinzip fiel es Kaufmann in der Folgezeit schwer, sich mit dem demokratischen Gedanken anzufreunden. In seiner Dissertation war er mit Stahl davon ausgegangen, daß die Obrigkeit für das Volk eine »schlechthin ›gegebene« sei, »eine ›vor‹ und ›über‹ ihm stehende Macht«, die »autorité préexistante du Roi«.<sup>28</sup> Auch als sich das Kaiserreich seinem Endstadium zuneigt, bleibt er seiner ursprünglichen Einschätzung treu. Den Parlamentarismus des Reiches von 1871 kanzelt er mit drastischen Wendungen ab, während sich für ihn die Kraft des deutschen Volkes vor allem in der Beamten-schaft und in der Wirtschaft manifestiert.<sup>29</sup> Mit einem gewissen Widerstreben erklärt er sich nach dem Inkrafttreten der Weimarer Reichsverfassung zum »Vernunftrepublikaner«.<sup>30</sup>

Aber nach der Niederlage des Jahres 1918 hat Kaufmann doch über Jahre hinweg einen Lernprozeß durchgemacht, den er allerdings

seinen Lesern nicht explizit offenbart. Die Abhandlung »Grundfragen der künftigen Reichsverfassung« aus dem Jahre 1919 begrüßt vor allem den vorgesehenen Grundrechtsteil des neuen Verfassungsinstruments und äußert in deutlicher Sprache ihre Befriedigung darüber, daß nunmehr alle Bürger sich ungehindert in den politischen Dingen betätigen können.<sup>51</sup> Seine im Jahre 1921 veröffentlichte Schrift »Kritik der neukantischen Rechtsphilosophie« verläßt den Raum der aktuellen Politik und wendet sich abermals gegen den seiner Ansicht nach formalen Rationalismus einer lebensfremden und blutleeren Rechtslehre, wie sie insbesondere von Hans Kelsen vertreten worden war. Kaufmann verfißt hier Thesen, für die er sich schon in seinen frühen Schriften eingesetzt hatte. Aber ein völlig neues Terrain betritt er mit seinem Vortrag zur Gleichheit vor dem Gesetz bei der Staatsrechtslehrrtagung des Jahres 1926,<sup>52</sup> einer Arbeit, die ohne eine einzige Fußnote auskommt – schon damit zum Ausdruck bringend, daß hier die Brücken zur Vergangenheit abgebrochen werden sollen. Gleich zu Beginn dieses Vortrages legt er unter Hinweis auf die Ereignisse, die Deutschland in den vorangegangenen Jahren aufgerüttelt hatten – Krieg, Zusammenbruch, Revolution, Versailler Vertrag –, ein Bekenntnis zum Naturrecht ab. Der Gedanke des Naturrechts sei »als das Wissen von einer höheren Ordnung etwas Ewiges und Unvermeidliches«. Wer mit den früheren Schriften von Kaufmann vertraut war, mußte dieses »Bekenntnis« als überraschend empfinden, hatte Kaufmann sich doch zuvor mit aller methodischen Schärfe gegen das Konzept des Naturrechts ausgesprochen.<sup>53</sup> Aber die neue Wendung bedeutet gleichzeitig, daß Kaufmann den Gleichheitssatz mit überpositiven Wertvorstellungen auflädt. Vom Gesetzgeber werde der Erlaß »gerechter« Gesetze verlangt, sie müßten dem inneren Zweck der Ordnung der betreffenden Lebensverhältnisse entsprechen. Um erkennen zu können, was gerecht sei, müsse man »reinen Herzens« sein, sowohl als Handelnder wie auch als Richtender:<sup>54</sup> die Gerechtigkeit könne nur durch »gerechte und sittliche Persönlichkeiten« erfüllt werden.<sup>55</sup> Eine der Schlußfeststellungen kann man auf der einen Seite als Absage eines konservativen Denkers an

das demokratische Prinzip verstehen, andererseits aber auch als Warnung, daß der parlamentarische Gesetzgeber seine Befugnisse nicht in einem Allmachtwahn mißbrauchen dürfe: »der Staat schafft nicht Recht, der Staat schafft Gesetze; und Staat und Gesetz stehen unter dem Recht.«<sup>36</sup> Wer die Entwicklungslinien von Kaufmanns Denken in Betracht zieht, mag zu der ersten Deutung neigen; wer sich aber die nationalsozialistische Gesetzesdiktatur vor Augen führt, die schon wenige Jahre später den Rechtsstaat zum Einsturz bringen sollte, mag hier eine Vorahnung der kommenden Verwerfungen im Staatswesen erkennen.

Es liegt auf der Hand, daß das Referat ein geteiltes Echo finden mußte. Hans Nawiascky, der den Zweitbericht erstattete und der später nach der Überwindung der Nazi-Diktatur durch seine Arbeit im Herrenchiemseer Verfassungskonvent zum Grundgesetz bekannt geworden ist, hielt Kaufmann entgegen, er bekenne sich zum Positivismus und betrachte das Gesetz als das Prius, aus dem das Recht abgeleitet werden müsse.<sup>37</sup> In der Diskussion machte insbesondere Hans Kelsen geltend, Kaufmann setze die Autorität des Gesetzgebers herab: »Wer den Schleier hebt und sein Auge nicht schließt, dem starrt das Gorgonenhaupt der Macht entgegen.«<sup>38</sup> Für ihn knüpfte also Kaufmanns Referat in gerader Linie an ein staatsrechtliches Denken an, wo die Lösungen für konkrete Rechtsprobleme nicht in transparenter Weise im offenen demokratischen Verfahren gefunden werden, sondern von einer Machtelite willkürlich aus einem Urgrund traditionalistischer Wertvorstellungen geschöpft werden.

Den endgültigen Schritt zur Emanzipation von den Denkvorstellungen der vordemokratischen Zeit legte Kaufmann mit seiner Schrift »Probleme der internationalen Gerichtsbarkeit« aus dem Jahre 1932 zurück.<sup>39</sup> In einem Jahrzehnt praktischer Arbeit vor und mit internationalen Instanzen hatte er die Erfahrung gemacht, daß Modelle einer universalen Weltordnung eben doch eine Substanzhaftigkeit besitzen können und sich nicht als blutleere Abstraktionen abtun lassen.<sup>40</sup> So stellt er fest, daß es in der internationalen Gemeinschaft etwas gebe, was Recht und Gerechtigkeit heiße, und daß man auch von Objektivität im Recht sprechen könne.<sup>41</sup> Dezidierter noch nimmt

Kaufmann eine maßvolle Mittelposition im Jahre 1935 bei seiner Vorlesung an der Haager Akademie für Internationales Recht<sup>42</sup> ein, wo er auf alle einseitigen nationalistischen Akzente verzichtet und sich, wie man heute sagen würde, in den europäischen »mainstream« eingliedert. Bemerkenswert erscheint vor allem, daß er dort an mehreren Stellen den Staat als Mitglied der internationalen Gemeinschaft bezeichnet und anerkennt, daß auch die Souveränität ihn nicht von allen Bindungen freistelle: er sei den objektiven übernationalen Werten, im Sinne von Bodin den »Gesetzen Gottes und der Natur«, unterworfen.<sup>43</sup> Der individuelle Staat ist also nicht mehr die Hauptstütze der völkerrechtlichen Ordnung. Kaufmann, der sich ursprünglich nur negativ zum Frieden als Leitprinzip für die internationale Ordnung geäußert hatte, erkennt nun an, daß die internationale Gemeinschaft zwei Hauptziele verfolge: Frieden und Gerechtigkeit – la Paix et la Justice.

Die Schriften, die Kaufmann nach seiner Rückkehr aus dem Exil vorgelegt hat, sind durchweg Arbeiten eines nüchternen Juristen, dem vor allem daran gelegen war, deutsche Interessen nach dem Zusammenbruch des Dritten Reichs zu verfechten. Mit unbestechlicher Logik bestimmt und begrenzt er die Befugnisse der Besatzungsmächte,<sup>44</sup> er setzt sich für die deutsche Einheit ein<sup>45</sup> und fordert die Freilassung der deutschen Kriegsgefangenen.<sup>46</sup> Im Streit um die Wiederbewaffnung im Rahmen des später gescheiterten EVG-Vertrages tritt er für die Integrationsoffenheit des Grundgesetzes ein.<sup>47</sup> Offensichtlich findet er seine Idealvorstellungen vom Staate in der Rechtsordnung der Bundesrepublik Deutschland voll verwirklicht.

Kaufmann hatte sich zeit seines Lebens als deutschen Patrioten verstanden. Daß er wegen seiner jüdischen Abkunft Opfer von Diskriminierung und Verfolgung werden könnte, vermochte er sich ursprünglich wohl nicht einmal vorzustellen. Als protestantischer Christ fühlte und sah er sich in der Mitte des deutschen Volkes stehend. Um so mehr mußte ihn bestürzen, wenn er wegen seiner Abstammung angefeindet wurde. Carl Schmitt, zu dem seit den späten zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein untergründiges

Spannungsverhältnis bestand,<sup>48</sup> agitierte in den entscheidenden Monaten des Jahres 1934, als es um Kaufmanns Entlassung ging, mit einer Eingabe an das preußische Ministerium:

[Kaufmann] ist Volljude, aber es ist ihm gelungen, sein Judentum, das auf manche besonders aufreizend wirkt, gegenüber anderen mit größtem Erfolg zu verbergen und durch lautes Bekenntnis zum Deutschtum zahlreiche Schüler und Hörer bis in das Jahr 1934 hinein in dem Glauben zu halten, daß er rein deutscher Herkunft sei. Für deutsches Empfinden ist eine solche ganz auf Verschweigung der Abstammung und Tarnung angelegte Existenz schwer begreiflich. ... Das ist ein typisches Bestreben sog. geistiger Assimilanten, das sich vor der Machtergreifung Adolf Hitlers hemmungslos betätigen konnte ... Daher wäre es nicht nur eine schlimme Verwirrung, sondern eine seelische Schädigung der deutschen Studenten, wenn der national-sozialistische Staat einem besonders ausgesprochenen Typus jüdischen Assimilantentums heute von neuem die Möglichkeit geben würde, sich an der größten deutschen Universität zu betätigen.<sup>49</sup>

Auf diese Weise wurde auch die bloße Erteilung eines Lehrauftrags an Kaufmann verhindert. Ein Kommentar erübrigt sich.<sup>50</sup>

Die Würdigungen des Lebenswerks von Kaufmann müssen je nach dem Standpunkt des Betrachters die Zerrissenheit widerspiegeln, die eine Gesamtschau erkennen läßt.<sup>51</sup> Noch im Jahre 1950 ist Friedrich August von der Heydte bei seiner Stellungnahme zu den rechtsphilosophischen Arbeiten von Kaufmann bemüht, einen großen Bogen unbeschädigter Harmonie zu schlagen.<sup>52</sup> Rudolf Smend geht immerhin auf die Clausula-Schrift von 1911 ein und merkt an, es handele sich um »das am meisten mißverstandene seiner Bücher«, denn die beanstandeten Thesen seien »nicht in erster Linie politisch, sondern philosophisch gemeint«.<sup>53</sup> Herrmann Mosler stellt zwar eine »Kontinuität des Denkens« fest, fügt aber im gleichen Atemzug hinzu, daß über die Jahre hinweg für Kaufmann »die Selbstbehauptung des souveränen Staates der Nationalstaatsepoche ... hinter seine Einordnung in die durch das Völkerrecht geordnete Staatenge-

meinschaft« zurückgetreten sei.<sup>54</sup> In vornehmer Diktion geht Peter Lerche auch auf die Verirrungen in Kaufmanns Denken ein, deutet sie aber als Ausflüsse eines Gerechtigkeitskonzepts, das sich eben auch mit der rauhen Wirklichkeit auseinandersetzt.<sup>55</sup> Das schärfste Urteil kommt von Michael Stolleis, der in seiner Geschichte des öffentlichen Rechts in Deutschland sich nicht scheut, den »Bellizismus« Kaufmanns anzuprangern.<sup>56</sup> Der finnische Völkerrechtler Martti Koskenniemi<sup>57</sup> schließlich verweist auf den resignativen Grundton in Kaufmanns Haager Vorlesungen, wo er in Anlehnung an Hegel schreibt: »les pages du livre de l'Histoire universelle qui parlent du bonheur sont vides«.<sup>58</sup>

Vor uns steht das Lebenswerk eines Mannes, der an den Kämpfen und Auseinandersetzungen seiner Zeit aktiven Anteil genommen hat. Niemals hat er die Welt nur von der Warte des Elfenbeinturms aus betrachtet. Wer sich engagiert, kann auch irren.<sup>59</sup> Der schwerste – und heute als unverzeihlich empfundene – Irrtum war seine Lobpreisung des Krieges als Maßstab für den Wert eines Volkes. Kaufmann hat später am eigenen Leibe erfahren müssen, welches Unheil der Welt aus solchen Anschauungen erwächst.

### *Anmerkungen*

- 1 Der vorliegende Aufsatz stützt sich weitgehend auf zwei jüngere Dissertationen: Frank Degenhardt, *Zwischen Machtstaat und Völkerbund*. Erich Kaufmann (1880-1972), Baden-Baden 2008 (im Folgenden zitiert als Degenhardt); Reut Yael Paz, *A Gateway between a Distant God and a Cruel World: The Contribution of 20th Century Jewish German-Speaking Scholars Erich Kaufmann, Hans Kelsen, Hersch Lauterpacht and Hans J. Morgenthau to the Professionalisation of International Law and International Relations*, Bar-Ilan University, Israel, 2008 (noch nicht veröffentlicht).
- 2 Dazu kundig Klaus Rennert, *Die »geisteswissenschaftliche Richtung« in der Staatsrechtslehre der Weimarer Republik*. Untersuchungen zu Erich Kaufmann, Günther Holstein und Rudolf Smend, Berlin 1987, S. 97-122.
- 3 *Auswärtige Gewalt und Kolonialgewalt in den Vereinigten Staaten von Amerika*, Leipzig 1908. Kaufmann verfaßte diese Schrift in Deutschland. Zu einem Studienaufenthalt in den Vereinigten Staaten kam es nicht.
- 4 Vgl. Anna-Maria Gräfin von Lösch, *Der nackte Geist*. Die Juristische Fakul-

- tät der Berliner Universität im Umbruch von 1933, Tübingen 1999, S. 90 f. Symptomatisch erscheint auch, daß Kaufmann nicht zur Mitarbeit an dem von 1930 bis 1932 erschienenen Handbuch des Deutschen Staatsrechts eingeladen wurde.
- 5 Vgl. Rudolf Smend, Zu Erich Kaufmanns wissenschaftlichem Werk, in: Um Recht und Gerechtigkeit. Festgabe für Erich Kaufmann, Stuttgart 1950, S. 391, 397.
  - 6 Degenhardt, S. 90, 97.
  - 7 Degenhardt, S. 91 ff.
  - 8 Deutsche Interessen in Oberschlesien, Urteil A Nr. 7, 25.5.1927; Chorzow-Fall, Urteil A Nr. 17, 13.9.1928.
  - 9 Zollunion Deutschland-Österreich, Gutachten A/B Nr. 41, 5.9.1931.
  - 10 Polnische Staatsangehörige in Danzig, Gutachten A/B Nr. 44, 4.2.1932.
  - 11 Vgl. Degenhardt, S. 109, 112-114.
  - 12 Vgl. Degenhardt, S. 89.
  - 13 Karl Josef Partsch, Der Rechtsberater des Auswärtigen Amtes 1950-1958. Erinnerungsblatt zum 90. Geburtstag von Erich Kaufmann, ZaöRV 30 (1970), S. 223-236.
  - 14 Wilhelm G. Grewe, Rückblenden 1976-1951, Frankfurt 1979, S. 133.
  - 15 Vgl. das Vorwort zu den Gesammelten Schriften (nachstehend abgekürzt zitiert als »GS«), Göttingen 1960, Bd. 1, S. XII.
  - 16 Widersprochen werden muß daher der These von der Kontinuität, die von zwei so unterschiedlichen Autoren wie Friedrich August von der Heydte, Das rechtsphilosophische Anliegen Erich Kaufmanns. Versuch einer Deutung, in: Um Recht und Gerechtigkeit. Festgabe für Erich Kaufmann, Stuttgart 1950, S. 103 ff., und Martti Koskenniemi, The Gentle Civilizer of Nations. The Rise and Fall of International Law 1870-1960, Cambridge 2001, S. 249, 251, behauptet wird.
  - 17 Studien zur Staatslehre des monarchischen Prinzipes, Leipzig 1906.
  - 18 Ibid., S. 61.
  - 19 Ibid., S. 79.
  - 20 Das Wesen des Völkerrechts und die *clausula rebus sic stantibus*, Tübingen 1911.
  - 21 GS, Bd. 3, S. XX. Vgl. auch die Fußnote seiner im Jahre 1935 an der Akademie für Internationales Recht in Den Haag gehaltenen Vorlesung »*Règles générales du droit de la paix*«, *Recueil des cours* 54 (1935-IV), S. 309, 522 Fn. 1, wo es heißt, die Passage müsse im Zusammenhang mit seiner Polemik gegen den Neukantianismus von Rudolf Stammler gelesen werden.
  - 22 Nachfolgend werden die Seiten der *Clausula*-Schrift der Einfachheit halber jeweils im Text angegeben.

- 23 Verwiesen sei insbesondere auf Leonard Nelson, *Die Rechtswissenschaft ohne Recht*, 1917, 2. Aufl. Göttingen/Hamburg 1949, S. 127-166.
- 24 Diese Aussage entbehrt jeder Logik, wie schon Nelson, *ibid.*, S. 145, dargelegt hat.
- 25 Georg Wilhelm Friedrich Hegel, *Grundlinien der Philosophie des Rechts*, Berlin 1821, Ausgabe Suhrkamp 1970, § 257.
- 26 International Court of Justice, *Legality of the Threat or Use of Nuclear Weapons*, ICJ Reports 1996, S. 226, 266.
- 27 *Bismarcks Erbe in der Reichsverfassung*, Berlin 1917, S. 8.
- 28 *Staatslehre des monarchischen Prinzipes* (Fn. 17), S. 79.
- 29 *Bismarcks Erbe* (Fn. 27), S. 100-103.
- 30 Degenhardt, S. 1.
- 31 *Grundfragen der künftigen Reichsverfassung*, Berlin 1919, S. 38.
- 32 *Die Gleichheit vor dem Gesetz im Sinne des Art. 109 der Reichsverfassung*, *VVDStRL* 3 (1927), S. 2.
- 33 *Monarchisches Prinzip* (Fn. 17), S. 61.
- 34 *VVDStRL* 3 (1927), S. 12.
- 35 *Ibid.*, S. 16.
- 36 *Ibid.*, S. 20.
- 37 Hans Nawiasky, *Die Gleichheit vor dem Gesetz im Sinne des Art. 109 der Reichsverfassung*, *ibid.*, S. 25.
- 38 *Ibid.*, S. 55.
- 39 *Probleme der internationalen Gerichtsbarkeit*, Leipzig/Berlin 1932.
- 40 Vgl. auch die positive Einschätzung des Völkerbundes: *Der Völkerbund*, 1932, GS, Bd. 2, S. 224-237.
- 41 *Loc. cit.* (Fn. 39), S. 7.
- 42 *Loc. cit.* (Fn. 21).
- 43 *Ibid.*, S. 352, 358, 522 f.; vgl. auch S. 486, 488, 515.
- 44 *Deutschlands Rechtslage unter der Besatzung*, Stuttgart 1948.
- 45 Erich Kaufmann/Ekkehart Stein, *Gibt es zwei deutsche Staaten?*, Bonn 1963.
- 46 *Die Freilassung und Heimschaffung der deutschen Kriegsgefangenen*, *Süd-deutsche Juristenzeitung* 1947, Sp. 57-60 = GS II, S. 301-305.
- 47 *Rechtsgutachten zur Europäischen Verteidigungsgemeinschaft und zum Deutschlandvertrag im Verfahren vor dem Bundesverfassungsgericht*, GS I, S. 529-588.
- 48 Vgl. Degenhardt, S. 120.
- 49 Abdruck bei Lösch, *op. cit.* (Fn. 4), S. 207.
- 50 Wie tief Kaufmann der Kampf der Schmittschen Denkschule gegen den toleranten und freiheitlichen Weimarer Staat getroffen hatte, zeigt sich

auch an einer Äußerung im Streit um die Wiederbewaffnung vor dem Bundesverfassungsgericht im Jahre 1952, wo er eine Passage in einem Gegengutachten von Ernst Forsthoff, seinerzeit Assistent von Carl Schmitt, als erneuten Angriff auf den bürgerlichen Rechtsstaat geißelt, loc. cit. (Fn. 47), S. 579. So sei Forsthoff als verführerischer Schriftsteller Wegbereiter der totalitären Diktatur geworden. In seinem Werk »Der totale Staat«, Hamburg 1933, S. 38, hatte Forsthoff »de[n] Juden« als Andersartigen aus dem Geltungsbereich bürgerlicher und menschenrechtlicher Gleichheit ausgeschlossen: »Das Bewußtsein der Artgleichheit und volklichen Zusammengehörigkeit aktualisiert sich vor allem in der Fähigkeit, die Artverschiedenheit zu erkennen und den Freund vom Feind zu unterscheiden. Und zwar kommt es darauf an, die Artverschiedenheit dort zu erkennen, wo sie nicht durch die Zugehörigkeit zu einer fremden Nation ohne weiteres sichtbar ist, etwa in dem Juden, der durch eine aktive Beteiligung an dem kulturellen und wirtschaftlichen Leben die Illusion einer Artgleichheit und einer Zugehörigkeit zum Volke zu erwecken suchte und zu erwecken verstand. Die Wiedergeburt eines politischen deutschen Volkes mußte dieser Täuschung ein Ende machen und dem Juden die letzte Hoffnung nehmen, in Deutschland anders denn im Bewußtsein der Artverschiedenheit, also in dem Bewußtsein, Jude zu sein, leben zu können.«

- 51 Versuch einer abgewogenen Gesamtwürdigung durch Manfred Friedrich, Erich Kaufmann, *Der Staat* 26 (1987), S. 231-249.
- 52 Loc. cit. (Fn. 16).
- 53 Loc. cit. (Fn. 5), S. 391, 394.
- 54 Erich Kaufmann zum Gedächtnis, *ZaöRV* 32 (1972), S. 235, 236.
- 55 Erich Kaufmann – Gelehrter und Patriot, in: Peter Landau/Hermann Nehlsen (Hrsg.), *Große jüdische Gelehrte an der Münchener Juristischen Fakultät*, Ebelsbach 2001, S. 20-31.
- 56 *Geschichte des öffentlichen Rechts in Deutschland*, Bd. 3, München 1999, S. 88, 176.
- 57 Op. cit. (Fn. 16), S. 260.
- 58 Loc. cit. (Fn. 21), S. 557. Bei Hegel heißt es in der Einleitung zu den »Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte«, 1837, *Werke* Bd. 12, Ausgabe Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1986, S. 42: »Die Weltgeschichte ist nicht der Boden des Glücks. Die Perioden des Glücks sind leere Blätter in ihr.«
- 59 Vgl. auch Hegels Äußerung in der Einleitung zu den Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte, *ibid.*, S. 72: »jeder Einzelne ist der Sohn seines Volkes und zugleich, insofern sein Staat in Entwicklung begriffen ist, der Sohn seiner Zeit; keiner bleibt hinter derselben zurück, noch weniger überspringt er dieselbe.«

## FRIEDRICH HIRZEBRUCH

### DER MATHEMATIKER DAVID HILBERT

---

Alexander von Humboldt war ein großer Freund der Mathematik. 1829 schrieb er an Spiker, Bibliothekar und Zeitungsbesitzer in Berlin:

Berlin soll mit der Zeit die erste Sternwarte, die erste chemische Anstalt, den ersten botanischen Garten, die erste Schule für transzendente Mathematik besitzen. Das ist das Ziel meiner Bemühungen und das einigende Band meiner Anstrengungen.

1842 bei der Gründung des Ordens wurden zwei inländische Mitglieder für Mathematik gewählt:

Carl Friedrich Gauß, 65 Jahre alt

Carl Gustav Jacobi, 38 Jahre alt

David Hilbert, um den es in diesem Vortrag geht, schreibt 1930:

Jacobi, dessen Name neben Gauß steht und noch heute von jedem Studierenden unserer Fächer mit Ehrfurcht genannt wird.

Stichworte zu Jacobis Werk: Zahlentheorie, elliptische Funktionen. Jacobi stirbt schon 1851, 47 Jahre alt. Er hat keinen Mathematiker als Nachfolger im Orden. Gauß stirbt 1855. Sein Nachfolger auf dem Lehrstuhl in Göttingen und im Orden ist Peter Gustav Lejeune Dirichlet (geboren 1805 in Düren). Humboldt schickt den königlichen Brief vom 10. August 1855 über die Ernennung zum Ordensritter an Dirichlet weiter. Humboldt schreibt:

Sie sehen, mein theurer Dirichlet, durch des Königs Handschrift, die Sie behalten müssen, daß Sie in Frieden, wiewohl königliche Betrübniß erzeugend, von hier wegziehen. Ihre Wahl mit 17 Stimmen ist einstimmig gewesen [...].

Humboldt schreibt, daß 12 Ritter, sich unritterlich benehmend, nicht geantwortet haben. Er spricht von grober Nachlässigkeit und Desinteresse am Glanz des Ordens.

Stichworte zu Dirichlets Werk: Analytische Methoden in der Zahlentheorie, Mathematische Physik. Dirichletsches Prinzip, das er in Vorlesungen anwandte:

Gegeben eine Funktion  $f$  auf dem Rande eines Gebietes in der Ebene. Sie soll auf das ganze Gebiet so fortgesetzt werden, daß sie der Potentialgleichung  $\Delta f = 0$  genügt. Eine Lösung wird gegeben durch eine Funktion  $f$ , für die das Integral über das Quadrat der Länge des Gradienten von  $f$  minimal wird.

Dirichlet stirbt schon 1859, einen Tag vor Humboldt.

Erst 1875 wird ein Nachfolger gewählt, nämlich Karl Weierstraß. Jeder Student lernt diesen Namen, wenn er im vierten Semester Funktionentheorie hört. Weierstraß zeigt durch ein Gegenbeispiel, daß im Dirichletschen Prinzip die Existenz eines Minimums nicht selbstverständlich ist. 1905 veröffentlicht Hilbert eine Arbeit, in der diese ganze Problematik geklärt wird.

Als Weierstraß 1897 stirbt, schreibt Hilbert eine ausführliche Würdigung des Werkes von Weierstraß. Als Nachfolger von Weierstraß wird Carl Neumann gewählt, dem man scharfsinnige Methoden zu

allgemeinen Randwertproblemen verdankt, wie Hilbert 1900 in seiner Sammlung von Problemen, auf die wir noch zu sprechen kommen, sagt. Neumann hat 1869 die *Mathematischen Annalen* gegründet, die zu einer führenden Zeitschrift wurden. Nachfolger von Neumann als Herausgeber der *Mathematischen Annalen* waren Felix Klein und David Hilbert. Felix Klein war auch der Nachfolger von Neumann im Orden. Er wurde 1923 im Alter von 74 Jahren gewählt, starb aber schon 1925. Er war Ordinarius in Göttingen seit 1886. Er war ein großer Geometer, Förderer der angewandten Mathematik und Reformator des Schulunterrichts. Zusammen mit Hilbert machte er Göttingen zur Weltspitze in der Mathematik. 1926 wurde Hilbert sein Nachfolger im Orden. Hilbert ist also der siebte und letzte inländische Mathematiker im Orden vor 1933. Er hat zum Werk seiner sechs Vorgänger enge Beziehungen. Die sieben sind Sterne am Himmel der Mathematik und heute noch jedem Mathematiker bekannt.

Hilbert wurde 1862 in Königsberg geboren, studierte dort und stieg auf bis zum Ordinarius im Jahre 1893. Schon in Königsberg verbanden ihn Freundschaft und Zusammenarbeit mit Hermann Minkowski. Im Jahre 1893 erhielten die beiden von der Deutschen Mathematiker-Vereinigung (DMV) den Auftrag, einen Bericht über die neuere Entwicklung der Zahlentheorie zu verfassen. Es entstanden Hilberts *Zahlbericht* von fast 400 Seiten (Jahresbericht der DMV 1897) und Minkowskis berühmtes Buch *Geometrie der Zahlen* (Leipzig 1896). Der *Zahlbericht* beruht auch auf Arbeiten von Hilberts Vorgängern im Orden, Gauß, Jacobi, Dirichlet. Hilbert schreibt zum Beispiel: »Neben Gauß geben auch Jacobi und Lejeune Dirichlet wiederholt und nachdrücklich ihrer Verwunderung Ausdruck über den engen Zusammenhang zahlentheoretischer Fragen mit algebraischen Problemen, insbesondere mit dem Problem der Kreisteilung.« Hilbert sagt, daß der innere Grund für diesen Zusammenhang heute völlig aufgeklärt sei. Hilbert erwähnt auch »die so wichtige und weittragende von Lejeune Dirichlet ersonnene Methode zur Bestimmung der Klassenzahl eines Zahlkörpers auf analytischer Grundlage«. Hilbert wurde 1895 ordentlicher Professor in Göttingen, Min-

kowski 1902. Er starb schon 1909, ein schwerer Schlag für Hilbert. Von Minkowski stammt auch die indefinite Metrik in der 4-dimensionalen Raum-Zeit-Welt.

Hilbert war 33 Jahre alt, als er nach Göttingen kam. Er starb dort 1943 im Alter von 81 Jahren. Hermann Weyl, Nachfolger von Hilbert auf seinem Lehrstuhl, schrieb in Princeton einen Nachruf, der mitten im Krieg in Großbritannien und den USA veröffentlicht wurde. Eine ausführlichere Darstellung (*David Hilbert and his mathematical work*) erschien im *Bulletin of the American Mathematical Society* 1944). Ich werde den Nachruf verwenden, um Hilbert als Mathematiker zu charakterisieren. Hermann Weyl schreibt:

At the beginning of this year died in Göttingen, Germany, David Hilbert, upon whom the world looked during the last decades as the greatest of the living mathematicians [...] Hilbert and Minkowski were the real heroes of the great and brilliant period which mathematics experienced during the first decade of this century in Göttingen [...] Among the authors of the great number of valuable dissertations [...] written under Hilbert's guidance we find many Anglo-Saxon names of men who subsequently have played a considerable role in the development of American Mathematics [...].

In der Tat, in den gesammelten Werken von Hilbert (drei Bände, 1932/35, Springer Verlag) sind 60 Dissertationen vor 1914 und 9 von 1918 bis 1933 gelistet.

Hermann Weyl führt aus, daß Hilberts Werk in Perioden eingeteilt ist. Hilbert wandte sich einem Gebiet voll und ganz zu, irgendwann wurde es fallengelassen, und ein anderes kam an die Reihe. Hermann Weyl spricht von fünf Hauptperioden:

- I. Invariantentheorie (1885-1893)
- II. Theorie der algebraischen Zahlkörper (1893-1898)  
Hierhin gehört der erwähnte Zahlbericht.
- III. Grundlagen

(a) Geometrie (1898-1902)

Hilbert schrieb das berühmte Buch *Grundlagen der Geometrie*, 1899, ein neuer Euklid, in etwa 20 Auflagen erschienen.

(b) Grundlagen der Mathematik (1922-1930)

Zu dieser 20 Jahre späteren Teilperiode gehören die Bücher Hilbert – Ackermann, *Grundzüge der theoretischen Logik* (1928)

Hilbert – Bernays, *Grundlagen der Mathematik* (1934/39), zwei Bände

Hilberts formalisierte axiomatische Grundlegung der Mathematik und die zugehörige Beweistheorie fanden ihre Grenzen durch die Arbeiten von Kurt Gödel, wonach der Nachweis der Widerspruchsfreiheit einer formalisierten mathematischen Theorie, die reichhaltig genug ist, stets kompliziertere Mittel verwenden muß, als in der Theorie vorhanden sind.

IV. Integralgleichungen (1902-1912)

Hermann Weyls Dissertation fällt in diese Periode. Thema: Singuläre Integralgleichungen mit besonderer Berücksichtigung des Fourierschen Integraltheorems (1908).

V. Physik (1910-1922)

Zum Beispiel Arbeiten zur Allgemeinen Relativitätstheorie.

Beim zweiten Internationalen Mathematiker-Kongreß (Paris 1900) legte Hilbert seine berühmten 23 Probleme vor. Er sagte: »Welche neuen Methoden und neuen Tatsachen werden die neuen Jahrhunderte entdecken – auf dem weiten und reichen Felde mathematischen Denkens.« Hilberts Probleme reichen von der Cantorsche Kontinuumshypothese (Problem 1) bis zur Weiterführung der Methoden der Variationsrechnung (Problem 23). Bei Problem 8 (Verteilung der Primzahlen) ist die Riemannsche Vermutung auch heute noch die zentrale ungelöste Frage. Es gibt mehrere Veröffentlichungen über den Stand der Hilbertschen Probleme (z.B. 1969 in Moskau). Dort hat Yuri Manin einige Probleme kommentiert.

Nach dem Ersten Weltkrieg wurden die deutschen Mathematiker boykottiert, sie durften nicht an den internationalen Kongressen teilnehmen. Erst 1928 (Bologna) war dies wieder möglich. Hilbert gehörte nicht zu denen, die jetzt aus Trotz erst recht fernbleiben wollten. Er führte eine Delegation von 67 Mathematikern an. Als Hilbert den Saal der Eröffnungssitzung betrat, herrschte plötzlich vollständige Stille. Dann standen alle auf und applaudierten. Hilbert sagte: »Es macht mich glücklich, daß nach einer langen harten Zeit alle Mathematiker der Welt hier vertreten sind. So sollte es sein und so muß es sein für das Wohlergehen unserer geliebten Wissenschaft.« (Nach Constance Reid, *Hilbert*, Springer Verlag 1970).

Richard Courant, nach dem heute das Courant Institute of Mathematical Sciences der New York University benannt ist, wurde 1921 als Nachfolger von Felix Klein nach Göttingen berufen. Dem mathematischen Weltzentrum Göttingen wurde dank Courants Initiative mit Hilfe der Rockefeller Foundation ein großartiges mathematisches Institut gebaut, das 1929 eingeweiht wurde, ein Traum von Felix Klein wurde wahr. Hermann Weyl schreibt aber weiter: »But soon the Nazis' storm broke, and those who had laid the foundations and taught there besides Hilbert were scattered over the earth, and the years after 1933 became for Hilbert years of ever deepening tragic loneliness [...]«

Jetzt will ich im einzelnen berichten, wie die Mathematik in Göttingen zerstört wurde.

Die fünf Göttinger Ordinariate waren 1933 wie folgt besetzt:

1) Felix Bernstein (seit 1911)

Er ging an die Columbia University New York.

2) Richard Courant (seit 1921, Nachfolger von Felix Klein)

Er ging an die New York University, wo ich ihn ab 1952 häufig besucht habe.

3) Gustav Herglotz (seit 1925)

Er blieb als einziger Ordinarius in Göttingen.

4) Edmund Landau (seit 1909)

Er war wohlhabend und zog in sein Haus in Berlin, wo er 1938 starb.

- 5) Hermann Weyl. Er war seit 1913 Ordinarius an der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich. Er folgte dem Ruf nach Göttingen als Nachfolger seines Lehrers Hilbert, der 1930 emeritiert worden war. Im Wintersemester 1930/31 begann er mit seinen Vorlesungen, die aber schon im Sommersemester 1933 endeten. Er hatte um seine Entlassung gebeten und ging mit seiner jüdischen Frau an das Institute for Advanced Study in Princeton, wo ich ihn 1952 kennengelernt habe.

Zum sogenannten Mittelbau gehörten Emmy Noether, Paul Bernays und Otto Neugebauer.

Die berühmte Algebraikerin Emmy Noether wurde von Hilbert stets gefördert. Aber auch er konnte keine Planstelle für sie erreichen, da sie eine Frau war. Sie hatte ein ungewöhnlich fruchtbares Seminar, an dem viele Gastmathematiker teilnahmen, z.B. Heinz Hopf, Nachfolger von Hermann Weyl an der ETH Zürich. Er war 1949-1950 mein Lehrer an der ETH Zürich und erzählte mir, daß er die Anwendung der Gruppentheorie in der Algebraischen Topologie von Emmy Noether gelernt habe. Emmy Noether ging an das Frauen-College Bryn Mawr, nicht weit von der Männer-Universität Princeton, wo sie natürlich nicht unterkommen konnte. Seminare hat sie aber in Princeton durchgeführt. Sie starb 1935 nach einer Operation. Einstein schrieb in seinem Nachruf in der *New York Times*: »In the judgement of the most competent living mathematicians, Fräulein Noether was the most significant creative mathematical genius thus far produced since the higher education of women began.«

Paul Bernays ging nach Zürich zurück. Er hatte seit 1917 mit Hilbert zusammengearbeitet. Seit 1919 war er in Göttingen als Privatdozent und außerordentlicher Professor. Die beiden Bände Hilbert – Bernays: *Grundlagen der Mathematik* wurden von Bernays verfaßt. Der zweite Band erschien 1939 (Springer Verlag). Bernays hatte in den Jahren 1934-39 in Zürich daran gearbeitet. Der Band hat eine Einführung von Bernays (Zürich, Februar 1939) und ein Vorwort

von Hilbert (Göttingen, März 1939). Die Zusammenarbeit Hilbert – Bernays ging also trotz Nazi-Zeit weiter. Ich habe 1949-1950 interessante Seminare bei Bernays mitgemacht.

Otto Neugebauer, der hervorragende Mathematikhistoriker, wanderte nach Kopenhagen aus und ging dann anschließend an die Brown University.

Der Bericht zeigt, daß sieben Mathematiker Göttingen sehr bald nach der sogenannten »Machtergreifung« 1933 verlorengingen. Hilbert war an der Berufung und Förderung aller sieben beteiligt. Wie Hermann Weyl sagte: »[...] the years after 1933 became for Hilbert years of ever deepening tragic loneliness.« Neben diesen sieben verließen Göttingen hervorragende Assistenten und Studenten, später berühmte Professoren in den USA. Hilbert hielt im Wintersemester 1933/34 seine letzte Vorlesung und betrat dann das Institut nicht mehr (nach Constance Reid).

Seit 1906 lag die Redaktion der *Mathematischen Annalen* neben Felix Klein und Hilbert in den Händen von Otto Blumenthal, dem ersten Doktoranden Hilberts (1898). Er verlor 1933 seine Professur in Aachen. Hilbert und den anderen Herausgebern gelang es, ihn als Redakteur der *Annalen* bis 1938 zu halten. Blumenthal, der ein besonders enges Verhältnis zu Hilbert hatte, ging dann nach Holland, wo er 1940 verhaftet wurde. Er starb 1944 im KZ Theresienstadt.

Die Redakteure der *Mathematischen Annalen* diskutierten die Frage, ob es ratsam sei, einen Nachruf auf Emmy Noether in den *Annalen* zu veröffentlichen. Ein Nachruf erschien dann bereits 1935, und zwar von Bartel Leendert van der Waerden, damals ordentlicher Professor in Leipzig (ausländisches Mitglied unseres Ordens seit 1973).

Es gab Versuche, das ruinierte mathematische Göttingen wieder aufzubauen. 1934 wurde der hervorragende Zahlentheoretiker Helmut Hasse berufen (Marineoffizier, national eingestellt, aber kein schlimmer Nazi). 1938 wurde Carl Ludwig Siegel, ebenfalls ein hervorragender und sehr vielseitiger Zahlentheoretiker, Ordinarius in Göttingen. Er kehrte 1940 von einer Vortragsreise nach Oslo nicht zurück, erreichte eines der letzten Schiffe in die USA, die Oslo vor der deutschen Besetzung verließen, wurde Professor am Institute for

Advanced Study in Princeton, kehrte nach dem Krieg nach Göttingen zurück und wurde 1963 Mitglied unseres Ordens.

Hilbert hatte in seinem Alter die Nazi-Zeit nicht immer wirklich erfaßt. Constance Reid berichtet über die letzte Geburtstagsfeier 1938 im Hause der Hilberts. Blumenthal, der, wie erwähnt, gerade in diesem Jahr, 1938, nach Holland ging, war auch da. Ich zitiere in Englisch nach Constance Reid:

Hilbert fragte Blumenthal:

»What subjects are you lecturing on this semester?«

»I do not lecture anymore«, Blumenthal gently reminded him.

»What do you mean, you do not lecture?«

»I am not allowed to lecture anymore.«

Hilbert: »But this is completely impossible! This cannot be done. Nobody has the right to dismiss a professor unless he has committed a crime. Why do you not apply for justice?«

Hilberts Frau Käthe hatte diese Feier vorbereitet, wie so viele größere Feste mit Studenten und Kollegen in glücklicheren Zeiten. Die Hilberts hatten 1892 in Königsberg geheiratet.

An der Trauerfeier für Hilbert 1943 nahmen nur wenige Freunde teil. Aus München kam einer der ältesten Freunde, der Physiker Arnold Sommerfeld, und hielt die Trauerrede, in der er Hilberts Werk würdigte. Käthe Hilbert starb im Januar 1945. Sie war fast blind.

Sie werden jetzt Hilberts Stimme hören, vom Radio gesendet, ein Auszug aus seinem Vortrag *Naturerkennen und Logik* auf der Tagung der Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte in Königsberg am 8. September 1930.

Das Instrument, welches die Vermittlung bewirkt zwischen Theorie und Praxis, zwischen Denken und Beobachten, ist die Mathematik; sie baut die verbindende Brücke und gestaltet sie immer tragfähiger. Daher kommt es, daß unsere ganze gegenwärtige Kultur, soweit sie auf der geistigen Durchdringung und Dienstbarmachung der Natur beruht, ihre Grundlage in der Mathematik

findet. Schon Galilei sagt: Die Natur kann nur der verstehen, der ihre Sprache und die Zeichen kennengelernt hat, in der sie zu uns redet; diese Sprache aber ist die Mathematik, und ihre Zeichen sind die mathematischen Figuren. Kant tat den Ausspruch: »Ich behaupte, daß in jeder besonderen Naturwissenschaft nur so viel eigentliche Wissenschaft angetroffen werden kann, als darin Mathematik enthalten ist.« In der Tat: Wir beherrschen nicht eher eine naturwissenschaftliche Theorie, als bis wir ihren mathematischen Kern herausgeschält und völlig enthüllt haben. Ohne Mathematik ist die heutige Astronomie und Physik unmöglich; diese Wissenschaften lösen sich in ihren theoretischen Teilen geradezu in Mathematik auf. Diese wie die zahlreichen weiteren Anwendungen sind es, denen die Mathematik ihr Ansehen verdankt, soweit sie solches im weiteren Publikum genießt.

Trotzdem haben es alle Mathematiker abgelehnt, die Anwendungen als Wertmesser für die Mathematik gelten zu lassen. Gauß spricht von dem zauberischen Reiz, den die Zahlentheorie zur Lieblingswissenschaft der ersten Mathematiker gemacht habe, ihres unerschöpflichen Reichtums nicht zu gedenken, woran sie alle anderen Teile der Mathematik so weit übertrifft. Kronecker vergleicht die Zahlentheoretiker mit den Lotophagen, die, wenn sie einmal von dieser Kost etwas zu sich genommen haben, nie mehr davon lassen können. Der große Mathematiker Poincaré wendet sich einmal in auffallender Schärfe gegen Tolstoi, der erklärt hatte, daß die Forderung »die Wissenschaft der Wissenschaft wegen« töricht sei. Die Errungenschaften der Industrie, zum Beispiel, hätten nie das Licht der Welt erblickt, wenn die Praktiker allein existiert hätten und wenn diese Errungenschaften nicht von uninteressierten Toren gefördert worden wären. Die Ehre des menschlichen Geistes, so sagte der berühmte Königsberger Mathematiker Jacobi, ist der einzige Zweck aller Wissenschaft.

Wir dürfen nicht denen glauben, die heute mit philosophischer Miene und überlegenem Tone den Kulturuntergang prophezeien und sich in dem Ignorabimus gefallen. Für uns gibt es kein Ignorabimus, und meiner Meinung nach auch für die Naturwissen-

schaft überhaupt nicht. Statt des törichten Ignorabimus heiße im Gegenteil unsere Lösung:

Wir müssen wissen,  
Wir werden wissen.

### *Anmerkungen*

- 1 Der vorstehende Text entspricht meinem Vortrag.
- 2 Die Humboldt-Zitate sind aus dem Buch *Briefwechsel zwischen Alexander von Humboldt und Peter Gustav Lejeune Dirichlet* entnommen. Herausgegeben von Kurt-R. Biermann. Akademie-Verlag, Berlin 1982. Seiten 40 und 124.
- 3 Die Zerstörung der Mathematik in Göttingen habe ich unter Verwendung eines Artikels von Norbert Schappacher *Das Mathematische Institut der Universität Göttingen 1929-1950* dargestellt. Der Artikel ist in dem Buch *Die Universität Göttingen unter dem Nationalsozialismus* erschienen. Herausgegeben von Heinrich Becker, Hans-Joachim Dahms, Cornelia Wegeler. K.G. Saur Verlag, München 1987.
- 4 An mehreren Stellen habe ich die Hilbert-Biographie von Constance Reid benutzt. *Hilbert*, Springer Verlag 1970.
- 5 Hermann Weyls Nachrufe für Hilbert:
  - a) Obituary: *David Hilbert 1862-1943*. Obituary Notices of Fellows of the Royal Society 4, 547-553 (1944)  
American Philosophical Society Year Book 387-395 (1944)
  - b) *David Hilbert and his mathematical work*. Bull. Amer. Math. Soc. 50, S. 612-654 (1944)Die beiden Artikel finden sich auch in den Gesammelten Abhandlungen von Hermann Weyl, Bd. 4, Nr. 131 und 132 (Springer Verlag 1968).
- 6 Die am Ende des Vortrags vorgeführte CD mit Hilberts Stimme wurde mir von Norbert Ryska vom Heinz Nixdorf MuseumsForum in Paderborn zugesandt. Ryska verweist auf James T. Smith, *Hilbert's 1930 Radio address*, San Francisco State University 2005. Diesen Hilbert-Text hatte ich schon vor vielen Jahren auf einer Schallplatte, weiß aber nicht mehr, woher ich diese hatte. Die Radioansprache kann als Tondokument unter: Hilbert, David (1930): Radioansprache 1930 als Tondokument. <[http://de.wikipedia.org/wiki/David\\_Hilbert#Punkt7:Weblinks](http://de.wikipedia.org/wiki/David_Hilbert#Punkt7:Weblinks)> abgerufen werden.  
Hilberts Vortrag *Naturerkennen und Logik* erschien 1930 in der Zeitschrift

*Naturwissenschaften* und wurde in die Gesammelten Abhandlungen Bd. 3 (Springer Verlag 1935) als Nr. 22 aufgenommen (S. 378-387). Der Text auf der CD ist eine gekürzte Fassung des Schlusses des Vortrags, beginnend mit S. 385: »Das Instrument, welches die Vermittlung bewirkt zwischen Theorie und Praxis, ...«. In dem vollständigen Text wird zum Beispiel Gauß als angewandter Mathematiker dargestellt.

»Trotzdem haben es die Mathematiker abgelehnt, die Anwendungen als Wertmesser für die Mathematik gelten zu lassen. Der Fürst der Mathematiker, GAUSS, der gewiß zugleich ein angewandter Mathematiker par excellence war, der ganze Wissenschaften, wie Fehlertheorie, Geodäsie neu schuf, um darin die Mathematik die Führerrolle spielen zu lassen, der, als die Astronomen den neu entdeckten Planeten Ceres – einen besonders wichtigen und interessanten Planeten – verloren hatten und nicht wiederfinden konnten, eine neue mathematische Theorie ersann, auf Grund derer er den Standort der Ceres richtig voraussagte, der den Telegraphen und vieles andere Praktische erfand, war doch derselben Meinung.«

## *Anhang*

### Zwei Briefe zu Hilberts 70. Geburtstag

#### *Brief von Felix Hausdorff an David Hilbert*

Bonn, 21. Januar 1932

Sehr geehrter Herr Geheimrat!

Zu Ihrem 70. Geburtstag sprechen meine Frau und ich Ihnen die herzlichsten Glückwünsche aus, vor allem den Hauptwunsch, daß Ihre glücklicherweise wiederhergestellte Gesundheit noch einige Jahrzehnte fest bleiben und die Grundlage einer unerschütterlichen Arbeitskraft bilden möge.

Die Dankbarkeit für alles, was Sie der Mathematik und jedem einzelnen Mathematiker geschenkt haben, wird Ihnen in diesen Tagen mit tausend Zungen ausgesprochen werden. Auch ich möchte es tun, aber nicht mit einer »systematischen Würdigung« Ihres Schaffens wie in einer offiziellen Festrede, sondern – nun etwa so, wie wenn man in einer Enquête nach seiner Liebesspeise gefragt wird. Meine Liebesspeise unter all den Delikatessen, mit denen Sie uns bewirten haben, ist der Zahlbericht. Das ist die glücklichste Mischung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft (den drei Dimensionen der Zeit, nach Hegel): vollendete Beherrschung und Darstellung des bereits Geleisteten, Lösung neuer Probleme, und feinstes Vorgefühl für die kommenden Dinge – ich denke z.B. an Ihren Begriff des Klassenkörpers. Nun ja, inzwischen ist Einiges hinzugekommen; nicht jeder Gipfel ist von Ihnen selbst erreicht worden, aber kein Gipfel wäre ohne Sie erreicht worden!

Was wäre nun an zweiter Stelle zu nennen? an dritter? Nein, damit geriete ich doch in die systematische Würdigung hinein, und diese in einem Briefe zu wagen, dazu ist die Universalität Ihres Wirkens zu gross. Der Hilbertsche Raum hat unendlich viele Dimensionen, und die Hilbertsche Mathematik hat nicht viel weniger.

Da der Titel *princeps mathematicorum* bereits vergeben ist, würde

ich vorschlagen, Sie zum *dux mathematicorum* zu ernennen, wenn nicht der Name *dux, duce*, Führer heute politisch so diskreditiert wäre durch Leute, die sich auf Grund selbst erteilten Führerscheins zur Führung des deutschen Volkes anbieten. Ich möchte Sie *lux mathematices* nennen, und beim Licht läßt sich nicht vermeiden, an das Auge zu denken, sei es an das »sonnenhafte« Auge oder an Turandots Rätsel vom Krystall:

Und doch ist, was er von sich strahlet,  
Oft schöner, als was er empfing.

Diese Zeilen scheinen mir Ihr Verhältnis zur Mathematik nicht unsachgemäß zu bezeichnen.

Aber mit Goethe- und Schillerzitatzen kommt die Gefahr des Pathos. Ich möchte nicht pathetisch sein – ich möchte nur dankbar sein.

Ihr sehr ergebener  
F. Hausdorff

*Brief von Albert Einstein an David Hilbert vom 26. Februar 1932*

Verehrter Herr Kollege!

In der Zeitung las ich, daß Ihr 70. Geburtstag den Nebenmenschen eine civile Gelegenheit gibt, Ihnen die Sympathie und Dankbarkeit für alles das auszusprechen, was die wissenschaftlich Interessierten Ihnen verdanken. Wenn ich auch keineswegs Ihnen auf all Ihre kühnen Gedankenpfade zu folgen vermag, kann ich mir doch von der Stärke und Schönheit Ihres Denkens ein Bild machen und verdanke Ihnen Stunden ungetrübt schönen Erlebens.

Ich wünsche Ihnen und uns allen, daß Sie uns im Erkennen auch in Zukunft voranleuchten, wie wir es in freudiger Anerkennung gewohnt sind.

In Herzlichkeit grüßt Sie Ihr A. Einstein.

Der erste Brief befindet sich im Nachlaß von David Hilbert in der Handschriftenabteilung der Universitäts- und Landesbibliothek Göttingen. Der Brief wird in den Band IX (Korrespondenz) der Gesammelten Werke von Felix Hausdorff aufgenommen, der zur Zeit von Walter Purkert mit Kommentaren zu den Briefen bearbeitet wird. Purkert schickte mir die Briefe von Hausdorff an Hilbert. Ich erhielt sie leider erst kurz nach der Ordenstagung. Ich bedauere sehr, daß ich den Brief nicht in meinen Vortrag aufnehmen konnte. Von der neunbändigen Hausdorff-Edition, für die Egbert Brieskorn und Walter Purkert mit Unterstützung vieler Mathematiker arbeiten, sind bisher fünf Bände erschienen.

Der berühmte Bonner Mathematiker Felix Hausdorff wählte 1942 in seiner Bonner Wohnung zusammen mit seiner Frau und deren Schwester den Freitod, weil die Verschleppung in ein KZ bevorstand.

Der zweite Brief wurde im Jahre 2000 von Klaus P. Sommer gefunden (vgl. Klaus P. Sommer, *In das Deutschland »von Hilbert und Einstein«. Briefe von Einstein, Planck, Nernst, Debye, Born, Sommerfeld, Courant, Ehrenfest, Weyl und Althoff an David Hilbert, gefunden auf einem Göttinger Dachboden.* Berichte zur Wissenschaftsgeschichte 28 (2005), S. 283-303. Wiley-VCH Verlag).

Unter den Briefen von Hausdorff an Hilbert befindet sich ein Brief vom 14. März 1916, in dem Hausdorff auf ein Versehen in Hilberts Arbeit *Die Grundlagen der Physik* (Erste Mitteilung), Göttinger Nachrichten 1915, S. 395-407, hinweist. Die zweite Mitteilung erschien in Göttinger Nachrichten 1917, S. 53-76. Eine überarbeitete Version erschien in den Mathematischen Annalen 92 (1924), S. 1-32. Über die Rolle von Hilbert in der Allgemeinen Relativitätstheorie vgl. L. Corry, *Hilbert and the Axiomatization of Physics (1898-1918): From »Grundlagen der Geometrie« to »Grundlagen der Physik«.* Kluwer Academic Publishers, Dordrecht 2004, und die darin angegebene umfangreiche Literatur sowie Ivan T. Todorov, *Einstein and Hilbert: The creation of general relativity*, arXiv: physics, April 2005, und Jürgen Renn und John Stachel, *Hilbert's foundation of physics: From a theory of everything to a constituent of general relativity.* In: *The genesis of relativity*, Vol. 4, Boston Studies in the Philosophy of Science, Vol. 250, Renn, Jürgen (Ed.), Springer 2007.



## LUDWIG FINSCHER

### ZWEI KOMPONISTEN UND EIN DIRIGENT IM NATIONALSOZIALISMUS: STRAUSS, PFITZNER UND FURTWÄNGLER

---

Richard Strauss (1864-1949), Hans Pfitzner (1869-1949) und Wilhelm Furtwängler (1886-1954) waren die drei Musiker, die in der Weimarer Republik in den Orden Pour le mérite gewählt wurden. Der letzte, der vor dem Ende des Kaiserreichs gewählt worden war, Max Bruch, war in vieler Hinsicht ein Künstler des Kaiserreichs und ein preußischer Künstler, wie wir gesehen haben.<sup>1</sup> Die drei jüngeren waren keineswegs Künstler der Republik, aber sie waren ebenso wenig Relikte der Vorkriegskultur, auch wenn das in den Kulturkämpfen der zwanziger Jahre oft so gesehen wurde; Thomas Mann nannte Strauss, zu dem er ein enges, aber ironisch gebrochenes künstlerisches Verhältnis hatte, gern und in vielen Variationen ein »Sonntagskind«, aber auch ein »naives Gewächs des Kaiserreichs« (Tagebuchnotiz vom 2. Mai 1934) oder einen »begabten Kegelbruder«. Als drei der prominentesten Künstler in der Republik standen sie in weit höherem Maße als ihre Kollegen aus dem 19. Jahrhundert im Interesse der Öffentlichkeit. Dies war eine viel breitere und diffusere Öffentlichkeit als zuvor, die erste Züge der Kulturindustrie ausprägte und die zugleich eine kulturpolitische Öffentlichkeit war. Von der politischen Katastrophe 1933 konnten sie nicht unbe-

rührt bleiben, und ihr Verhältnis zum nationalsozialistischen Staat war für diesen, der sie als nützliche Repräsentanten brauchen konnte, nicht unwichtig; Goebbels schrieb 1933 über Strauss, den er einen »dekadenten Neurotiker« nannte: »Leider brauchen wir ihn noch.«<sup>2</sup> Zugleich war es eine Angelegenheit des öffentlichen Interesses, und das ist es bis heute geblieben. Auf die neuen Verhältnisse reagierten sie in charakteristisch unterschiedlicher Weise.

Strauss und Pfitzner gehörten zur selben Generation, und sie wurden im selben Jahr, 1924, in den Orden gewählt, allerdings nicht im selben Wahlgang; Pfitzner rückte auch hier, wie in der öffentlichen Wertschätzung, auf den zweiten Platz. Der 1922 neukonstituierte Orden hatte 1923 eine erste Wahl neuer Mitglieder vorgenommen, die kaum anders als programmatisch im Sinne der jungen Republik verstanden werden konnte; Fritz Stern hat in seinem Festvortrag 2002 nachdrücklich darauf hingewiesen. Gewählt wurden Albert Einstein, der schon damals von konservativen Kräften, auch politisch konservativen Naturwissenschaftlern angefeindet wurde; Gerhart Hauptmann und Max Liebermann, die zu den liebsten *bêtes noires* des Kaisers gehört hatten. Gewählt wurden auch der universitätspolitisch aktive und progressive Mathematiker Felix Klein und – vielleicht nicht ganz in dieses Bild passend – der Berliner Bildhauer Hugo Lederer, der gewiß kein Republikaner war, aber seit seinem Bismarck-Denkmal in Hamburg (1902-1906) auf der Höhe seines Ruhmes stand und der wegen der politischen Kontroversen um sein Hamburger Heine-Denkmal (1912/13, aber erst 1926 errichtet) öffentliches Interesse erregte. Von ihm stammen sehr eindrucksvolle Porträtbüsten der beiden Komponisten, die 1924 gewählt wurden, Strauss (1908 und 1910)<sup>3</sup> und Pfitzner (1901).<sup>4</sup>

Die Liste der 1924 Gewählten ist länger, liest sich aber weniger programmatisch, und heute sind vor allem noch die Namen der Künstler und Kunstverwandten geläufig: Georg Dehio, Max Slevogt und die beiden Komponisten. Wenigstens bei Slevogt und Strauss mag man allerdings noch einen Anklang an die programmatische Wahl von 1923 spüren – Slevogts hemdsärmeliger Impressionismus entsprach schwerlich dem Kunstverständnis des Kaisers, und jedenfalls

verabscheute der Monarch die Musik seines Hofkapellmeisters Strauss. Dazu paßte gut, daß Strauss 1918 ausgerechnet von Liebermann, psychologisch höchst eindringlich und vielschichtig, porträtiert worden war.<sup>5</sup>

Strauss war 1924 ohne jeden Zweifel der führende deutsche Komponist, als eine Person der Musikgeschichte und zugleich als eine bestimmende Kraft der Kunst der Gegenwart. Seine musikgeschichtlich relevanten Werke waren noch immer ästhetische Gegenwart – bis 1944 standen die Bühnenwerke in der Aufführungstatistik an der Spitze aller Werke der lebenden deutschen Komponisten –, aber diese Werke waren vor allem die aus den Jahren des Kaiserreichs, also die Tondichtungen und diejenigen Opern, die Kompositionsgeschichte geschrieben hatten: *Salome*, *Elektra*, *Ariadne auf Naxos* und *Der Rosenkavalier*.

*Die Frau ohne Schatten* (Uraufführung 1919), die Hofmannsthal als das Hauptwerk der einzigartigen künstlerischen Zusammenarbeit des bedeutenden Dichters mit dem bedeutenden Komponisten konzipiert hatte, war das erste der großen Bühnenwerke, das zwiespältig war und zwiespältig aufgenommen wurde, und unter dem Ansturm der jungen Opernkomponisten der zwanziger Jahre – Paul Hindemith, Ernst Krenek und Kurt Weill vor allem – begann Strauss' Führungsposition brüchig zu werden. Seine neuen Werke des folgenden Dezenniums – *Intermezzo* 1924, *Die Ägyptische Helena* 1928, *Arabella* 1933 – waren nicht geeignet, diese Entwicklung zu stoppen, zumal – wie schon beim Rosenkavalier 1911 – der gewohnte Strauss-Tonfall, auf den das Publikum, aber ebenso der Komponist vertraute, die avantgardistischen Züge dieser Werke allzu glatt verdeckte (sie werden erst jetzt langsam erkennbar).

Strauss fand seine Rolle als musikalischer *praeceptor Germaniae* fast über Nacht bedroht, und das nahm er nicht seinen Kollegen übel, für die er ohnehin kaum Sympathien hatte, sondern der Republik, von der er sich weit unter Wert gehandelt glaubte. Sein monumentales Selbstbewußtsein und seine jahrzehntelang eingeübte Rolle als bedeutendster Komponist der Nation erlaubten ihm keine Kompromisse, und seine rigorose Abgrenzung der Welt der Kunst von der

ihm gleichgültigen, ja verachteten Alltagswelt erlaubte ihm nicht, in letzterer mehr als die pflichtschuldige und vor allem tributpflichtige Ermöglicherin der Kunst zu sehen. Und die Welt der Kunst, das heißt der Musik, war für ihn nicht das, was sich in den zwanziger Jahren entwickelte, und erst recht nicht das, was Goebbels und Rosenberg nach 1933 anstrebten, sondern die Bewahrung und Weiterführung der europäischen Tradition von Bach bis Wagner – unter Strauss' Führung.

Aus diesen vollkommen weltfremden Prämissen ist fast alles zu verstehen, was Strauss unternahm, als die Nationalsozialisten 1933 die Macht übernahmen. Er war kein Nationalist, auch wenn er von der besonderen musikalischen Mission Deutschlands überzeugt war, er war kein Antisemit, er war kein Reaktionär, er war überhaupt ein gänzlich apolitischer Mensch, der nur an der Kunst wirklich interessiert war, der sich mit Recht für den größten lebenden deutschen Komponisten hielt und der seine eigenen Interessen – auch seine wohlverstandenen und mit großem Nachdruck durchgesetzten materiellen und Macht-Interessen – verfolgte, um der Kunst dienen zu können. Er biederte sich nicht an, aber er sah im neuen Regime eine Chance, seine Ideen von einer Bewahrung und Weiterführung der Tradition endlich zu verwirklichen, mit ihm selbst als oberstem Repräsentanten der deutschen Musik. So übernahm er Ehrenämter, sprang für politisch mißliebig gewordene Dirigenten ein, unterzeichnete (ebenso wie Pfitzner) den schändlichen *Protest der Richard Wagner-Stadt München* gegen Thomas Manns Vortrag *Leiden und Größe Richard Wagners* und konnte oder wollte nicht einsehen, daß er nur als Galionsfigur mißbraucht wurde. Schon 1935 kam es zum Eklat, als Strauss durchsetzte, daß bei der Uraufführung der *Schweigsamen Frau* der Name des jüdischen Librettisten, Stefan Zweig, nicht unterdrückt wurde, und als die GESTAPO einen Brief von Strauss an Zweig abfing, in dem er seine Verachtung für die Handlanger des Regimes, die ihn drangsalierten, und für den staatlichen Antisemitismus, den er nicht ernst nahm, mit bajuwarischer Direktheit ausdrückte. Strauss wurde gezwungen, als Präsident der 1933 gegründeten Reichsmusikkammer zurückzutreten, aber sein Welt-

ruhm reichte wenigstens dafür aus, daß weitere Repressalien ausblieben, und in internationalen Gremien wie dem *Ständigen Rat für die internationale Zusammenarbeit der Komponisten* (1934-1945) durfte er die Rolle des nützlichen Idioten spielen. Von nun an konzentrierte er sich ganz auf seine Arbeit und auf seine Familie, und sein Weltruhm und gute Freunde schützten ihn auch weiterhin, so daß es gelang, die jüdische Schwiegertochter und die Enkel vor der nationalsozialistischen Vernichtungsmaschinerie zu retten. Als der Zweite Weltkrieg begann, war der Komponist ein alter Mann, und die schöpferische Kraft ließ nach. Aber sie war noch immer groß genug, um – in Verbindung mit einem einzigartig virtuosen kompositorischen Handwerk – noch Meisterwerke zu schaffen: die letzte Oper, *Capriccio*, in der Strauss' seit dem *Ariadne*-Vorspiel entwickelter Konversationsstil zur Vollendung gekommen ist, die *Vier letzten Lieder* und vor allem die *Metamorphosen* als Epitaph auf, wie der Komponist schrieb, »eine 3000jährige Kulturentwicklung«. Es waren Abgesänge und eigentlich Abgesänge auf das 19. Jahrhundert. Und der Weltruhm schützte ihn weiter. Das Entnazifizierungsverfahren, 1945 mit der Einstufung in Kategorie I – »Hauptschuldige« – eröffnet (auch dies eher ein Reflex seiner Prominenz als Einsicht der Ankläger in die Sachlage), verlief im Sande und wurde 1947 mit dem Urteil »nicht betroffen« abgeschlossen, und im Oktober 1945 erlaubte die Militärregierung dem Ehepaar Strauss die Ausreise in die Schweiz. Im Oktober 1947 wurde ein von Sir Thomas Beecham veranstaltetes Strauss-Fest in London, bei dem der Komponist zum letzten Mal öffentlich dirigierte, zu einem letzten künstlerischen Triumph. Im Mai 1949 kehrte das Ehepaar nach Garmisch zurück. Strauss wurde zu seinem 85. Geburtstag von der Bayerischen Staatsregierung mit einem Festakt geehrt. Drei Monate später starb er. Sein Verhalten im und gegenüber dem Nationalsozialismus war politisch ahnungslos, kurzsichtig, weltfremd und egozentrisch gewesen, aber sicherlich nicht unehrenhaft.

Der Fall Pfitzner lag einfacher, nicht zuletzt deshalb, weil er eine rein deutsche und in mancher Hinsicht eine typisch deutsche Ange-

legenheit war. Pfitzner war – daß er heute fast vergessen ist, täuscht leicht darüber hinweg – ohne Zweifel ein sehr bedeutender Komponist, aber er wurde fast nur in Deutschland rezipiert und dort als dezidiert deutscher Komponist, als Wahrer und Vollender der großen romantischen Tradition, und zwar von Anfang seiner Laufbahn an, während Strauss ja als Avantgardist begann. Das führte sehr schnell zur Parteienbildung um die beiden, die miteinander respektvoll, aber ohne Sympathie umgingen. Und während Strauss über Wagner hinauszielte, ging Pfitzner hinter Wagner zurück, und während Strauss von Erfolg zu Erfolg eilte, komponierte sich Pfitzner eigensinnig in die Welt Schumanns und Marschners hinein – ohne in seiner Musiksprache epigonal zu werden. Er war unzeitgemäß von Anfang bis Ende seiner Laufbahn, und er hatte, wenn man von einigen Instrumentalwerken und den beiden Kantaten absieht, nur einen großen und dauerhaften Erfolg: die Oper *Palestrina* (Uraufführung München, Juni 1917) – die einzige, die auch heute noch lebendig ist und ein ganz außerordentliches Werk, das aber seinen Erfolg weniger der Musik als seinem von Pfitzner selbst geschriebenen Text und vor allem seinem ideologischen Subtext und seiner ideologischen Rezeption als Ende und Krönung der deutschen romantischen Musik verdankte. Thomas Mann formulierte das im großen *Palestrina*-Kapitel seiner *Betrachtungen eines Unpolitischen*, das schon im Oktober 1917 in Vorabdrucken verbreitet wurde; sein geradezu grundstürzendes *Palestrina*-Erlebnis wirkte noch im *Dr. Faustus* und in *Der Erwählte* nach. Pfitzners »Dank« dafür, für die von Mann betriebene Gründung eines Pfitzner-Vereins 1918 und für die Rede zu Pfitzners 50. Geburtstag 1919 war das Münchner Pamphlet, das Thomas Mann 1933 in die Emigration trieb und dessen Haupturheber neben dem politisch reaktionären und fanatisch wagnerianischen Dirigenten Hans Knappertsbusch eben Pfitzner war.

Aber es war typisch für Pfitzner, daß er die Hand biß, die ihn streichelte. Er fühlte sich zeitlebens verkannt, und er ließ als hochgebildeter, scharfsinniger und gnadenlos polemischer Schriftsteller keinen Zweifel daran, daß er die Welt nach dem Ende des Kaiserreiches, in der er leben mußte, abscheulich fand: die Weimarer Republik, ob-

wohl ihn die Preußische Akademie der Künste 1919 aufnahm und obwohl der Musikreferent im Kultusministerium, Leo Kestenberg, ihm eine Meisterklasse für Komposition an der Akademie übertrug (bewußt, um ein Gegengewicht gegen Busoni und später Schönberg zu schaffen); die Neue Musik in allen ihren Spielarten, für ihn verkörpert eben in Busoni und in dem Musikschriftsteller Paul Bekker, gegen die er eine ebenso scharfsinnige wie maßlose Polemik führte; die finstere Verschwörung der Siegermächte von 1918, die ihn um seine Position als Opern- und Konservatoriumsdirektor in Straßburg gebracht hatten. Zur Verschwörung der Siegermächte trat die Weltverschwörung des internationalen Judentums, eine fixe Idee, die ihm auch seine jüdischen Freunde nicht ausreden konnten – Freunde, für deren Rettung er sich aufopfernd, aber letztlich erfolglos einsetzte – und an der er bis zu seinem Tod festhielt. Und er war, im Gegensatz zu Strauss, ein dezidiert politischer Mensch. Alles das trieb ihn in die Arme der Nationalsozialisten, die er einerseits für sein Schaffen auszunutzen suchte, denen er aber andererseits die Komposition einer Hymne auf Hitler und einer Ersatzmusik für Mendelssohns *Sommer-nachtstraum* ebenso wie den Eintritt in die Partei verweigerte. Generell war sein Umgang mit den Machthabern geprägt von Größenwahn, Verachtung, gänzlicher Naivität und gänzlicher Furchtlosigkeit (auch dies ein bemerkenswerter Gegensatz zu Strauss) und von der Überzeugung, daß sie verpflichtet waren, ihn nun endlich als den größten deutschen Komponisten zu installieren. Eigentlich war er immer in Opposition, gegen alles, und daran änderten weder die vom Kreis um Alfred Rosenberg seit 1935 veranstalteten Pfitzner-Wochen etwas noch die makabrerweise gegen Ende des Zweiten Weltkriegs sich auffallend häufenden Pfitzner-Feste wie 1941 in Braunschweig, 1943 und 1944 als Pfitzner-Schumann-Feste in Zwickau oder die Auftritte bei seinem Freund und Gönner, dem Generalgouverneur Hans Frank in Krakau 1941-1944. Verbohrt antisemitisch und politisch uneinsichtig blieb er bis zum Tod. Sein letzter und schlimmster Oppositionsakt war die Solidaritätsadresse, die er Frank 1946 in die Todeszelle schickte. 1945 hatte ihm die amerikanische Militärregierung jegliche berufliche Betätigung untersagt und ein Aufführungs-

verbot seiner Werke verhängt, das erst 1948 nach dem Freispruch im Entnazifizierungsverfahren aufgehoben wurde. Seine letzten Freunde waren die Wiener Philharmoniker, die ihn 1949, drei Monate vor seinem Tod, zu einer umjubelten *Palestrina*-Aufführung nach Wien holten und die durchsetzten, daß er ein Ehrengrab auf dem Wiener Zentralfriedhof erhielt.

Wilhelm Furtwängler war unter den großen Dirigenten des 20. Jahrhunderts einzigartig, weil er kein Dirigier-Handwerker, sondern ein Dirigier-Magier war, dessen irrationale Wirkung kein Orchester-musiker, kein Kollege und kein Publikum bis heute wirklich erklärt hat – der Dirigent Michael Gielen, gewiß ein eher nüchterner Beobachter, nannte den »gewaltigen Musiker« ein »Rätsel« und meinte, er habe sich beim Dirigieren »offenbar in einer Art Trance« befunden.<sup>6</sup> Aber es ging wohl tiefer: Adorno hat es in einem sehr frühen, erstaunlichen Text so gedeutet, daß der Dirigent im geschichtlichen Stadium des Zerfalls der Tradition die Reproduktion in Produktion verwandelt habe: daß er »die zerfallenden Werke nochmals« komponiere<sup>7</sup> – zugleich ein Hinweis auf das Moment der Improvisation in Furtwänglers Dirigieren, das die extremen Unterschiede der je einzigartigen Aufführungen und den dennoch bezwingenden Eindruck erklären mag, daß die gerade sich ereignende Aufführung die einzig richtige sei. Das wiederum geht zurück auf Furtwänglers Werdegang: Er wurde Dirigent, weil er nach dem Tod des Vaters 1907 einen Brotberuf ergreifen mußte, aber er hatte als Komponist begonnen und blieb Komponist auch als Dirigent. Auch hier hat der junge Adorno hellhörig (und boshaft) etwas gefunden: »Er dirigiert so, wie Pfitzner komponieren möchte.«

Michael Gielens Formulierung »offenbar in einer Art Trance« deutet auf einen anderen Aspekt, der wesentlich auch für Furtwänglers Verhältnis zum Regime der Verbrecher war: Oskar Kokoschka erschien er als »Botschafter aus einer anderen Welt«,<sup>8</sup> und er selbst hat diese Welt definiert: »in der Musik betreten wir eine neue Welt, in der wir von der anderen erlöst sind«. Die Alltagswelt bedeutete ihm nichts, die Kunst alles. Die kunstreligiöse Überhöhung der Musik

machte ihn einerseits geneigt, Kompromisse zu machen, wenn sie seiner Kunst dienten, aber die kunstpriesterliche Verachtung des Alltags sorgte andererseits dafür, daß er nicht jeden Kompromiß machte. So entstand eine widersprüchliche Haltung, die ihn angreifbar machte, je nach dem Blickwinkel des Betrachters: einerseits – andererseits; zum Beispiel dirigierte er in den Mittagspausen von Rüstungsbetrieben für die Arbeiter Konzerte, die sehr erfolgreich waren und vom Regime in Presse, Rundfunk und Kino propagandistisch ausgeschlachtet wurden. Aber er ließ sich nie auf das Regime wirklich ein – sehr im Gegensatz zu Strauss, von Pfitzner ganz zu schweigen. Bei Konzerten vermied er den Hitlergruß (der seit 1936 allerdings nicht vorgeschrieben, sondern nur erwünscht war) und das Abspielen des Horst-Wessel-Liedes. Auf das Verbot von Hindemiths Oper *Mathis der Maler* reagierte er mit der Niederlegung aller Ämter und einem aufsehenerregenden Zeitungsartikel. Gegen das *Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums* protestierte er in einem offenen Brief an Goebbels, und die Übernahme eines Bruno-Walter-Konzerts, nachdem die Machthaber den Dirigenten eingeladen hatten, lehnte er ab (Strauss übernahm es). Zahlreichen gefährdeten und verfolgten jüdischen Musikern half er bis zur Selbstgefährdung (und in den ersten Jahren des Regimes mit erstaunlichem Erfolg, weil Goebbels ihn als Galionsfigur der nationalen Kultur und Kulturpolitik zu instrumentalisieren suchte). Zu Mendelssohns 125. Geburtstag 1934 führte er mit den Berliner Philharmonikern drei Sätze aus der *Sommernachtstraum*-Musik auf, und noch 1944 lehnte er die offizielle Aufforderung zu einem »Führerbekennntnis« schriftlich ab – im Gegensatz zu Carl Orff und Werner Egk. Schon seit Kriegsbeginn hatte er das Dirigieren immer mehr eingeschränkt und Auftritte in besetzten Ländern abgelehnt, soweit es irgend ging. Aber im Delirium der letzten Kriegsmonate begann er dann doch (nicht zuletzt dank wiederholter Warnungen Albert Speers) zu begreifen, daß die Gefahr wuchs, und mit Glück gelang die Flucht in die neutrale Schweiz. Und schon in der Schweiz, noch vor dem Ende des Dritten Reiches begann Furtwängler den Preis dafür zu bezahlen, daß er trotz allem in Deutschland geblieben war:

Hier und bald vor allem in den USA galt er in weiten Kreisen schlicht als einer der prominentesten Naziverbrecher, Busenfreund von Hitler, Goebbels und Göring, fanatischer Antisemit, und diese Einschätzung jenseits aller historischen Fakten ist noch heute virulent. Erst ab dem Frühjahr 1947 durfte er wieder dirigieren, schon am 30. November 1954 starb er.

Die Ironie des Schicksals hat es gewollt, daß ausgerechnet der Dirigent, der nur im Moment des Musizierens ganz er selber war und der die Studio-Arbeit und die Schallplatte gar nicht liebte, durch die Schallplatte einen Nachruhm errungen hat wie kein anderer.

Zu den Zeugnissen dieses Nachruhms gehört ein einzigartiges Dokument – einzigartig und erschreckend dadurch, daß eine Aufführung, die festlich sein sollte, sich in eine Manifestation des Widerstands verwandelte. Für den Vorabend von Hitlers Geburtstag, den 19. April 1942, hatte Goebbels das übliche Festkonzert anberaumt, mit dem *Air* aus Bachs dritter Orchestersuite, einer Festrede von Goebbels und Beethovens 9. Symphonie. Furtwängler hatte seine Teilnahme an diesen Geburtstagskonzerten – wie an allen offiziellen Partei-Anlässen – bis dahin vermeiden können, und er war zu Proben in Wien. Aber Hitler wünschte sich zum Geburtstag Furtwängler und die 9. Symphonie, die Berliner Philharmoniker hatten das Werk mit Furtwängler drei Wochen zuvor aufgeführt, und Goebbels insistierte. Furtwängler hatte keine Wahl. Beide Konzerte wurden vom Reichsrundfunk gesendet, und das Abonnementskonzert mit seinen Wiederholungen vom 21. bis 24. März wurde aufgenommen.<sup>9</sup> Ob auch das Geburtstagskonzert professionell aufgenommen wurde, ist unklar, aber die Aufführung der 9. Symphonie wurde privat von einem Hörer auf Schallplatten mitgeschnitten, und dieser Mitschnitt hat sich erhalten.<sup>10</sup> Die Aufnahme vom 21./24. März ist heute zu Recht berühmt, wegen der beispielloser finsternen, geradezu beängstigenden Intensität des ersten Satzes, ein wahrer Höllensturz, der dann aber allmählich in den folgenden Sätzen gleichsam zurückgenommen wird (solche übergreifenden Dramaturgien gehörten zu Furtwänglers einzigartigen Wirkungsmitteln), so daß die idealistische Botschaft des Finales positiv verstanden werden kann. In der

Aufführung vom 19. April ist die Dramaturgie umgekehrt: Der erste Satz ist schroff genug, aber nicht verstörend, danach aber verdüstert sich der Horizont immer mehr, sogar im langsamen Satz, und das Finale verwandelt – durch Übersteigerung und Überzeichnung – Schillers und Beethovens Jubel in schrille Verzweiflung, bis in den 21 Takten des Prestissimo-Schlusses die Musik selbst im Chaos versinkt. Unwillkürlich denkt man an Thomas Manns *Doktor Faustus*: Es ist, als wollte Furtwängler im Angesicht der Verbrecher die 9. Symphonie zurücknehmen.

### *Literaturhinweis*

Strauss, Pfitzner und Furtwängler waren die drei Musiker, die im Verhältnis Thomas Manns zu – wie er es nannte – »dem absolut Verdächtigen«, nämlich der Musik, zentrale Rollen spielten. Das ist sehr lesenswert dargestellt, wenn auch aus der Perspektive Manns und nicht ohne Polemik, in drei großen Kapiteln bei Hans Rudolf Vaget, *Seelenzauber. Thomas Mann und die Musik*, Frankfurt am Main 2006. Die beiden besten und einander ideal ergänzenden Lexikon-Artikel über Furtwängler sind derjenige von David Cairns in *The New Grove Dictionary of Music and Musicians*. Second Edition, London 2001, Volume 9, S. 357-360, und derjenige von Peter Gülke in *Die Musik in Geschichte und Gegenwart*. Zweite, neubearbeitete Ausgabe, Personenteil, Band 7, Kassel u.a. 2002, Sp. 291-297.

Leider gibt es bis heute keine Furtwängler-Biographie, die wissenschaftlichen Ansprüchen gerecht wird. Am nächsten kommen solchen Ansprüchen Fred. K. Prieberg, *Kraftprobe. Wilhelm Furtwängler im Dritten Reich*, Wiesbaden 1986; englisch als *Trial of Strength. Wilhelm Furtwängler and the Third Reich*, London 1991 und Boston 1994, und Sam H. Shirakawa, *The Devil's Music Master. The Controversial Life and Career of Wilhelm Furtwängler*, Oxford – New York 1992. Beide Bücher sind deutlich apologetisch und gegenüber den Gegnern Furtwänglers nicht selten polemisch, und beide lassen zum Teil die rigorose Quellenkritik vermissen, die gerade bei diesem noch immer kontroversen Gegenstand nötig wäre.

## *Anmerkungen*

- 1 Orden Pour le mérite. Reden und Gedenkworte. 36. Band 2007-2008, Göttingen 2008, S. 151-159 und CD.
- 2 Zitiert nach Kurt Wilhelm, *Richard Strauss persönlich. Eine Bildbiographie*, München 1984, S. 315.
- 3 Abb. der Bronzestatuette von 1910 in Waldemar Grzimek, *Deutsche Bildhauer des zwanzigsten Jahrhunderts*, München 1969. S. 77 nennt der Verfasser diese Straussbüste »Lederers beste Arbeit«.
- 4 Abb. in *Ethos und Pathos. Die Berliner Bildhauerschule 1786-1914*, Ausstellungskatalog, Berlin 1990. Die Büste befindet sich in Berlin, Musikinstrumentenmuseum SMPK.
- 5 Zwei Fassungen, die erste in Berlin, Nationalgalerie SMPK; die zweite in Garmisch, Privatbesitz. Abb. beider Fassungen in Matthias Eberle, Max Liebermann 1847-1935. Werkverzeichnis der Gemälde und Ölskizzen, Bd. II, München 1996, Nr. 1918/8 und 1918/9; Farbabb. der zweiten Fassung auch in *Die Musik in Geschichte und Gegenwart*, Zweite Ausgabe, Personenteil, Bd. 16, Kassel u.a. 2006, Sp. 66.
- 6 *Erinnerungen an Furtwängler*, in: Neue Zürcher Zeitung, 27. Juni 1996; zitiert nach Peter Gülke, Artikel *Furtwängler* in: *Die Musik in Geschichte und Gegenwart*, Zweite Ausgabe, Personenteil, Band 7, Kassel u.a. 2002, Sp. 292.
- 7 *Drei Dirigenten*, in: Musikblätter des Anbruch 8, 1926, S. 315-319; jetzt in *Gesammelte Schriften* 19 (= *Musikalische Schriften* VI), Frankfurt a. M. 1984, S. 453-459.
- 8 Zitiert nach Gülke, a.a.O., Sp. 292.
- 9 Es gibt mehrere CD-Wiedergaben in annehmbarer Tonqualität, am besten ist die der japanischen Firma Opus Kura, OPK 7003, o.J.
- 10 Leider in sehr schlechter Tonqualität. CD bei Archipel ARPCD 0270, 2004.

### III. WISSENSCHAFTLICHE POLITIKBERATUNG



STIG STRÖMHOLM

AKADEMIEN UND FORSCHUNGSPOLITIK –  
SCHWEDISCHE ERFAHRUNGEN

---

Der Kanzler hat mich gebeten, einen Beitrag zu unserer Diskussion über wissenschaftliche Politikberatung zu leisten, und dabei vorgeschlagen, ich solle mich insbesondere mit der Rolle der Akademien in der Gestaltung der schwedischen Forschungspolitik beschäftigen. Dieser Anregung komme ich um so lieber nach, als dieses Thema auf der sonst eigentlich, was die großen Linien betrifft, ziemlich homogenen Szene der nationalen forschungspolitischen Lösungen in Europa möglicherweise eine gewisse Originalität besitzt.

Gestatten Sie mir zunächst, ein paar ganz elementare Tatsachen zu erwähnen. Ohne tatsächliche Grundlagen werden Beschreibungen von Institutionen und Verfahren in fernen Ländern unbegreiflich und wertlos. Also: Schweden hat eine Bevölkerung von 9 Millionen – etwa wie Baden-Württemberg – aber eine Oberfläche von 450.000 Quadratkilometern, etwa 125 % der Bundesrepublik. Es ist ferner ein von alters her ziemlich stramm zentralisierter Staat und – wichtiger – ein Rechtsstaat mit einem seit dem Mittelalter fungierenden Reichstag und ein Staat, der ohne revolutionäre Brüche die Entwicklung von einer aristokratischen Agrargesellschaft, aber stets mit

freien und politisch mitbestimmenden Bauern, zu einer demokratischen Industriegesellschaft durchlebt hat. Es ergibt sich schon aus diesen grundlegenden geschichtlichen und demographischen Tatsachen, daß hier wie in England – vielleicht noch mehr, wegen des handlichen Formats der Bevölkerung, der entsprechenden Kleinheit der aktiven Eliten und des Nichtvorhandenseins unüberschreitbarer gesellschaftlicher Klüfte – vieles ohne geschriebene Regeln, durch informelle Gespräche und kraft mehr oder weniger klaren Konsenses passiert. Dies trifft grundsätzlich auch für den Umgang zwischen Politikern und Wissenschaftlern zu.

Was der ausländische Beobachter in Schweden nicht mit seinen Augen sehen kann – denn das meiste sieht fast deprimierend zeitgenössisch aus –, ist, daß die Tradition auf vielen Gebieten und in vielen Hinsichten sehr stark ist. Zum Traditionserbe gehören die mit Hinblick auf die Größe der Bevölkerung merkwürdig zahlreichen Akademien, die unter königlicher Schirmherrschaft stehen. Es gibt deren sogar neun, die als Reichsakademien bezeichnet werden können. Das besagt über die Gemütsart der Bevölkerung etwas, was aber nicht zu unserem heutigen Thema gehört. Zu den neun auf nationaler Ebene tätigen kommen mehrere in den Universitätsstädten hinzu – die älteste, Uppsala, hat sogar vier, die mit dem Landesherrn als Protektor stolzieren können, unter ihnen die älteste des Landes, die Königl. Wissenschafts-Sozietät, von 1709. Diese gelehrten Gesellschaften, die meisten im Laufe des 18. Jahrhunderts gegründet, sind alle Rechtspersonen, übrigens in verschiedenen Formen; sie sind nicht staatliche Behörden, sie sind alle frei und selbständig; und der Staat hat überhaupt nichts mit Zuwahlen, Tätigkeitsformen und Meinungsäußerungen zu tun, obgleich ihre Statuten früher vom König gebilligt wurden (heute werden Änderungen eher *par courtoisie* dem Schirmherrn vorgelegt) – und obgleich einige Akademien für besondere Aufgaben Mittel vom Staat erhalten. Mehrere der Akademien besitzen bedeutende Vermögen, einige sind sogar sehr reich. Die meisten, insbesondere die provinziellen, fristen ein stilles Leben, mit gelehrten Übungen beschäftigt. Wenn man von der Schwedischen Akademie absieht, die für Literatur und Sprachpflege zustän-

dig ist und den literarischen Nobelpreis vergibt, sind die mit Hinblick auf die Forschungspolitik wichtigsten zunächst die Königl. Akademie der Wissenschaften, 1739 unter anderen von Carl von Linné gegründet, ferner die Königl. Akademie der Geisteswissenschaften, die von Königin Lovisa Ulrika, Schwester Friedrichs des Großen, i.J. 1753 als eine exklusive literarische Gesellschaft gestiftet wurde, die aber dreißig Jahre später von Gustaf III. zu einer gelehrten Akademie wurde, und drittens die Akademie der technischen Wissenschaften, die 1918 mit aktiver Beteiligung der Industrie ins Leben gerufen wurde, die in gewissen Hinsichten eher einer Exportagentur als einer gelehrten Gesellschaft ähnlich ist und die sich schon deshalb in politischen Kreisen besonderer Beliebtheit erfreuen kann. Es sei noch die Königl. Akademie der Forst- und Landwirtschaft erwähnt, 1811 gegründet, deren Stellungnahmen in ihrem Fachbereich große Bedeutung beigemessen wird.

Was haben nun diese Akademien mit Forschungspolitik zu tun? Streng formal eigentlich sehr wenig. Ein dünner Faden verbindet sie mit der politischen Macht, und zwar eine kurze und sehr allgemein formulierte Vorschrift in der Reichsverfassung von 1974, die so lautet: »Bei der Bereitung von Ministerialangelegenheiten sollen erforderliche Auskünfte und Gutachten von den zuständigen Behörden eingezogen werden. In dem Umfang, in dem es als nötig angesehen wird, soll Organisationen und einzelnen die Gelegenheit, sich zu äußern, gegeben werden.«

Die Akademien sind, wie schon erwähnt, keine Behörden. Es ist also der zweite der eben zitierten Sätze, der den dünnen Faden zwischen Akademien und Politik darstellt. Er wäre noch viel dünner, wenn er nicht im Lichte einer jahrhundertelangen Übung erstanden und ausgelegt werden müßte. Es ist diese Tradition, von der Reichsverfassung 1809 übernommen und mit Wurzeln noch tiefer in der Geschichte, die es den Verfassungsvätern von 1974 möglich machte, mit Vorschriften dieser vornehmen, fast nichtssagenden Knappheit auszukommen. Zu dem von der Geschichte hinterlassenen und trotz aller Reformfreudigkeit der 60er und 70er Jahre nie abgelehnten Erbe gehörte nämlich, was auf schwedisch mit dem Wort »Remiß-

wesen« bezeichnet wird. »Remiß« hieß und heißt die Aufforderung seitens eines Ministeriums, sich über einen Vorschlag zu äußern. Für die Behörden ist diese Aufforderung ein Befehl, für die Organisationen außerhalb des öffentlichen Sektors ist es eine Einladung. Die Akademien gehören zu den Gremien, denen regelmäßig die Gelegenheit geboten wird, sich über Fragen zu äußern, die zu ihren Tätigkeitsbereichen gehören. Automatisch und zwangsläufig geschieht es aber nicht.

Wer entscheidet, ob die Äußerung einer Akademie als »nötig« angesehen werden soll? Das Ministerium, das ist klar. Hier werden selbstverständlich die Beziehungen zwischen Politikern und Wissenschaftlern wichtig. Ein Minister oder ein Staatssekretär, gegebenenfalls ein Ministerialdirektor, kann entscheiden, daß in einem besonderen Fall keine Äußerung seitens der in den Akademien vertretenen Wissenschaften notwendig ist. An den Universitäten kommen die Ministerien nicht vorbei, denn sie sind zuständige *Behörden* in Forschungsangelegenheiten. In Sachen, die nicht für die gesamte Wissenschaftswelt bedeutend sind, kann aber lediglich eine Auswahl von Hochschulen befragt werden. Andererseits sind die Hochschulen, eben weil sie staatliche Behörden sind, in einer Lage der Abhängigkeit, die heute kaum zu Heldentaten im Stil der Göttinger Sieben ermuntert. Über das Thema werde ich mich nicht ausbreiten, obgleich acht Jahre als Rektor der Universität Uppsala reiche Erfahrungen gegeben haben, unter anderen die Erfahrung, daß sich sture Festigkeit erstaunlich häufig lohnt. Die Akademien befinden sich in einer anderen Lage. Ihre Freiheit dem Staat gegenüber hat unter anderem zur Folge, daß sie auch ohne Einladung ihre Meinung zu einer bestimmten Angelegenheit äußern können, und dies geschieht gelegentlich, wenn auch nicht häufig. Verschweigen oder vollständige Vernachlässigung einer solchen Stellungnahme in dem Ministerialentwurf, der am Ende der Prozedur mit Angabe der eingezogenen Gutachten veröffentlicht wird, würde als sehr bemerkenswert, wenn nicht sogar skandalös betrachtet werden. Schon eine ausgebliebene Einladung wird übrigens notiert.

Nächste Frage: Eine Akademie äußert sich, einen Vorschlag unter-

stützend oder negativ beurteilend. Welches Gewicht hat das Gutachten? Eine genaue Antwort ist selbstverständlich unmöglich, aber einige Erfahrungen können vielleicht formuliert werden. Wenn sich die Frage, zu der eine Akademie Stellung nimmt, in einem frühen Stadium des Entscheidungsprozesses befindet und die evtl. zu erwartenden politischen Kampflinien noch nicht klar sind und wenn die Stellungnahme der gelehrten Gesellschaft mit zureichender und nicht negativer Publizität in den Medien präsentiert wird – und hier melden sich, wie überall in der modernen Welt, neue Komplikationen –, kann das Gutachten einer Akademie schwerwiegend werden, wenn auch nur in dem Sinne, daß es zum Anfang eines Dialogs mit den verantwortlichen Politikern führen kann. Haben sich die Politiker schon in ihre Schützengräben eingegraben, ist die Stimme der Wissenschaft selbstverständlich wesentlich schwächer. Die Bedeutung der behandelten Frage im Programm der verschiedenen Parteien spielt natürlich auch eine Rolle. Das Schicksal der Kernforschung in den europäischen Ländern, unter ihnen Schweden, bietet wohl die besten Beispiele.

In den Fällen, die sich zwischen diesen beiden Extrempositionen befinden, und insbesondere wenn eine akademische Stellungnahme zu Gesprächen führt, haben nach meiner Erfahrung die Art und Qualität der persönlichen Beziehungen zwischen den führenden Persönlichkeiten auf beiden Seiten häufig ebenso große Bedeutung wie die politische Lage. Die Parallele mit Großbritannien – jedenfalls noch vor einigen Jahrzehnten – kommt mir nochmals in den Sinn. Es läßt sich vielleicht sagen, daß ein gewisses Mißtrauen zwischen Politikern und Wissenschaftlern mit Bezug auf Sozialdemokraten etwas mehr ausgeprägt ist oder gewesen ist als das im Verhältnis zwischen den Vertretern der Wissenschaft und den nichtsozialistischen Parteien. Aber dies ist eine sehr allgemeine und unsichere Behauptung, die in vielen mir bekannten Einzelfällen nicht zutrifft. Die Machtposition der Sozialdemokraten während der meisten der gut 70 Jahre seit 1936 – Koalitionen und nichtsozialdemokratische Regierungen haben weniger als 30 Jahre amtiert – hat in dieser Hinsicht ihre nicht ganz unbedeutenden Wirkungen

ausgeübt. SD-Politiker, die ein paar Jahrzehnte in den Gemächern der Ministerien gelebt haben, fühlen sich häufig auch in dem Glanz und der Stallwärme der akademischen Gemäcker wohl und zu Hause. Dort läßt sich sprechen. Es trifft nicht für alle zu; es gibt noch catonische Gestalten, aber sie sind wenig zahlreich. Alte und wohlhabende königliche Akademien verfügen über beträchtliche Verführungsmittel, wie jeder Besucher oder Beobachter der jährlichen Nobelpreisfestlichkeiten persönlich oder durch das Fernsehen feststellen kann.

Einige ausgewählte Gutachten der Akademie der Geisteswissenschaften aus den letzten vier Jahren seien erwähnt. In sämtlichen Fällen handelt es sich um Äußerungen, die auf Veranlassung des Forschungs- und Ausbildungsministeriums abgegeben wurden. Im Jahr 2004 wurde ein umfassendes Gutachten ausgearbeitet, das einen Kommissionsvorschlag mit neuen Vorschriften, die Doktorprüfung an den Hochschulen betreffend, behandelte. In demselben Jahr äußerte sich die Akademie über eine geplante neue Organisation für die Teilnahme Schwedens an der Forschungs- und Entwicklungsarbeit der Europäischen Union, i.J. 2005 erging ein sehr scharfes Gutachten über einen hauptsächlich regionalpolitisch motivierten Vorschlag, eine für Archäologie zuständige Behörde in die Provinz zu verlegen: Die Maßnahme, so die Akademie, würde für die Bibliothek der gelehrten Gesellschaft, die sich zum Teil in den Lokalitäten der Behörde befand, negative Konsequenzen haben. Die Reaktion wurde bei der folgenden Behandlung der Sache berücksichtigt. Drei Jahre später, 2008, wurde ein Gutachten über die Finanzierung schwedischer Forschung abgegeben, und in demselben Jahr äußerte sich die Akademie über Vorschläge, welche sich auf die internationale Strategie der schwedischen Forschungspolitik bezogen. Es sei vorsichtshalber nochmals daran erinnert, daß es nur ausnahmsweise möglich ist, die konkrete Wirkung einer Stellungnahme zu beurteilen.

Ein forschungspolitischer Dialog ist fast immer möglich, und natürlich ist es nicht nur in der Form schriftlicher Gutachten im Zusammenhang mit Gesetzesentwürfen oder Vorschlägen ähnlicher Art, daß die Akademien einen gewissen Einfluß auf die Forschungs-

politik ausüben können. Die Aufgabe, Politiker und allgemeine Meinung sozusagen vorbereitend in eine bestimmte Richtung zu lenken, ist aber ein schwieriges und zeitraubendes Vorhaben, das man auch für eine große und wohlhabende Akademie nur mit Bezug auf besonders wichtige Gebiete empfehlen kann. Ich werde mich auf einige konkrete Beispiele anderer Kontaktformen beschränken. Die Arbeit der Königl. Wissenschaftsakademie bei den Energie- und Umweltfragen stellt aber gute Beispiele dar.

Einige konkrete Beispiele anderer Kontaktformen seien erwähnt. In den Jahren 1985-1993, als ich Präsident der Akademie der Geisteswissenschaften war, gelang es uns jedes Jahr, meistens kurze Zeit vor oder nach der Vorlage des Haushaltsplanes der Regierung im Reichstag, den Minister für Forschung und höhere Ausbildung, den Staatssekretär und den für unsere Forschungsgebiete zuständigen Ministerialdirektor zusammen mit den meisten Mitgliedern des ständigen Forschungsausschusses des Reichstags für einen halbtägigen Besuch mit Mittagessen im Hause der Akademie zu gewinnen. Seitens des Ministeriums wurden die Teile des Budgets, die für die Akademie von besonderem Interesse waren, kurz präsentiert und kommentiert. Seitens der Akademie wurde der Besuch auf die Weise wahrgenommen, daß einige Mitglieder ebenfalls sehr kurz über ausgewählte Schwerpunktgebiete Bericht erstatteten, die wir für die künftige Planung des Ministeriums als wichtig betrachteten. Darauf folgte meistens eine zwanglose Diskussion. Diese regelmäßigen jährlichen Zusammenkünfte, die heute fast allzu idyllisch anmuten, hörten einige Jahre später auf; sie wurden von spärlichen Begegnungen über im voraus gewählte Themen ersetzt.

Die Entwicklung in dieser Hinsicht illustriert m.E. meine These, daß die persönlichen Beziehungen – jedenfalls in Musterländern dieser Art – für den Dialog zwischen Wissenschaft und Politik vielleicht ebensowichtig sind wie die politische Lage. Zwar fand i.J. 1994 nach Neuwahlen ein Regierungswechsel statt – die Sozialdemokraten kamen nach drei Jahren zurück – aber in den Jahren 1985-1991 haben sozialdemokratische Minister stets unsere Einladung zu Beratungen ohne Schwierigkeiten angenommen. Der neue Minister

für Wissenschaft und höhere Ausbildung, der 1994 das Amt übernahm, übrigens ein hochgebildeter Mann mit einer Vergangenheit in der liberalen Partei, hatte früh eine stark kritische Haltung der Wissenschaft und insbesondere den Professoren gegenüber eingenommen und auch öffentlich zum Ausdruck gebracht.

Zusammenkünfte ähnlicher Art, wenn auch auf andere Weise organisiert, fanden gleichzeitig in der Königl. Akademie der Wissenschaften statt: In diesem Gremium, das ja Fächer vertritt, die Politiker und Wirtschaft wesentlich mehr interessieren als diejenigen, für welche die Akademie der Geisteswissenschaften zuständig ist, setzen diese Begegnungen noch fort. Überhaupt ist die Aktivität der Wissenschaftsakademie, die mit Bezug auf die Anzahl der Mitglieder und auch das administrative Personal viel größer ist als die Akademie der Geisteswissenschaften, mehr umfassend. In den Jahren 2007 und 2008 wurden etwa 20 Gutachten abgegeben.

Die Wissenschaftsakademie, die – teilweise mit Staatsmitteln – mehrere Forschungsinstitute leitet, wirkt unter anderem durch ständige Ausschüsse, unter denen insbesondere der Energie-Ausschuß und der Umwelt-Ausschuß an der öffentlichen Debatte lebhaft teilnehmen.

Es sei am Ende noch erwähnt, daß eine Form von forschungspolitischer Tätigkeit, welche mehrere der schwedischen Akademien, auch unter denjenigen in den Universitätsstädten, kraft ihrer günstigen wirtschaftlichen Stellung betreiben können, häufig in Zusammenarbeit mit den großen freien Stiftungen erfolgt. Ein Beispiel ist die Förderung von begabten jungen Forschern durch Einrichtung von zeitlich begrenzten Stellen. Durch diese Tätigkeit können die Akademien sozusagen durch eigene Tätigkeit plastisch zeigen, auf welchen Gebieten nach ihrer Meinung besondere Initiativen wünschenswert sind. Die Gefahr, die diese Art von selbständiger forschungspolitischer Aktivität mit sich bringt, ist offenbar: Der Staat kann sich von Verantwortlichkeit befreit fühlen. Auf die Dauer entsteht aber bei erfolgreichen Ergebnissen ein Druck, der am Ende zu öffentlichen Initiativen führen kann.

CHRISTIAN TOMUSCHAT

POLITIKBERATUNG DURCH DEN  
MENSCHENRECHTSAUSSCHUSS DER  
VEREINTEN NATIONEN?

---

Es ist ziemlich gewagt, den Menschenrechtsausschuß der Vereinten Nationen in die Gruppe der Institutionen einzureihen, die Politikberatung betreiben. Ich selbst wäre niemals auf eine solche Klassifizierung gekommen, sondern bin durch hohe Hand auf diesen Weg geführt worden. Aber vielleicht ist die neue Sichtweise gar nicht verfehlt, wirft sie doch ein treffendes Schlaglicht auf die Tätigkeit des Ausschusses.

Was ist der Menschenrechtsausschuß? Das läßt sich mit wenigen Worten sagen. Der Ausschuß besteht aus 18 in eigenständiger Verantwortung tätigen Sachverständigen. Ihnen ist es aufgetragen, die Einhaltung des Internationalen Paktes über bürgerliche und politische Rechte zu sichern, des großen Menschenrechtsübereinkommens der Vereinten Nationen, das im Jahre 1966 zusammen mit seinem Schwestervertrag, dem Internationalen Pakt über wirtschaftliche, soziale und kulturelle Rechte, nach jahrelangen Beratungen zustande gekommen ist. Erstaunlicherweise ist dieses Rechtsinstrument weithin unbekannt geblieben. Viele von Ihnen werden seinen Namen noch nie oder doch nur flüchtig gehört haben. Und doch verkörpert sich in ihm der ehrgeizige Anspruch, grundlegende

Rechte jedem menschlichen Wesen auf diesem Erdball zu gewährleisten, vom Recht auf Leben bis hin zum Recht auf ein faires Gerichtsverfahren. Und wenn man noch den Parallelpakt hinzuzieht, gibt es fast gar kein Ende der Wohltaten, da erscheinen das Recht auf Arbeit, die Rechte auf Erziehung und soziale Sicherheit bis hin zum Recht auf Teilnahme am kulturellen Leben. C'est le meilleur des mondes possibles, eine Blaupause für ein kleines Paradies auf Erden. Nicht weniger als 161 Staaten haben den Pakt bisher durch Ratifikation als für sich verbindlich angenommen.

Aber warum ist in der Öffentlichkeit von dieser Beglückung so wenig die Rede? Es gibt mehrere Erklärungen. Die nächstliegende lautet: Deutschland ist ein Rechtsstaat mit einem Grundgesetz und einer Gerichtsbarkeit, die dafür sorgt, daß die Grundrechte der Verfassung nicht nur auf dem Papier stehen. Daneben genießen wir alle auch den Schutz der Europäischen Menschenrechtskonvention. Wer sich in seinen von dieser Konvention gewährleisteten Rechten verletzt fühlt, kann den Weg nach Straßburg zum dortigen Menschenrechtsgerichtshof antreten. Dieser Weg mag steinig sein, vor allem zeitraubend, aber an seinem Ende steht ein verbindliches Urteil, das von den Vertragsparteien beachtet und vollzogen werden muß – was nicht nur Theorie ist. Weshalb der Internationale Pakt über bürgerliche und politische Rechte weniger Beachtung findet, ist der Tatsache geschuldet, daß sein Kontrollsystem eher schwach ausgebildet ist. Der Akzent liegt auf Dialog und Überzeugungsbildung. Es wird nicht das scharfe Schwert des richterlichen Urteils geschwungen. Das setzt eine gewisse Bereitschaft der Beteiligten voraus, zuzuhören und sich durch gute Gründe bewegen zu lassen, von einem Irrweg abzugehen. Damit ist man tatsächlich in der Nähe der bloßen Beratung angelangt.

Wie schon gesagt, soll der Menschenrechtsausschuß die Kontrollfunktion in Bezug auf die Rechte des Paktes wahrnehmen. Drei Verfahren sind es, die man ihm zu diesem Zweck an die Hand gegeben hat.

Für jeden Vertragsstaat verpflichtend ist es, in regelmäßigen Abständen Berichte vorzulegen, in denen er darüber Auskunft gibt, wie er

seinen Verpflichtungen aus dem Pakt nachkommt, welche Verfahren er zu diesem Zweck bereithält und wie die Praxis aussieht (Art. 40). Diese Berichte werden dann in Anwesenheit einer Regierungsdelegation geprüft, und irgendwie findet das Verfahren schließlich seinen Abschluß. Das soll noch näher erläutert werden.

Den zweiten Verfahrensweg bildet die Individualbeschwerde. So wie man sich an das Bundesverfassungsgericht mit der Verfassungsbeschwerde oder an den Europäischen Menschenrechtsgerichtshof mit der Individualbeschwerde wenden kann, kann eine Person sich auch an den Menschenrechtsausschuß mit einer Paktbeschwerde wenden, vorausgesetzt, der betreffende Staat habe ein speziell dafür vorgesehenes begleitendes Fakultativprotokoll ratifiziert. In der Tat ist die Eröffnung der Paktbeschwerde keine automatische Folge der Vertragsmitgliedschaft. Die Parteien des Paktes müssen sich diesem Kontrollverfahren ausdrücklich unterwerfen, müssen also bereit sein, eine internationale Aufsicht über ihr gesamtes Handeln zu akzeptieren. In Europa ist dies kein Problem, unterliegen doch alle Mitglieder des Europarats ohnehin der Kontrolle durch den Europäischen Menschenrechtsgerichtshof. Aber außerhalb Europas wird eine solche internationale Aufsicht vielfach als ein nicht hinnehmbarer Verlust an souveräner Entscheidungsmacht gesehen. So haben die USA zwar im Jahre 1992 den Pakt ratifiziert, waren aber nicht bereit, nun auch noch das Tüpfelchen auf das I zu setzen. Immerhin sind es von den 161 Vertragsstaaten des Paktes 106 Länder, die keine Scheu davor haben, einen internationalen Zensor über sich zu dulden, und die damit ihre rechtsstaatliche Gesinnung dokumentieren wollen.

Die Verfahren der Paktbeschwerde enden mit »views«, mit »Auffassungen«, die der Ausschuß den Parteien an die Hand gibt. Sie sind, wie ihr Name sagt, nicht verbindlich, enthalten also im Falle des Ob-siegens des Beschwerdeführers im wesentlichen eine Aufforderung oder Empfehlung an den Verfahrensgegner, sein Verhalten zu korrigieren. Es liegt auf der Hand, daß eine solche Empfehlung nicht in jedem Falle auf Akzeptanz stößt. Für den Ausschuß geht es also darum, seinen »Auffassungen« die notwendige Stoßkraft zu verleihen.

Das dritte Kontrollverfahren ist die Staatenbeschwerde, die wiederum nur auf Grund besonderer Zustimmung zulässig ist (Art. 41). Ich will sie nur erwähnen, ohne sie näher zu erörtern, denn sie ist in über 30 Jahren noch nicht einmal zur Anwendung gebracht worden. Staaten sind im Regelfall nicht bereit, zum Schutze der Staatsbürger eines anderen Landes einen internationalen Rechtsstreit zu führen. Schon aus dieser kurzen Einführung läßt sich erkennen, wie nahe oder entfernt das Handeln des Menschenrechtsausschusses an oder von einer Beratungstätigkeit ist. Erteilter Rat ist niemals verpflichtend, niemals verbindlich. Insofern läßt sich von einer Übereinstimmung sprechen, denn auch der Ausschuß kann sich in keiner der drei Verfahrensarten mit autoritativer Härte äußern. Stets kann man ihm deswegen auch vorhalten, daß seine Schlußfolgerungen verfehlt seien. Ein Staat, der solchen Widerspruch äußert, begeht nicht allein deswegen einen Rechtsbruch, aber es kann dennoch sein, daß ein Rechtsbruch vorliegt, weil er eben die Bestimmungen des Paktes irrig auslegt. Nur ist niemand vorhanden, der hier eine verbindliche Entscheidung über Recht oder Unrecht zu treffen vermöchte.

In vielen anderen Punkten hingegen lassen sich Unterschiede ausmachen. Echte Politikberatung wird vom Auftraggeber erbeten. Wer unerwünschte Ratschläge erteilt, handelt zwar durchaus rechtmäßig und legitim. In der freiheitlichen Demokratie ist jeder Bürger berechtigt, sich zu den Agenden des Gemeinwesens zu äußern. Gerade die Meinungs- und Pressefreiheit macht die Kernsubstanz der Demokratie aus. Aber um Politikberatung handelt es sich dann nicht. Wer politische Instanzen berät, steht zu diesen in einem besonderen Vertrauensverhältnis. Sein Rat wird gesucht, weil er fachlich in besonderer Weise ausgewiesen ist. Es gibt keine Zwangsberatung. Natürlich darf sich zu öffentlichen Angelegenheiten *quivis ex populo* äußern, und die Stimme des Volkes findet in der Demokratie auch stets Gehör, wenn auch häufig nur mit einer gewissen Zeitverzögerung. Aber die öffentliche Debatte auf dem Marktplatz unterliegt anderen Gesetzmäßigkeiten als die Beratung. In den Verfahren vor dem Menschenrechtsausschuß wird die Thematik von diesem selbst bestimmt. Die Staaten sind rechtlich gehalten, über die von ihnen vorzulegenden

Berichte in regelmäßigen Abständen Rechenschaft über ihr Tun abzulegen. Es ist also nicht ihre Initiative, die das Verfahren einleitet, sondern sie werden geladen und müssen sich rechtfertigen. Hier läßt sich in der Tat von einer Art von »Zwangsberatung« sprechen.

Durchweg findet politische Beratung nur zu bestimmten Problemkomplexen statt, wo der Sachgegenstand exakt definiert ist. Die verantwortlichen politischen Instanzen brauchen keine allgemeine Besserwissererei. Herangezogen wird der Fachmann, der Experte, der ein begründetes Votum zu den spezifischen sachlichen Grundlagen für eine spätere politische Entscheidung abgeben kann. Der Menschenrechtsausschuß ist zwar auch ein Gremium von fachlich in besonderer Weise ausgewiesenen Persönlichkeiten. Aber es geht vor allem bei der Berichtsprüfung um das ganze weite Feld der staatlichen Tätigkeiten im Lichte der Menschenrechte und Grundfreiheiten. Der Ausschuß kann die Schwerpunkte in dem von ihm zu beackernden Problemfeld in großer Selbständigkeit festlegen. Dabei spielen häufig auch allgemeine politische Stimmungslagen und Fragen der political correctness mit. So ist es nicht nur innerhalb des Menschenrechtsausschusses, sondern auch innerhalb des Ausschusses für wirtschaftliche, soziale und kulturelle Rechte geradezu Mode geworden, sich jedesmal über das Ausmaß an häuslicher Gewalt in dem betreffenden Staat zu äußern und dann zu fordern, es möge alles unternommen werden, um diesen Mißstand zu unterbinden. Was die Regierung mit einer solchen Empfehlung anfangen soll, bleibt ihre Sache und wird auch nicht weiter erklärt.

Noch ein letzter Punkt sei hervorgehoben. Dabei handelt es sich um Legitimität und Verantwortung. Es bedarf keiner besonderen Begründung für die Aussage, daß der Menschenrechtsausschuß ein hohes Maß an Legitimität besitzt. Seine Mitglieder werden von den Regierungen der Paktstaaten vorgeschlagen. Um in den Ausschuß zu gelangen, müssen sie dann in einem zweiten Verfahrensschritt von der Gesamtheit der Paktstaaten gewählt werden. Ganz offiziell ist dem Ausschuß die Sorge für das Wohlergehen des Paktes, d.h. für die Sicherung der gewährleisteten Rechte durch Aufsicht über die Vertragsparteien, anvertraut. Ein nicht institutionell abgestützter

Berater hingegen hat keine in besonderer Weise legitimierte Amtsstellung inne. Sein Mandat beruht allein auf dem Auftrag, den ihm die betreffende Regierungsstelle erteilt hat. Deren Vertrauen ist die Grundlage seiner Tätigkeit, aber dieses Vertrauen ist nicht institutionell gesichert. Hier können sich auch Sonderbeziehungen persönlicher Art entwickeln, die keineswegs dem öffentlichen Wohl dienlich sind. Wenn man diesem Übel durch förmliche Ausschreibungen begegnen will, erzeugt man häufig nur eine Scheinobjektivität, die nur wenig Verbesserung bringt.

Aber nun zurück zu dem Standardverfahren der Berichtsprüfung. Da Art. 40 Abs. 4 des Paktes lediglich bestimmt, daß der Ausschuß die eingehenden Berichte zu prüfen habe, ohne sich näher über die Modalitäten auszulassen, herrschte im Anfangsjahr 1977 eine erhebliche Unsicherheit, wie denn eigentlich das Verfahren auszugestalten sei. Jedenfalls die Mehrzahl der Ausschußmitglieder war der Überzeugung, daß das Verfahren das Ziel haben müsse, die Lage der Menschenrechte in dem betreffenden Lande effektiv zu verbessern. So wurde von vornherein der Entschluß gefaßt, zu der Prüfung jeweils eine Regierungsdelegation einzuladen, um auf diese Weise den Kontakt mit einem verantwortlichen Dialogpartner herzustellen. Auf der anderen Seite war aber die Tätigkeit des Ausschusses noch in den Gesamtrahmen der Ost-West-Spannung eingebettet. Die kommunistischen Staaten Mittel- und Osteuropas und folglich auch die von dort stammenden Ausschußmitglieder waren keineswegs bereit, eine Verfahrensmodalität zu akzeptieren, die mit einer Bewertung ihrer Menschenrechtspraxis geendet hätte. So bestand das Prüfungsverfahren in einer Serie von Fragen, die von den Ausschußmitgliedern gestellt wurden, und in Antworten, die dann einen oder zwei Tage später von der anwesenden Regierungsdelegation erteilt wurden. Wenn das alles abgeschlossen war, bedankte man sich gegenseitig in höflicher Form, tauschte die üblichen diplomatischen Floskeln aus und ging auseinander.

War das alles sinnlos, ein Schattenspiel ohne Substanz? Da ich selbst dabei war, kann ich mich offensichtlich einer so ketzerischen Ansicht nicht anschließen und will versuchen, Sie davon zu überzeu-

gen, daß auch in diesen engen Grenzen eine zielgerichtete Menschenrechtspolitik betrieben werden konnte. Ich gebe Ihnen ein einziges aussagekräftiges Beispiel, nämlich die im Jahre 1978 von meinem britischen Kollegen Sir Vincent Evans an die anwesenden sowjetischen Vertreter gerichtete Frage nach der Behandlung von Dissidenten. Mit einem leichten Lächeln, im Tone bester Freundschaft, erklärte Vincent Evans, in den Zeitungen sei berichtet worden, daß in der Sowjetunion Dissidenten in psychiatrische Heilanstalten eingesperrt würden. Ob die Delegation dieses bestätigen könne?<sup>1</sup> Die Frage schlug gleichsam wie eine Bombe ein. Niemals war zuvor in einem Gremium der Vereinten Nationen eine so draufgängerische Frage gestellt worden. Und erwartungsgemäß wurden dann von den sowjetischen Vertretern solche Berichte als Lüge und Verleumdung zurückgewiesen.<sup>2</sup> Der Wert der Berichtsprüfung lag also völlig in der Qualität der gestellten Fragen. Damit wurde aufgedeckt, was als paktwidrig erörterungsbedürftig war. Läßt sich solcher in Frageform gekleidete Tadel als Beratung begreifen? In einem weiteren Sinne wohl schon.

Noch deutlicher wurde diese Art »negativer« Beratung ab dem Juli 1984, als nach dem Abschluß von Rede und Gegenrede zum zweiten Bericht der DDR einzelne Mitglieder des Ausschusses ihr abschließendes persönliches Urteil über die Ergebnisse der Prüfung und die Hauptprobleme in dem betreffenden Land abgaben. Es wurde also deutlich gemacht, wo und inwieweit Abhilfe erforderlich war. Freilich handelte es sich immer noch nicht um eine Stellungnahme des Ausschusses als solchem.

Erst nach der großen Wende der Jahre 1989/90 konnte der Ausschuß dazu übergehen, selbst ein Votum über die Verhältnisse in dem jeweils geprüften Land abzugeben. Algerien bildete im Frühjahr 1992 den ersten Fall dieser neuen Praxis, die sich seitdem konsolidiert hat. Wie ein guter Lehrer zählt der Ausschuß in seinen sog. abschließenden Bemerkungen zunächst die von ihm festgestellten positiven Aspekte auf. Danach bringt er seine Beanstandungen vor und gibt gleichzeitig Empfehlungen, was zu tun sei, um im Einklang mit den Verpflichtungen aus dem Pakt zu bleiben. Hält er eine Empfehlung

für besonders dringlich, so ersucht er den Staat, ihm innerhalb eines Jahres Bericht über die getroffenen Maßnahmen zu erstatten. Im übrigen sind manche Staaten dazu übergegangen, auf die Empfehlungen mit ausführlichen Gegenstellungnahmen zu reagieren. Einige Beispiele sollen zum Abschluß sichtbar machen, welche Probleme vom Ausschuß in seinen abschließenden Bemerkungen aufgeworfen wurden. Zum fünften deutschen Bericht aus dem Jahre 2002,<sup>3</sup> der im März 2004 geprüft wurde, merkte der Ausschuß an,<sup>4</sup> Deutschland möge klarstellen, ob es die Anwendbarkeit des Paktes auf die Tätigkeit deutscher Streitkräfte und Polizei außerhalb Deutschlands bejahe; gleichzeitig wurde Deutschland aufgefordert, energischer gegen die Praxis des Menschenhandels vorzugehen. Weitere Kritikpunkte waren die Frage der Lohngleichheit, wiederum das Lieblingsthema der häuslichen Gewalt, Fälle von Mißhandlungen durch die Polizei sowie die Zustände in Pflegeheimen für gebrechliche Personen. In ihrer Antwort vom 11. April 2005<sup>5</sup> äußerte sich die Bundesregierung lediglich zur Geltung des Paktes für Auslandseinsätze von Bundeswehr und Polizei. Deutschland werde sicherstellen, daß allen Personen die im Pakt anerkannten Rechte gewährleistet würden, dabei offenlassend, ob dies die unmittelbare Anwendbarkeit des Paktes bedeuten solle. Insgesamt darf man von einer recht milde und zuvorkommend abgefaßten Mängelliste sprechen.

Zur Lage in Rußland waren die abschließenden Bemerkungen des Ausschusses vom 4. November 2003<sup>6</sup> weitaus drastischer gehalten. Der Ausschuß stellte fest, daß nach wie vor in Berichten aus Tschechien über außergerichtliche Hinrichtungen, Verschwindenlassen von Personen, Folter und Vergewaltigung geklagt werde und daß offenbar die Verfolgung solcher Taten nicht mit der gebotenen Ernsthaftigkeit betrieben werde. Gegenstand von Rügen waren ferner die gewaltsamen Polizeimethoden, die Bedrohung des Pluralismus in den Medien durch staatliche Kontrollmaßnahmen, die Überfüllung der Gefängnisse, die Verfolgung von Journalisten, Forschern und Umweltaktivisten, die versuchten, die Öffentlichkeit auf Mißstände aufmerksam zu machen, sowie schließlich die gewaltsamen Angriffe

einschließlich Mordattacken auf unabhängige Journalisten. Es ist interessant, daß Rußland in seiner Antwort auf diese Bemerkungen<sup>7</sup> sich lediglich bemüht sah, in einer langen Epistel auf die Maßnahmen hinzuweisen, die es zum Schutze der tschetschenischen Bevölkerung getroffen habe, aber mit keinem Wort auf die kritische Lage im Mediensektor einging. An keinem Wort läßt sich in dieser Antwort erkennen, daß Rußland bereit wäre, irgendwelche Fehler einzugestehen. Dennoch wird man davon ausgehen können, daß insbesondere die Kritik an dem Vorgehen der russischen Streitkräfte in Tschetschenien ihre Wirkung nicht gänzlich verfehlt hat.

Eine offene Auseinandersetzung führte der Ausschuß auch mit den USA vor allem im Hinblick auf die bekannten Exzesse im sog. Kampf gegen den Terrorismus: Inhaftierung von terrorverdächtigen Personen unter entwürdigenden Umständen in Guantánamo, Anwendung von Foltermethoden, Verschickung von Terrorverdächtigen zu Verhörzwecken in Länder, in denen offen gefoltert wird, Einrichtung von geheimen Haftanstalten außerhalb jeder rechtsstaatlichen Kontrolle, Laxheit bei der strafrechtlichen Verfolgung von Personen, die an Mißhandlungen beteiligt waren. Hier wurde also den USA ein langes Sündenregister vorgehalten, das an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrigließ.<sup>8</sup> Kategorisch stritten die USA in ihrer Antwort vom 1. November 2007<sup>9</sup> die Anwendbarkeit des Paktes außerhalb ihres eigenen Hoheitsgebietes ab, waren aber – erfreulicherweise – aus Gründen der »courtesy« bereit, Informationen zu den Hauptbeschwerdepunkten zu liefern. In einem Punkte war die Regierung bereit, die Richtigkeit der Vorwürfe einzugestehen, nämlich in bezug auf geheime Haftanstalten. Dies wurde aber mit der Erwägung gerechtfertigt, daß die Befragung der Inhaftierten Informationen geliefert habe, die unschuldiges Leben gerettet hätten, weil man geplante Terrorangriffe habe abwenden können. Nach Kriegsrecht bestehe im übrigen für die USA keinerlei Verpflichtung, das Internationale Komitee vom Roten Kreuz von der Gefangennahme zu unterrichten und ihm Zugang zu den Inhaftierten zu gewähren. Dies alles ist außerordentlich unbefriedigend. Aber immerhin läßt sich feststellen, daß ein Dialog auf der Ebene der rechtlichen Argu-

mentation geführt wird. Die USA leugnen nicht grundsätzlich ihre rechtliche Verantwortung, behaupten aber mit gewissen nicht völlig neben der Sache liegenden, freilich wenig überzeugenden Gründen, daß Ihre Handlungen zu rechtfertigen seien.

Läßt sich die Vorhaltung eines Registers von Rechtsverstößen noch als »Beratung« bewerten? Letzten Endes ist dies eine Frage der Terminologie. Eine »Zwangsbberatung« mit einer fremdbestimmten Agenda ist wesentlich unangenehmer als eine Beratung, bei der die Themenliste vom Ratsuchenden nach eigenem Gutdünken bestimmt wird. Was die Effektivität angeht, so muß man sowohl die russische wie auch die amerikanische Antwort als eine kaum verschleierte Zurückweisung der Schlußfolgerungen des Ausschusses beurteilen. Die Adressaten der Empfehlungen sind dazu rechtlich in der Lage. Dennoch befinden sie sich in einer schwierigen Lage, weil der Ausschuß mit seiner internationalen Zusammensetzung und unbestreitbaren Legitimität eben doch die Stimme der internationalen Gemeinschaft repräsentiert. So darf man auch davon ausgehen, daß jedenfalls ein Land, in dem es eine nicht von der Staatsgewalt beherrschte öffentliche Meinung gibt, sich langfristig dem Einfluß der Stellungnahmen des Menschenrechtsausschusses nicht entziehen kann.

### *Anmerkungen*

- 1 108. Sitzung, 24.10.1978, Yearbook of the Human Rights Committee 1977-1978, Vol. I, S. 378 Nr. 50.
- 2 112. Sitzung, 26.10.1978, *ibid.*, S. 399 Nr. 19.
- 3 UN-Dok. CCPR/C/DEU/2002/5, 4.12.2002.
- 4 Concluding observations, UN-Dok. CCPR/CO/80/DEU, 4.5.2004.
- 5 UN-Dok. CCPR/CO/80/DEU/Add.1, 11.4.2005.
- 6 UN-Dok. CCPR/CO/79/RUS, 1.12.1003.
- 7 UN-Dok. CCPR/CO/79/RUS/Add.1, 2.2.2005.
- 8 UN-Dok. CCPR/C/USA/CO/3/Rev.1, 18.12.2006.
- 9 UN-Dok. CCPR/C/USA/CO/3/Rev.1/Add.1, 12.2.2008.

## IV. BEGEGNUNGEN MIT DER JUGEND



## MITGLIEDER DES ORDENS POUR LE MÉRITE TREFFEN GÖTTINGER GYMNASIASTEN

---

Im Anschluß an die Herbsttagung in Göttingen sind einige Ordensmitglieder mit Gymnasiasten zusammengetroffen. In Göttingen gibt es fünf Gymnasien, und es bot sich an, diese besondere Veranstaltung an einem gemeinsamen Ort stattfinden zu lassen. Das XLAB – Göttinger Experimentallabor hat die Organisation übernommen und alle ca. 120 Schüler und Schülerinnen am 2.10.2008 empfangen.

Nach vorbereitenden Gesprächen mit den Schulleitern wurden die Themen für die Gesprächsgruppen in die Schulen getragen, so daß über die jeweiligen Fachlehrer die Schüler und Schülerinnen gezielt angesprochen werden konnten.

Nach einer Vorstellung des Ordens durch den Ordenskanzler Prof. Dr. Albach haben sich die Ordensmitglieder mit ihrer Diskussionsrunde in den verschiedenen Seminarräumen getroffen.

*Prof. Dr. Horst Albach:*

- Betriebswirtschaftslehre: Managementtechnik oder Wissenschaft?
- Führung von multinationalen Unternehmen

*Prof. Dr. Ernst-Joachim Mestmäcker:*

- Wirtschaftliche Grundrechte in der Europäischen Union

*Prof. Dr. Günter Blobel:*

- Eintritt in und Ausgang vom Zellkern durch den Kernporenkomplex

*Prof. Dr. Erwin Neher:*

- Neurophysiologie und zelluläre Signale

*Prof. Dr. Walter Burkert:*

- Das Verständnis unserer eigenen Sprache, die gerade durch die Schule unentrinnbar von der klassischen Tradition geprägt ist; Beispiel unser Wort »Sinn«, von den »fünf Sinnen« bis zum »Sinn der Welt«, wobei sich zeigen läßt, wie das eine Mal eine griechische, das andere Mal eine lateinische Begriffsbildung zugrunde liegt.
- Altertumskunde als Fernrohr in die Kulturgeschichte der Vergangenheit, wobei allerdings die »klassischen« Sprachen zu ergänzen sind durch die Rekonstruktion der Indogermanischen Sprache und den Alten Orient.
- Die Ost-West-Polarisierung, die sich auf einer gemeinsamen Kultur aufgebaut hat, mit wechselnden Grenzziehungen; seit fast 1400 Jahren besteht der Gegensatz Christliche Welt – Islam, was doch enge Wechselbeziehungen besonders in der Tradition der Naturwissenschaften eingeschlossen hat, von der Geometrie zur Algebra, vom Weltsystem des Ptolemaios zum »Almagest«.

*Prof. Dr. Eberhard Jüngel:*

- Gewissen – was ist das?

*Prof. Dr. Peter Busmann:*

- Mein Engagement als Architekt in Deutschland und im Ausland sowie mein soziales Engagement in Kolumbien.

*Dr. phil. Hans Magnus Enzensberger* gemeinsam mit *Prof. Hubertus v. Pilgrim*:

– Lyrik nervt

*Prof. Dr. med. Wolfgang Gerok*:

– Molekularbiologie von Krankheiten: Schlüssel zu ihrem Verständnis und ihrer Therapie

*Prof. Dr. Friedrich Hirzebruch*:

– Euler und die Summation von Reihen

*Prof. Dr. Christian Tomuschat*:

– Schutz der Menschenrechte durch die Vereinten Nationen

Von besonderem Interesse waren für die Schüler und Schülerinnen politische und medizinische Themenstellungen. Es wurde sehr betont, daß die Schüler eine genaue Vorstellung von den Themen im voraus haben möchten, auch war es durchaus eine nicht alltägliche Erfahrung, sich unter einem bestimmten Thema mit den Schülern anderer Gymnasien zu treffen und miteinander zu diskutieren.

Von besonderem Wert war für die Schüler und Schülerinnen aber die persönliche Begegnung mit den Ordensmitgliedern. »Mitunter wurden die ganz privaten Auskünfte, in denen die Vita der bedeutenden Persönlichkeiten aufschien, mehr noch geschätzt als die Beantwortung der Fachfragen«, resümiert ein Schulleiter ein später nachfolgendes Gespräch mit Schülern.

Doch lassen wir die Schüler selbst zu Wort kommen:

[...] In jedem Fall war es eine tolle Erfahrung und auch ein Privileg, sich mit einer so herausragenden Persönlichkeit im direkten Gespräch unterhalten zu dürfen. Schade dabei war bloß, daß wir in diesem Bereich nicht so vorbereitet waren, daß wir die Zeit optimal nutzen konnten, denn nicht immer konnten wir die pas-

senden Fragen stellen. Fazit: Rundum (und mit guter Vorbereitung noch mehr!) war es aber in jedem Fall eine tolle Veranstaltung, für die ich sehr dankbar war und bin.

*Schüler, Max-Planck-Gymnasium*

[...] Es war für mich das erste Mal, so viele verdienstreiche Leute auf einen Schlag zu treffen. [...] Meine Gesprächsrunde mit Erwin Neher und Günter Blobel empfand ich als äußerst spannend und informativ. Durch Erzählungen über ihren Werdegang und ihr Schaffensgebiet baute sich die Distanz zwischen Schüler und Forscher ab, so daß einige sich inspiriert fühlten und in Erwägung zogen, auch später einmal in die Forschung zu gehen. Ich glaube, gerade hier liegt der Nutzen eines solchen Treffens. Denn durch die direkte Kommunikation mit Forschern, welche man bestenfalls aus der Schulliteratur kennt, wird Wissenschaft, insbesondere Forschung lebendig und erreichbar. Darum bin ich den Wissenschaftlern und Veranstaltern dieser Aktion sehr dankbar.

*Malte Öhm, Otto-Hahn-Gymnasium*

Zugegeben, mit dem Orden »Pour le mérite« vermochte ich im Vorfeld dieser Veranstaltung noch nicht viel zu verbinden. [...] Im Endeffekt war es wahrscheinlich »nur« der gute Ruf des XLABs, der mich dazu verleitete, mich über meinen Politik-Leistungskurs für die wirtschaftsrechtliche Gesprächsrunde bei Herrn Mestmäcker anzumelden. Die Organisation und die zeitliche Einteilung dieses Vormittags war gut und die Aufteilung mit den verschiedenfarbigen Bändchen sehr einfach und gelungen. Daß uns dann sogar noch ein Mittagessen in der Nordmensa »spendiert« wurde, trug zur Abrundung dieser wirklich sehr lobenswerten Veranstaltung bei. [...] Die Diskussion war sehr locker und informativ und hat mir einen guten Einblick in die Arbeit eines Wirtschaftsrechtlers verschafft. [...] Herr Mestmäcker hat viel von seiner eigenen Arbeit und seinen guten persönlichen Erfahrungen berichtet und es uns somit möglich gemacht, ihn und seine Arbeit näher kennenzulernen. [...] Daher bleibt eigentlich nur zu hoffen, daß uns viel-

leicht noch einmal die Möglichkeit geboten wird, mit teils so berühmten Gästen so schön und locker zu diskutieren. [...] Zu guter Letzt möchte ich dem XLAB mit all seinen Verantwortlichen dafür danken, daß uns Schülern in Göttingen derartige Möglichkeiten geboten werden, Informationen aus erster Hand über verschiedene wissenschaftliche Laufbahnen zu erlangen.«

*Florian Mann, Theodor-Heuss-Gymnasium*

In kleinem Kreise trafen Schülerinnen und Schüler der Göttinger Gymnasien Herrn Professor Gerok, um von diesem neue Erkenntnisse, Denkansätze und Informationen zum Thema »Molekularbiologie und Krankheiten: Schlüssel zu ihrem Verständnis und ihrer Therapie« zu erhalten. Gleich von Beginn an begegnete Professor Gerok dem sichtlich etwas eingeschüchterten Kurs mit einer von einem so prominenten Akademiker kaum erwarteten Offenheit und Lockerheit, wobei er je nach individuellem Wunsch den Zeitplan seines Vortrages verließ, um vom Medizinstudium, seinem bisherigen Lebenslauf, seiner Forschungstätigkeit etc. zu berichten. Besonders fasziniert und begeistert war ich dabei von seinem ungeheuren Erfahrungsschatz und Fachwissen auf seinem Gebiet, welches er auf leichtverständliche und durchaus unterhaltsame Weise zu vermitteln wußte. Insgesamt habe ich das Gespräch mit Professor Gerok als lehrreich und informativ auch bezüglich meiner späteren Berufsvorstellungen empfunden. Meine Begegnung mit den Mitgliedern des Ordens Pour le mérite wird mir als aufschlußreich und unterhaltsam in Erinnerung bleiben.

*Jona Krohn, Hainberg-Gymnasium*

Für die Gymnasiasten werden die Eindrücke des 2.10.2008 unvergeßlich bleiben und die Studienentscheidung des einen oder anderen mitprägen. Den Mitgliedern des Ordens Pour le mérite wird das Bild dieser aufgeschlossenen und wißbegierigen jungen Menschen in Erinnerung bleiben, und sie werden sich vielleicht mit großem Zutrauen in die kommenden Generationen an diese Begegnung erinnern.



## ORDENSMITGLIEDER IM GESPRÄCH MIT STUDIERENDEN

---

Am 9. Juni 2009 lud der Orden Pour le mérite für Wissenschaften und Künste ca. 50 Stipendiaten der Studienstiftung des deutschen Volkes, des Evangelischen Studienwerks e.V. Villigst und des Cusanuswerks Bischöfliche Studienförderung in die Humboldt-Universität zu Berlin ein. Der Orden gilt seit seiner Gründung im 19. Jahrhundert als eine der höchsten Ehrungen, die einem Wissenschaftler oder Künstler in Deutschland zuteil werden können.

Die Veranstaltung begann mit der Eröffnungsrede durch den Präsidenten der Humboldt-Universität zu Berlin, Prof. Christoph Markschies. Danach übernahm der Nobelpreisträger Prof. Erwin Neher das Wort und bat die insgesamt 11 anwesenden Ordensmitglieder, sich kurz vorzustellen. Beispielsweise gewährte Prof. Christian Tomuschat interessante Einblicke in seine frühere Tätigkeit als Gutachter für die Bundesregierung, bei der es um mögliche Entschädigungszahlungen für italienische Militärinternierte ging. Mit dem Geschichtsprofessor James Sheehan von der Universität Stanford war auch eines der internationalen Mitglieder anwesend.

»Genie ist Persönlichkeit mit zwei Groschen Talent« (Pablo Picasso) – unzweifelhaft waren die anwesenden Ordensmitglieder ge-

standene Persönlichkeiten, die ihre sprichwörtlichen zwei Groschen gut investiert hatten. Im zweiten Teil der Veranstaltung konnten die Studierenden in Kleingruppen jeweils einen Ordensträger ihrer Wahl ausführlich zu dessen Erfahrungen und Lebensweg befragen. Zu meinem Glück durfte ich mit dem Physik-Nobelpreisträger Prof. Theodor Hänsch sprechen. Trotz oder vielleicht gerade wegen all des internationalen Ruhms, der Prof. Hänsch wegen seiner Ergebnisse in der Laserphysik zuteil wurde, präsentierte er sich als ein bescheidener und zugleich begeisterter Wissenschaftler. Er schien noch immer ein schier unersättliches Interesse für sein Fach zu besitzen und berichtete voller Vorfreude von diversen Messapparaturen, die noch auf seinem Wunschzettel stünden. Interessant waren für mich als angehenden Wissenschaftler vor allem seine Ausführungen über seine Doktoranden- und Postdoczeit.

Ich möchte mich sowohl beim Orden Pour le mérite als auch bei der Studienstiftung für die gewährten Eindrücke und diese einmalige Chance bedanken.

*Peter Herbrich*

VIERTER TEIL  
BILDER



HERBSTTAGUNG 2008

IN BONN





Ausstellung »Space to Experience« von Magdalena Abakanowicz  
im Ehrenhof des museum kunst palast, Düsseldorf.  
»King Arthur's Court«



Ausstellung Magdalena Abakanowicz.  
»Bambini«



Lesung von Umberto Eco  
in der Aula der Friedrich-Willhelms-Universität zu Bonn:  
Begrüßung in der Bibliothek des Romanischen Seminars.

Von links nach rechts: Professor Reinhard Selten, Rektor Professor  
Matthias Winiger, Minister für Innovation, Wissenschaft,  
Forschung und Technologie des Landes Nordrhein-Westfalen,  
Professor Andreas Pinkwart, Professor Umberto Eco,  
Ordenskanzler Professor Horst Albach



Die Aula der Universität Bonn



Umberto Eco mit seinem Übersetzer Burkhard Kroeber



James Sheehan bei seinem Vortrag auf dem Petersberg,  
dem ehemaligen Sitz der US High Commission for Germany



Interne Sitzung der Ordensmitglieder  
im Wolfgang-Paul-Saal des UniClubs Bonn e.V.  
Wolfgang Paul war Mitglied des Ordens Pour le mérite



Sofia Gubaidulina und Yuri Manin in der Mitgliederversammlung



Vortrag von Hubertus von Pilgrim  
über den Architekten Ernst Rietschel  
in der Villa Hammerschmidt,  
dem Sitz des Bundespräsidenten in Bonn



Konzert der Klassischen Philharmonie unter der Leitung von  
Professor Heribert Beissel in Schloß Augustusburg



Diskussion mit Bonner Schülern  
im Institut »Caesar« in der Bonner Rheinaue



JAHRESTAGUNG 2009

IN BERLIN





Öffentliche Sitzung im Konzerthaus am Gendarmenmarkt.  
Vor dem Einzug in den Großen Saal:  
Ordensprotector und Ordenskanzler



Der Große Saal des Konzerthauses



Festvortrag Gerhard Casper



Die Bläser der Bläservereinigung Berlin  
spielen »Sechs Stücke« von Paul Hindemith  
unter der Leitung von Professor Christian-Friedrich Dallmann



Bernard Andreae stellt seine neue Interpretation  
des Alexandermosaiks in der von ihm betreuten Ausstellung  
»Gandhara« im Martin-Gropius-Bau vor



Angeregtes Gespräch:  
Robert Weinberg, Dani Karavan, Gerhard Casper (oben),  
Eric Kandel, Svante Pääbo (von links nach rechts)



Gespräche mit Stipendiaten der Studienstiftung  
des deutschen Volkes, des Cusanuswerks  
und des Evangelischen Studienwerks e.V., Villigst



Rede des Bundespräsidenten Horst Köhler  
anlässlich der Verleihung des Großen Bundesverdienstkreuzes  
mit Stern an die ausländischen Mitglieder des Ordens



Verleihung des Großen Bundesverdienstkreuzes mit Stern  
an Jean-Marie Lehn



Verleihung des Großen Bundesverdienstkreuzes mit Stern  
an Anton Zeilinger



Verleihung des Großen Bundesverdienstkreuzes mit Stern  
an Rolf Zinkernagel



Bundespräsident Horst Köhler  
mit den von ihm ausgezeichneten Mitgliedern des Ordens:  
Albert Eschenmoser, Robert Weinberg, Jean-Marie Lehn,  
Eric R. Kandel, Peter von Matt, Dani Karavan,  
Gerhard Casper, James J. Sheehan, Rolf Zinkernagel,  
Niklaus Wirth, Anton Zeilinger  
(von links nach rechts)



Ministerpräsident Peter Harry Carstensen mit Horst Albach  
bei der Verleihung des Großen Bundesverdienstkreuzes mit Stern  
an Sofia Gubaidulina in Kiel



Botschafter Reinhard Schäfers und Mechthild Schäfers  
anlässlich der Verleihung des Großen Bundesverdienstkreuzes  
mit Stern an Jacques Léon Tits  
in Begleitung seiner Frau Marie-Jeanne Tits-Dunaide in Paris



Umberto Eco bei der Verleihung  
des Großen Bundesverdienstkreuzes mit Stern  
durch Botschafter Michael Steiner in Rom



Der scheidende Kanzler Horst Albach  
und sein Nachfolger Eberhard Jüngel

## ANHANG I



ORDEN POUR LE MÉRITE  
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE  
SATZUNG

---

Der Orden Pour le mérite für Wissenschaften und Künste,

den König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen durch Stiftungs-  
urkunde vom 31. Mai 1842 dem Orden Friedrichs des Großen Pour le  
mérite als Friedensklasse für die Verdienste um die Wissenschaften  
und die Künste hinzugefügt hat, der nach dem Wegfall der Monarchie  
durch Beschluß seines Kapitels vom 26. Februar 1922 (genehmigt vom  
Preußischen Staatsministerium am 4. März 1924) den Charakter einer  
freien Vereinigung von hervorragenden Gelehrten und Künstlern er-  
halten hatte, hat sich, nachdem das deutsche Volk in der Bundesrepu-  
blik seinem staatlichen Leben am 23. Mai 1949 eine neue Ordnung  
gegeben hat, in der Sitzung seines Kapitels vom 31. Mai 1952 als eine  
freie, sich selbst ergänzende Gemeinschaft neu bestätigt.

Das Kapitel hat am 31. Mai 1954 beschlossen, den Herrn Bundesprä-  
sidenten zu bitten, das Protektorat des Ordens zu übernehmen. Der  
Herr Bundespräsident hat dieser Bitte entsprochen.

Das Kapitel hat am 27. Juni 1963 eine revidierte Satzung beschlossen,  
die an die Stelle der Satzung vom 18. Juni 1956 tritt, sowie am 4. Juni

1969 eine Ergänzung der Satzung durch § 10 und am 29. Mai 1990 eine Änderung der §§ 2 und 10 der Satzung.

## § 1

(1) Mitglieder des Ordens können nur Männer und Frauen werden, die durch weit verbreitete Anerkennung ihrer Verdienste in der Wissenschaft oder in der Kunst einen ausgezeichneten Namen erworben haben.

(2) Sie tragen als Zeichen ihrer Mitgliedschaft den Orden Pour le mérite für Wissenschaften und Künste in seiner historischen Form. Sie sind der Tradition des Ordens verpflichtet.

(3) Die Stiftungsurkunde vom 31. Mai 1842 bestimmt die Form des Ordenszeichens wie folgt:

»Der doppelt gekrönte Namenszug Friedrichs II. umgibt, viermal wiederholt, in Kreuzform ein rundes goldenes Schild, in dessen Mitte der Preußische Adler steht. Die Ordensdevise umgibt ringförmig, auf blau emailliertem Grund, das Ganze, die Namenszüge mit den Kronen verbindend. Das Ordenszeichen wird an einem schwarzen, mit Silber umränderten Band um den Hals getragen.«

(4) Die Abzeichen sind Eigentum der Bundesrepublik Deutschland. Jedes Mitglied ist verpflichtet, dafür Sorge zu tragen, daß nach seinem Tode sein Abzeichen unverzüglich dem Bundesministerium des Innern in Bonn zurückgegeben wird.

## § 2

(1) Die Mitglieder des Ordenskapitels müssen deutsche Staatsangehörige sein. Es können jedoch auch Angehörige anderer Staaten, die seit Jahren als Gelehrte oder Künstler in Deutschland leben und wirken, zu Mitgliedern gewählt werden. Wenn Mitglieder deutscher Staatsangehörigkeit diese Staatsangehörigkeit verlieren oder wenn

Mitglieder nichtdeutscher Staatsangehörigkeit ihren Wohnsitz ins Ausland verlegen, treten sie ohne weiteres in die Reihe der ausländischen Mitglieder.

(2) Die Zahl der Ordensmitglieder ist vorbehaltlich der in § 10 getroffenen Sonderregelung auf dreißig festgesetzt; sie wird nach dem Ausscheiden eines Mitgliedes jeweils wieder ergänzt.

(3) Von diesen Mitgliedern sollen in der Regel je zehn auf die Geisteswissenschaften, die Naturwissenschaften und die Künste entfallen.

### § 3

Außer den dreißig Mitgliedern des Kapitels kann das Kapitel auch Angehörige anderer Staaten zu Mitgliedern des Ordens wählen. Die Zahl der ausländischen Mitglieder soll die der Mitglieder des Kapitels nicht übersteigen; bei ihrem Ausscheiden sollen Ersatzwahlen nicht erforderlich sein.

### § 4

Die Mitglieder des Kapitels treten mindestens einmal im Jahr am 31. Mai als dem Stiftungstag des Ordens oder in den folgenden Wochen zu einer Kapitalsitzung zusammen. Hierzu lädt der Kanzler rechtzeitig unter Mitteilung der Tagesordnung ein.

### § 5

(1) Die Mitglieder des Kapitels wählen aus ihrer Mitte durch Stimmzettel mit einfacher Mehrheit der Anwesenden den Kanzler sowie den ersten und zweiten und gegebenenfalls einen dritten Vizekanzler, die den Kanzler bei dessen Verhinderung nach Rangfolge vertreten. Bei Verhinderung der Vizekanzler bestimmt der Kanzler seinen Vertreter von Fall zu Fall.

(2) Scheidet der Kanzler oder ein Vizekanzler aus seinem Amt, so bestimmt das Kapitel den Nachfolger in freier Wahl.

(3) Kanzler und Vizekanzler müssen inländischen Wohnsitz haben.

(4) Jede der drei in § 2 Absatz 3 genannten Gruppen muß durch den Kanzler oder einen Vizekanzler vertreten sein.

## § 6

(1) Bei jeder Vakanz stellen der Kanzler und die Vizekanzler tunlichst in gemeinsamer Besprechung Vorschläge für die Ersatzwahl auf. Hierfür können alle wahlberechtigten Mitglieder Anregungen an den Kanzler richten.

(2) Die Vorschläge der Kanzler sind mit Angaben über Leben und Werke der vorgeschlagenen Persönlichkeiten den Mitgliedern des Kapitels vierzehn Tage vor dem Wahltag zu übersenden.

(3) Eine Wahl kann nur stattfinden, wenn mindestens zwei Drittel der Mitglieder des Kapitels sich an ihr beteiligen. Ausdrückliche Stimmenthaltung gilt als Teilnahme an der Wahl.

(4) Gewählt wird in der Sitzung des Kapitels auf der Grundlage der Vorschläge der Kanzler. Mitglieder, die verhindert sind, an der Sitzung teilzunehmen, können jedoch ihre Stimme in geschlossenem Umschlag an den Kanzler senden.

## § 7

(1) Gewählt ist, wer zwei Drittel der Stimmen der in der Kapitalsitzung anwesenden Mitglieder und die Mehrheit der Stimmen der an der Wahl teilnehmenden Mitglieder auf sich vereinigt.

(2) Sind in der Kapitalsitzung mindestens zwei Drittel der Mitglieder anwesend, so kann das Kapitel, auch unabhängig von den Vor-

schlagen der Kanzler, mit einer Mehrheit von zwei Dritteln der Anwesenden die Wahl vornehmen.

(3) Kommt eine Wahl aufgrund der Absätze 1 und 2 nicht zustande, so kann das Kapitel mit einer Mehrheit von zwei Dritteln der Anwesenden einen neuen Kandidaten vorschlagen. Dieser Vorschlag ist unter Angabe des Stimmverhältnisses den abwesenden Mitgliedern mit der Aufforderung mitzuteilen, binnen zwei Wochen ihre Stimmen an den Kanzler zu senden. Gewählt ist, wer die Mehrheit der an der Wahl teilnehmenden Mitglieder auf sich vereinigt.

## § 8

Für die Wahl ausländischer Mitglieder sind die §§ 6 und 7 entsprechend anzuwenden.

## § 9

(1) Nachdem der Gewählte die Wahl angenommen hat, stellt der Kanzler das Ergebnis der Wahl fest.

(2) Er übersendet dem neuen Mitglied eine Urkunde, in der er Wahl und Annahme der Wahl feststellt, das neue Mitglied in der Gemeinschaft des Ordens begrüßt und die Wahl in aller Form bestätigt.

(3) Das Ergebnis der Wahl ist dem Herrn Bundespräsidenten als dem Protektor des Ordens sowie allen Mitgliedern des Ordens mitzuteilen und zu veröffentlichen.

## § 10

(1) Mitglieder, welche das 80. Lebensjahr vollendet haben, werden in die in § 2 festgelegte Mitgliederzahl nicht eingerechnet. Sie behalten ihre vollen Rechte.

(2) Es können insofern neue Mitglieder über die in § 2 festgelegte Zahl der Mitglieder hinaus gewählt werden.

(3) Es sollen aber in einem Jahr nicht mehr als zwei zusätzliche Mitglieder gewählt werden. Die Gesamtzahl der Mitglieder darf vierzig inländische und vierzig ausländische Mitglieder nicht überschreiten.

Der in der Kapitelsitzung am 27. Juni 1963 in Bonn beschlossenen und mir vorgelegten Neufassung der Satzung des Ordens erteile ich die Genehmigung.

Bonn, den 19. September 1963

Der Bundespräsident  
*Lübke*

Der Bundeskanzler  
*Adenauer*

Der Bundesminister des Innern  
*Höcherl*

Der in der Kapitelsitzung am 4. Juni 1969 in Bonn beschlossenen und mir vorgelegten Änderung der Satzung des Ordens (Einfügung eines § 10) erteile ich die Genehmigung.

Bonn, den 30. Juni 1969

Der Bundespräsident  
*Lübke*

Der Bundeskanzler  
*Kiesinger*

Der Bundesminister des Innern  
*Benda*

Der in der Kapitalsitzung am 29. Mai 1990 in Bonn beschlossenen und mir vorgelegten Änderung der Satzung (§ 2 Absatz 2 und § 10) erteile ich die Genehmigung.

Bonn, den 5. Oktober 1990

Der Bundespräsident  
*Weizsäcker*

Der Bundeskanzler  
*Kohl*

Der Bundesminister des Innern  
*Schäuble*



VERZEICHNIS  
DER DERZEITIGEN  
MITGLIEDER DES ORDENS  
POUR LE MÉRITE  
FÜR WISSENSCHAFTEN  
UND KÜNSTE



## MITGLIEDER

*I = Inländische Mitglieder*  
*A = Ausländische Mitglieder*  
*Stand: 30. Juni 2009*

MAGDALENA ABAKANOWICZ (A) IN WARSCHAU, POLEN	BILDHAUERIN
HORST ALBACH (I) IN BONN ab 01.07.2005: KANZLER DES ORDENS	BETRIEBSWIRTSCHAFTLER
BERNARD ANDREAE (I) IN ROM, ITALIEN	ARCHÄOLOGE
HANS BELTING (I) IN KARLSRUHE	KUNSTHISTORIKER
GÜNTER BLOBEL (A) IN NEW YORK, USA	ZELLBIOLOGE
PIERRE BOULEZ (A) IN PARIS, FRANKREICH	KOMPONIST UND DIRIGENT
KARL DIETRICH BRACHER (I) IN BONN	HISTORIKER UND POLITIKWISSENSCHAFTLER
ALFRED BRENDEL (A) IN LONDON, ENGLAND	PIANIST UND MUSIKSCHRIFTSTELLER
WALTER BURKERT (I) IN ZÜRICH, SCHWEIZ	ALTPHILOLOGE
PETER BUSMANN (I) IN KÖLN 1997-2005: VIZEKANZLER	ARCHITEKT
GERHARD CASPER (A) IN STANFORD, CA., USA	RECHTSGELEHRTER
ALBRECHT DIHLE (I) IN KÖLN	ALTPHILOLOGE
UMBERTO ECO (A) IN MAILAND, ITALIEN	SEMIOTIKER
MANFRED EIGEN (I) IN GÖTTINGEN	CHEMIKER
HANS MAGNUS ENZENSBERGER (I) IN MÜNCHEN ab 01.07.2005: VIZEKANZLER	SCHRIFTSTELLER

ALBERT ESCHENMOSER (A) IN KÜSNACHT, SCHWEIZ	CHEMIKER
LUDWIG FINSCHER (I) IN WOLFENBÜTTEL	MUSIKWISSENSCHAFTLER
DIETRICH FISCHER-DIESKAU (I) IN BERLIN	KAMMERSÄNGER
LORD NORMAN FOSTER (A) IN LONDON, ENGLAND	ARCHITEKT
HORST FUHRMANN (I) IN STEINEBACH	HISTORIKER
1992-2005: VIZEKANZLER	
WALTER GEHRING (A) IN THERWIL, SCHWEIZ	BIOLOGE
WOLFGANG GEROK (I) IN FREIBURG/BR.	MEDIZINER
HERBERT GIERSCH (I) IN SAARBRÜCKEN	NATIONALÖKONOM
DURS GRÜNBEIN (I) IN BERLIN	LYRIKER
SOFIA GUBAIDULINA (A) IN APPEN BEI HAMBURG	KOMPONISTIN
THEODOR W. HÄNSCH (I) IN MÜNCHEN	PHYSIKER
HERMANN HAKEN (I) IN SINDELFINGEN	PHYSIKER
NIKOLAUS HARNONCOURT (A) IN ST. GEORGEN	MUSIKER
FRIEDRICH HIRZEBRUCH (I) IN ST. AUGUSTIN	MATHEMATIKER
ROBERT HUBER (I) IN GERMERING	CHEMIKER
EBERHARD JÜNGEL (I) IN TÜBINGEN	THEOLOGE
ERIC R. KANDEL (A) IN NEW YORK, USA	NEUROBIOLOGE
DANI KARAVAN (A) IN TEL AVIV, ISRAEL	BILDHAUER UND ARCHITEKT
IMRE KERTÉSZ (A) IN BUDAPEST, UNGARN	SCHRIFTSTELLER
GYÖRGY KURTÁG (A) IN PARIS, FRANKREICH	KOMPONIST
JUTTA LAMPE (I) IN BERLIN	SCHAUSPIELERIN
JEAN-MARIE LEHN (A) IN STRASBOURG, FRANKREICH	CHEMIKER
YURI MANIN (I) IN BONN	MATHEMATIKER
PETER VON MATT (A) IN DÜBENDORF, SCHWEIZ	GERMANIST
ERNST-JOACHIM MESTMÄCKER (I) IN HAMBURG	RECHTSGELEHRTER
RUDOLF L. MÖSSBAUER (I) IN GARCHING	PHYSIKER
ERWIN NEHER (I) IN GÖTTINGEN	BIOPHYSIKER
ab 01.07.2005: VIZEKANZLER	
CHRISTIANE NÜSSLEIN-VOLHARD (I) IN TÜBINGEN	ENTWICKLUNGSBIOLOGIN
SVANTE PÄÄBO (I) IN LEIPZIG	PALÄOGENETIKER
HUBERTUS VON PILGRIM (I) IN PULLACH	BILDHAUER UND KUPFERSTECHEUR
ARIBERT REIMANN (I) IN BERLIN	KOMPONIST UND PIANIST
BERT SAKMANN (I) IN HEIDELBERG	MEDIZINER
ALBRECHT SCHÖNE (I) IN GÖTTINGEN	GERMANIST
REINHARD SELTEN (I) IN BONN	WIRTSCHAFTSWISSEN- SCHAFTLER

RICHARD SERRA (A) IN NEW YORK, USA	BILDHAUER
JAMES J. SHEEHAN (A) IN STANFORD, CA., USA	HISTORIKER
ROBERT M. SOLOW (A)	WIRTSCHAFTSWISSEN-
IN CAMBRIDGE, MASS., USA	SCHAFTLER
FRITZ STERN (A) IN NEW YORK, USA	HISTORIKER
STIG STRÖMHOLM (A)	RECHTSGELEHRTER
IN UPPSALA, SCHWEDEN	
JACQUES LÉON TITS (A) IN PARIS, FRANKREICH	MATHEMATIKER
CHRISTIAN TOMUSCHAT (I) IN BERLIN	JURIST
GÜNTHER UECKER (I) IN DÜSSELDORF	BILDHAUER
MARTIN WALSER (I) IN ÜBERLINGEN	SCHRIFTSTELLER
ROBERT WEINBERG (A) IN CAMBRIDGE, MASS., USA	KREBSFORSCHER
CHARLES WEISSMANN (A) IN ZÜRICH, SCHWEIZ	MOLEKULARBIOLOGE
WIM WENDERS (I) IN BERLIN	REGISSEUR
NIKLAUS WIRTH (A) IN ZÜRICH, SCHWEIZ	INFORMATIKER
HANS GEORG ZACHAU (I) IN MÜNCHEN	MOLEKULARBIOLOGE
1992-2005: KANZLER DES ORDENS	
ANTON ZEILINGER (A) IN WIEN, ÖSTERREICH	PHYSIKER
ROLF ZINKERNAGEL (A) IN ZÜRICH, SCHWEIZ	IMMUNOLOGE

Es sind verstorben

Lord Ralf Dahrendorf (A)  
Pina Bausch (I)

am 17. Juni 2009  
am 30. Juni 2009

Sekretariat des  
Ordens Pour le mérite für  
Wissenschaften und Künste  
bei dem Beauftragten der Bundesregierung  
für Kultur und Medien  
Leiter: Ministerialrat Dr. Horst Claussen  
Graurheindorfer Straße 198  
53117 Bonn

Tel.: (0228-99-681-3587)  
Telefax: (0228-99-681-5-3587)  
e-mail: [Ordenplm@bkm.bmi.bund.de](mailto:Ordenplm@bkm.bmi.bund.de)

Bildnachweise für die Bilder im Fünften Teil:  
S. 325: Hans Kroth, Kiel  
S. 326: Günter Röttenbacher, Deutsche Botschaft in Paris, Cidal  
S. 327: Jens Hansen, Deutsche Botschaft in Rom  
alle anderen: Ingo Bulla, Göttingen

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2010  
[www.wallstein-verlag.de](http://www.wallstein-verlag.de)

Vom Verlag gesetzt aus der Walbaum  
Druck: Hubert & Co, Göttingen

ISSN 0473-145-X  
ISBN 978-3-8353-0516-8